Bibliothek des
Zweigvereins der Gustav-Adolf-Stiftung
Blomberg
Abt. Nr 767 3

Lesebestimmungen:

1. Die Lesefrist beträgt 14 Tage.
2. Die Bücher sind mit Schonung zu behandeln und sauber zu halten. Auf keinen Fall dürfen die Blätter eines Buches mit schmutzigen, fettigen, nassen oder zuvor an den Lippen oder an der Zunge angefeuchteten Fingern umgewendet werden.
3. Das Zurückbiegen der Buchdeckel über den Buchrücken hinweg ist streng zu meiden.
4. Beschädigte oder beschmutzte Bücher werden auf Kosten des Entleihers ersetzt.
5. Die Bücher stehen nur dem Leser und dessen Familie zur Verfügung.

Buch Nr. 3
Eigentum der reformierten
Kirchengemeinde in Blomberg

Eigentum

der

Synagogengemeinde der

Israel. - ref. - Kirchengemeinde

zu

Blomberg.

~~M. 767.~~

Buch-Nr. 3
Eigentum der reform.
Kirchengemeinde zu Blomberg

Die spanischen Brüder.

Nr. 762.

Eine Erzählung aus dem sechzehnten Jahrhundert

von

D. Alcock,

Verfasser von „Unter dem Kreuz des Südens", „Ohne Kreuz keine Krone", „Im Dienst des Königs", „Aus der Zeit von John Knox", „Der Zar", „Geneviève", „Weltleben und Gottesleben", „Denksteine" ꝛc.

Übersetzt von **Luise Gräfin von Kanitz.**

Mit einem Vorwort

von

D. Emil Frommel,

Königl. Hofprediger und Garnisonpfarrer.

Einzige autorisierte deutsche Ausgabe.

Deine Güte ist besser denn Leben.
Psalm 63, 4.

Eigentum der Gemeinde-Bibliothek zu Blomberg.

Sechste Auflage.

1890.

A. Schmidt's Verlag in Anklam.

Buch-Nr.
Eigentum der reform.
Kirchengemeinde zu Blomberg
RBR
Jantz
#475

Vorwort
zur ersten Auflage.

Den nachfolgenden Blättern bin ich gebeten worden, ein Geleitswort mit auf den Weg zu geben. Im Grunde bedürfen sie desselben nicht, denn sie reden die beste Sprache für sich selbst. Es ist aber ein englischer Fremdling, der dies Werk geschrieben, und treue deutsche Freunde, hingenommen von der Schönheit und dem tiefen Gehalt des Buches, haben es in stillen Abendstunden unserm evangelischen Volk zulieb übersetzt. Einem Fremdling leiht man gerne das Wort, um so mehr, wenn manche seiner Brüder den leisen Verdacht erweckt haben, als stimme seine Art nicht ganz zu der unsern. Das ist aber bei diesem Buche nicht der Fall. Durchaus gesund und nüchtern gehalten bei allem dem, was den englischen Stil auszeichnet, in reicher und ergreifender Schilderung, ohne zu ermüden oder aufzuregen, Dinge und Personen ein- und vorführend, spannt das Werk bis zum Ende. Es führt uns in jene Frühlingstage Spaniens, in das Erwachen des reformatorischen Geistes in den Tagen des sechzehnten Jahrhunderts. In das Material der geschichtlichen Quellen flicht sich der aus dem dichterisch schaffenden Geiste des Verfassers gesponnene rote Faden der Erzählung. Mit großer Lebendigkeit treten die Anschauungen jener Zeit, wie sie sich auf religiösem und sozialem Boden auslebten, vor die Seele. Die Charakterzeichnung der Personen und ihrer innersten Seelenstimmungen ist präzis und fest, der Dialog fesselnd, die

Schilderungen sich fernhaltend von Überschwänglichkeit, kurz, überall hat das Werk die innere Wahrheit im Auge.

„Siehe, wir preisen selig, die erduldet haben!" Dies Wort klingt nach, wenn man das Buch aus der Hand gelegt.

Spanien ist wie Italien ein Land, in welchem die Toten aufstehen. Aus den Bibliotheken wandern alte, totgeglaubte Zeugen hervor, reden von der freien Gnade Gottes in Christo, Blutzeugen, die auf dem Scheiterhaufen endeten, sprechen wieder zum Volke. In diesen Tagen der Lutherfeier aber wird solch Buch, das uns nicht bloß hinüberträgt in eine Stätte landschaftlicher Schönheit und alter Kultur, sondern uns auch sein innerstes Leben in einer großen Zeit erschließt, doppelt anmuten. So sei es denn allen evangelischen Christenleuten empfohlen, um so mehr, als sein Ertrag dem Stift ein Scherflein bringen soll, das mit dem Namen eines der treusten Zeugen der Reformation geschmückt ist!

Berlin, 10. November 1883.

D. Emil Frommel.

Erstes Kapitel.

Die Knabenzeit.

An einem der grünen Abhänge der Sierra Morena stand um die Mitte des 16. Jahrhunderts unter dem Schatten alter Korkbäume und umgeben von wilden, felsigen Höhen und kahlen, braunen Landstrecken ein Schloß, schon damals alt und ziemlich verfallen. Es war früher eine befestigte Burg, war aber nicht sehr geräumig und für unsre modernen Begriffe von Bequemlichkeit kein besonders behaglicher Wohnsitz. Den bedeutendsten Teil bildete die große Halle, in der verblaßte, sorgsam ausgebesserte Tapeten hingen und eichene Tische, Sessel und Bänke standen, alles reich geschnitzt, aber mit deutlichen Spuren des Alters. Schmale, unverglaste Einschnitte in die dicken Mauern ließen Licht und Luft ein, und vor einem derselben standen an einem düstern Herbstmorgen zwei Knaben und beobachteten den unaufhaltsam herniederströmenden Regen. Sie waren ganz gleich gekleidet in lose Jacken von blauem, selbstgewebtem Tuch, aber so frisch und so hübsch geschnitten, daß sie viel besser standen als manches kostbare Kleidungsstück. Ihre langen Strümpfe waren von Seide und ihre Stulpen und weiten Hemdkrausen von feinem Linnen, sorgfältig gestärkt und geplättet. Der ältere — ein sehr hübscher Junge, der aussah, als sei er mindestens 14 Jahr, aber in der That erst dreizehn war — hatte rabenschwarzes Haar, schwarze, scharfe, funkelnde Augen, hübsche, aber stark markierte Züge und ein von Natur dunkles Kolorit, das durch das beständige Leben in Sonne und Wind noch dunkler geworden war. Der jüngere, zarter aussehende Bruder hingegen

hatte eine breitere Stirn, weiter geöffnete Nasenflügel und weichere Linien um den Mund, auch war sein Haar weniger dunkel und die Gesichtsfarbe heller.

„Regen — Regen! Wird es ewig regnen?“ rief in ungeduldigem Ton der ältere, dessen Name Juan war oder vielmehr sein voller Name und Titel — und er wäre sehr böse geworden, wenn irgend etwas davon fortgelassen worden wäre — Don Juan Rodrigo Alvarez de Santillanos y Menaja. Er war von reinstem spanischem Blut, von seines Vaters Seite von edelstem kastillanischem Geschlecht, von seiner Mutter von alter asturischer Familie. Er wußte es sehr gut und hielt deshalb sein junges Haupt stolz in die Höhe trotz der Armut und, was noch schlimmer war, des geheimnisvollen Mehltaues, der auf den Namen und das Glück seines Hauses gefallen war und auch Verarmung in seinem Gefolge gehabt hatte, noch als das geringste der mitfolgenden Übel.

„Frühaufstehen bringt uns nicht früheres Tageslicht und Darnachausschauen nicht den Sonnenschein“, sagte der scharfsinnige Carlos, der gewohnt war, sich alles anzueignen, was er hörte, und sich dadurch in der Philosophie übte, welche schon damals sprichwörtlich als das Erbteil seines Geschlechts galt, wie sie es noch jetzt ist.

„Das ist nur zu wahr. Laß uns die Stäbe holen und ein fröhliches Spiel anfangen, oder, noch besser, die Rapiere zu einer Fechtübung!“

Carlos stimmte bereitwillig zu, obgleich augenscheinlich ohne besondere Freude. In allen äußeren Dingen, wie die Wahl der Spiele und sonstigen Unternehmungen, war Juan unbestritten der Führer, und es fiel Carlos nie ein, gegen seinen Beschluß Einspruch zu erheben. Aber in andern wirklich wichtigen Dingen war es Carlos, der, ihm selbst ganz unbewußt, die Leitung seines mit stärkerem Willen begabten, aber weniger besonnenen Bruders übernahm.

Juan holte nun die sorgfältig verwahrten Rapiere, mit denen die Knaben ihre Fechtübungen auszuführen gewohnt waren, entweder, wie jetzt, zu ihrem eignen Vergnügen oder unter Anleitung des grauhaarigen Diego, der unter ihrem Vater in des Kaisers Heer gedient hatte und jetzt Majordomo, Diener, Seneschall —

alles in einer Person war. Er war es auch, von dem Carlos seinen Vorrat an Sinnsprüchen gelernt hatte.

„Nun stell' Dich hin! O Du stehst zu niedrig; warte einen Augenblick!" Und Juan verließ die Halle, kehrte aber schnell zurück mit einem großen, schweren Buch, das er auf die Erde warf, und wies seinen Bruder an, sich darauf zu stellen.

Carlos zögerte. „Wenn der ‚Bruder' uns überraschte, während wir unsern großen Horaz so mißbrauchen?"

„Das möchte ich gerade!" rief Juan mit einem mutwilligen Aufblitzen seiner schwarzen Augen.

Nachdem die Frage der Größe so zur Zufriedenheit geregelt war, begann das Spiel und ging eine Zeitlang munter fort. Man mußte dem älteren Bruder die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er dem weniger thatkräftigen und geschickten Gefährten jeden Vorteil gewährte, oft unter lauten Ausrufungen — mit sehr unnötiger Anstrengung seiner Lunge — Anordnungen über die Richtung oder Warnungen vor Seitenhieben, Vorschlagen, Nachhauen, Finten, Paraden. Zuletzt jedoch, in einem unglücklichen Augenblick, bekam Carlos durch eine ungeschickte Bewegung seinerseits einen Hieb auf die Backe durch seines Bruders Klinge und so ernstlich, daß Blut floß. Juan sprang augenblicklich zu, voll Betrübnis, ein „O weh!" auf den Lippen. Aber Carlos wandte sich von ihm ab, bedeckte das Gesicht mit beiden Händen, und Juan hörte bald zu seiner Entrüstung ein heftiges Schluchzen.

„Du kleiner Feigling!" rief er aus, „über einen Hieb zu weinen. Schande, Schande über Dich!"

„Du bist selbst ein Feigling, mich so zu nennen, weil ich Dich nicht besiegen kann," erwiderte Carlos, sobald er vor Thränen sprechen konnte.

„Das ist immer Deine Art, Du kleiner Thränenreicher! Wie kannst Du davon reden, unsern Vater zu suchen? Du würdest einen braven Kerl abgeben, um nach Indien zu segeln und mit den Wilden zu kämpfen. Du sitzest besser zu Hause mit Mutter Dolores und spinnst."

Viel zu tief verletzt, um eine passende Redensart zu finden oder irgend eine Antwort zu geben, verließ Carlos unter Thränen

mit raschen Schritten die Halle und suchte Zuflucht in einem kleinen anstoßenden Zimmer.

Die Vorhänge in diesem Zimmer waren verhältnismäßig neu und sehr schön, mit geschmackvoller Handstickerei, auch die Möbel waren viel kostbarer als die in der Halle. Hier war auch ein Glasfenster, und an diesem stand Carlos und blickte verstimmt in den strömenden Regen mit harten Gedanken über seinen Bruder, der ihn erst so schmerzlich verwundet, ihn dann einen Feigling genannt und zuletzt — und das war das Schlimmste — ihn geschmäht als unfähig zu der Aufgabe, an welcher, so sehr er auch noch Kind war, sein ganzes Herz und seine Seele hing.

Aber er konnte nicht ernstlich Juan grollen. Ebenso wenig konnte er es lange ohne ihn aushalten. Nach kurzer Zeit wich sein Zorn dem Gefühle äußerster Verlassenheit und Unbehagens und einer großen Sehnsucht, mit ihm wieder „gut Freund" zu sein.

Juan fühlte sich auch nicht behaglicher, obgleich er sich einreden wollte, er habe ganz recht, seinem Bruder seinen Mangel an Männlichkeit nachdrücklich vorzuhalten, und daß er vor Scham sterben müßte, wenn Carlos ihm in Sevilla vor seinen Vettern die Schmach anthäte, wie ein Kind oder wie ein Mädchen zu weinen, wenn er verletzt würde. Im innersten Herzen wünschte er freilich, er hätte geschwiegen oder wenigstens sanfter gesprochen; aber er kämpfte es nieder und stampfte in der Halle auf und ab mit dem fröhlichsten Ton, den er aufbringen konnte, singend: „Der Cid ritt durch das Hufeisenthor ꝛc."

„Ruy!" rief Carlos endlich noch ein wenig zaghaft aus dem Nebenzimmer, „Ruy!"

Ruy ist die spanische Abkürzung von Rodrigo, Juans zweitem Namen und dem, den er aus Gründen, die er allein kannte, am liebsten hörte; so war schon das allein, daß Carlos ihn so rief, ein Anfang zum Frieden. Juan folgte wahrhaft erfreut dem Rufe und nachdem er sich nach kurzer Untersuchung überzeugt, daß seines Bruders Wunde nichts zu bedeuten hatte, vollendete er die Versöhnung, indem er in vertraulicher, knabenhafter Weise den Arm um dessen Schulter schlang. So war, ohne daß ein Wort gesprochen worden, der Streit zu Ende. Es traf sich, daß auch der Regen

vorüber war und die Sonne zu scheinen anfing. Das Sonnenlicht hatte auch Carlos den Vorwand gegeben, Ruy zu sich zu rufen.

„Sieh, Ruy", sagte er, „die Sonne scheint auf unsers Vaters Worte."

Die Kinder hatten ihr eigenstes Geheimnis, das sie mit der eigentümlichen Zurückhaltung der Kindheit sorgfältig bewahrten, selbst vor Dolores, der treuen Pflegerin ihrer Kinderjahre, die über ihr junges Leben den einzigen Schimmer mütterlicher Liebe breitete, die sie je gekannt, einen Schimmer, freilich blaß und matt, doch das beste, das ihnen überhaupt zugefallen, denn selbst Juan erinnerte sich seiner Eltern nicht, Carlos hatte seines Vaters Antlitz nie gesehen, und die Mutter starb bei seiner Geburt.

Und doch war in der Traumwelt, die die Kinder sich geschaffen hatten und in der sie hauptsächlich lebten, ihr unbekannter Vater die wichtigste Person. Alle großen Nationen haben in ihrer Kindheit ihre Legenden, ihr Epos, geschrieben oder ungeschrieben, ihren Helden oder viele derselben, über deren Thaten die Phantasie nach Belieben Wandlungen schafft in den Zeiten, wo Sprache, Litteratur und Charakter der Nation in dem Entwickelungsprozeß stehen. So ist es auch mit den Individuen. Kinder von reicher Einbildungskraft — besonders wenn sie in Einsamkeit aufgewachsen und vor roher, weltlicher Gemeinschaft bewahrt sind — haben sicher ihre Legenden, vielleicht ihr ungeschriebenes Epos, jedenfalls ihre Helden. Auch sind diese Kindheitsträume keine leeren Gebilde, sie sind gute und schöne Gaben Gottes, gesund für die Gegenwart, bildend für die Zukunft. Es liegt eine tiefe Wahrheit in dem Worte des Dichters: „Wenn Du ein Mann bist, habe Ehrfurcht vor den Träumen Deiner Jugend!"

Der Cid campeador, der Karl der Große und der König Arthur unsrer jugendlichen spanischen Gebrüder, war niemand anders als Don Juan Alvarez de Menaya, zweiter und letzter Graf von Nuera. Und wie bei der nationalen Romantik die historische Grundlage oft sehr gering zu sein pflegt, — ja, dem glaubwürdigen geschichtlichen Zeugnis wird oft rücksichtslos getrotzt — so ist es auch mit der Romantik der Kinder, und der vorliegende Fall macht hiervon keine Ausnahme. Alle Welt sagte, ihres Vaters

Gebeine lägen gebleicht auf den wilden araukanischen Schlachtfeldern; aber das bedeutete gar nichts in den Augen von Juan und Carlos Alvarez. Ihnen genügte, um ihren kindlichen Glauben darauf zu bauen, ein geflüstertes Wort von Dolores — als sie sie schlafend glaubte — zu dem Dorfchirurgus, der sie mit ihr in einer Kinderkrankheit pflegte — „Tot? Ach möchten alle Heiligen und die gebenedeite Himmelskönigin geben, daß wir nur darüber Gewißheit hätten!"

Sie hatten auch noch mehr als dies. Täglich lasen sie wieder und wieder die geheimnisvollen Worte, die mit einem Diamant von ihres Vaters Hand — was zu bezweifeln ihnen nie in den Sinn kam — in das Fenster seines Lieblingsasyls eingegraben waren:

„El dorado — yo hé trovado."

„Ich habe das Eldorado gefunden."

Kein Auge außer dem ihrigen hatte diese Inschrift je entdeckt, und ein wunderbares Gebäude hatte ihre Phantasie auf dem leichten, luftigen Fundament dieser fünf rätselhaften Worte aufgebaut. Sie hatten von Diegos Lippen viele von den Fabeln gehört, die zu jener Zeit in Umlauf waren über das „Goldland", über welches spanische Abenteurer so wilde Träume nährten und das sie vergebens in der neuen Welt suchten. Sie wußten, daß ihr Vater wirklich in seiner Jugend eine Reise nach Indien gemacht hatte, und sie hatten sich völlig in die Überzeugung hineingearbeitet, er sei der glückliche Entdecker von Eldorado, sei wieder dorthin zurückgekehrt und herrsche da als König reich und glücklich, vielleicht nur voll Sehnsucht, daß seine Söhne ihm dorthin folgen möchten. Und folgen wollten sie ihm gewiß eines Tages, selbst wenn unerhörte Gefahren (unter denen zwölf Fuß hohe Riesen und feurige Drachen, Dinge, an die sie fest glaubten, die geringsten waren) auf ihrem Wege liegen sollten so dick wie die Blätter der Korkbäume, wenn der Herbstwind durch die Felsspalten wehte.

„Sieh, Ruy," sagte Carlos, „das Licht scheint auf unsers Vaters Worte."

„Ja wirklich! Welch ein Glück steht uns bevor! Etwas kommt immer, wenn sie so aussehen."

„Was wünschest Du Dir am meisten?"

„Einen neuen Bogen und ein Bund wirklicher Bolzen mit Stahl beschlagen. Und Du?" — „Nun — die Chronik vom Cid, glaube ich." — „Die möchte ich auch, aber noch lieber wäre mir —"

„Was?"

„Daß Bruder Sebastian Schnupfen bekäme und die Gebirgsluft zu kalt für seine Gesundheit fände oder eine gute Stelle in seinem geliebten Complutum bekäme."

„Wir könnten Besseres wünschen und schlechter fahren wie die, die besseres Brot als Weizen suchen," erwiderte Carlos lachend. „Wünsche noch einmal, Juan, und diesmal wirklich den Wunsch aller Wünsche!"

„Was anders, als meinen Vater zu finden?"

„Ich meine, nächst dem?"

„Nun denn, noch einmal nach Sevilla zu gehen, die Läden zu sehen und die Stierkämpfe und die große Kirche, mit unsern Vettern zu fechten und mit Donna Beatrice die Cachucha zu tanzen."

„Das möchte ich nicht. Es giebt Leute, die mit Wolle ausgehen und geschoren nach Hause kommen. Obgleich ich Donna Beatrice so gerne habe als irgend einer —"

Eine große, schlanke Frau, in schwarze Serge gekleidet und mit einer weißen Haube, trat in das Zimmer. Schwarzes Haar mit Silber durchzogen und blasse, eingesunkene, sorgengefaltete Züge ließen sie älter erscheinen, als sie wirklich war. Sie war einst schön gewesen, und es schien, als wäre ihre Schönheit nicht allmählich gebleicht in der Sonne vorüberziehender Jahre, sondern ausgebrannt in der Glut einer verzehrenden Seelenpein. Mit der stillen Kraft eines tiefen, leidenschaftlichen Herzens, das sonst nichts mehr hatte, sich daran zu klammern, liebte Dolores die Kinder ihrer angebeteten Herrin und Milchschwester. Es war hauptsächlich ihr Geschick und ihre Umsicht, die die armseligen Überreste ihres Vermögens zusammenhielt. Sie erfand so viel wohlfeile Mittel zu ihrem Behagen wie möglich, und doch würde sie als echte Spanierin jeden Augenblick ihre Bequemlichkeit geopfert haben, um ihren Rang und die Würde ihrer Stellung aufrecht zu erhalten. Heute hielt sie einen offenen Brief in der Hand.

„Junge Sennores," sagte sie in der förmlichen Redeweise, die keine Vertraulichkeit je fallen zu lassen sie verleitet hätte, „ich bringe

Euer Gnaden gute Nachrichten. Euer edler Oheim, Don Manuel, beabsichtigt, Euer Schloß mit seiner Gegenwart zu beehren."

„Wirklich gute Nachrichten! Ich bin so froh, als hättest Du mir ein Atlaswams geschenkt. Er kann uns mit nach Sevilla nehmen!" rief Juan.

„Er hätte zu Hause bleiben können, und ich hätte ihm Glück und Segen gewünscht," murmelte Carlos.

„Ob Ihr mit nach Sevilla geht oder nicht, Sennor Don Juan," sagte Dolores ernst, „wird wahrscheinlich von der Zufriedenheit Eures edlen Oheims abhängen mit Euren Fortschritten im Latein, in der Grammatik und den sonstigen Wissenschaften."

„Ich gebe keinen Strohhalm für meines edlen Oheims Zufriedenheit," sagte Juan unehrerbietig. „Ich weiß schon so viel, als irgend ein Kavalier braucht, und zehnmal mehr als er selbst."

„Ja, das ist wahr," warf Carlos ein, indem er aus der Fensternische hervortrat, „mein Onkel hält einen gelehrten Mann — wenn er nicht etwa ein Professor von Beruf ist — nicht eines Trunks Wassers wert. Ich habe ihn sagen hören, sie beunruhigten nur die Welt und brächten Unglück über sich und ihr ganzes Geschlecht. So wirst Du es doch zuletzt sein, Juan, der am meisten Gnade vor seinen Augen findet."

„Sennor Don Carlos, was haben Sie an Ihrem Gesicht?" fragte Dolores, die jetzt erst die Spuren seiner Verletzung bemerkte.

Beide Knaben sprachen zugleich.

„Nur einen Hieb beim Fechten. Alles durch meine eigne Ungeschicklichkeit; es ist nichts," sagte Carlos eifrig.

„Ich habe ihn mit meiner Klinge verletzt; es war ein Mißgeschick und thut mir sehr leid," sagte Juan, indem er seine Hand auf des Bruders Schulter legte.

Dolores war weise genug, sie nicht zu größerer Vorsicht zu ermahnen. Sie sagte nur: „Junge Herren, welche Ritter und Feldherren werden wollen, müssen lernen, harte Schläge zu geben und zu empfangen," und setzte in ihrem Innern hinzu: „Gott segne die Jungen! Möchten sie nach zehn oder zwanzig Jahren noch so treu zu einander stehen, wie sie es jetzt thun!"

Zweites Kapitel.

Der Brief des Mönches.

Fray Sebastian Gomez an den ehrwürdigen Sennor Filipe de Santa Maria, Licentiat der Theologie, wohnhaft zu Alcala de Henarez, gewöhnlich Complutum genannt.

Hochwürdiger und verehrter Herr!

An meinem Verbannungsort, mitten in diesen düsteren, unwirtlichen Bergen, erquicke ich oft mein Gemüt durch Rückerinnerungen an die Freunde meiner Jugend und an die glückliche Zeit, die wir in jenen alten Hallen der Wissenschaft zubrachten, als wir am Morgen unsers Lebens gemeinsam den auserwählten Vorträgen der edlen und höchst orthodoxen Griechen Demetrius Ducas und Nicetus Faustus lauschten oder zu den Füßen des ehrwürdigen Patriarchen der Wissenschaft, Don Fernando Nunnez, saßen. Glücklich seid Ihr, o Freund, daß Ihr Eure Tage an so lieblichen Stätten und bei so wohlthuenden Beschäftigungen verleben könnt, während ich Unglücklicher durch das Schicksal und durch Vernachlässigung von Freunden und Gönnern verurteilt bin, das zu nehmen, was ich haben kann, statt zu haben, was ich nehmen möchte. Ich bin leider genötigt, meine Tage in der undankbaren Beschäftigung hinzuschleppen, die Anfänge menschlichen Wissens trägen, sorglosen Kindern einzutrichtern, welche zu unterrichten wirklich auf Sand und Wasser schreiben heißt. Aber um Euer Hochwürden nicht mit unnötigen Vorreden zu ermüden, will ich kurz die Umstände berichten, die zu meinem hiesigen Aufenthalt geführt haben.

Der gute Bruder fährt in seinem persönlichen Bericht fort, aber keineswegs kurz; und da es übrigens wenig oder gar nichts mit unsrer Erzählung zu thun hat, kann es füglich ausgelassen werden. . . . . In dieser Wüste, wie ich es wirklich nennen kann — fährt er fort — ist die Nahrung für den Leib ebenso kahl und armselig, wie die Nahrung für die geistigen Bedürfnisse gänzlich fehlt. — Ach, um den goldenen Xereswein, diesen duftenden Nektar, mit dem wir gewohnt waren, unsern matt gewordenen Geist zu erfrischen! Unsrer schlichten Banketts gar nicht zu gedenken, des schäumenden roten Malagas, der reichgefüllten Pasteten, des köstlichen Estremadura-Schinkens, der würzigen Olla potrida. Hier bekommt man Rindfleisch selten zu sehen, Kalbfleisch niemals. Unsre Olla ist von mageren Hammeln, wenn nicht gar von Ziegenfleisch, wird mit schlechtem Essig hinuntergespült, den man höflicherweise Wein nennt, und wird durch ein paar elende Feigen oder geröstete Kastanien vervollständigt und durch Ziegenkäse, so hart wie die Köpfe der Bauern, die ihn bereiten. Ich erfahre in der That die Wahrheit des Sprichworts: „Ein schlechter Koch ist eine unbequeme Verwandtschaft." Ein Fäßchen Xeres, wenn es durch die Güte meiner edlen Freunde den Weg in diese entlegenen Berge finden könnte, würde meine Mahlzeit wunderbar verbessern und aller Wahrscheinlichkeit nach meine Tage verlängern. Die Haushälterin hier ist eine uralte Donna mit saurem Gesicht, die alles regiert in dieser alten Ruine von einem Schloß, wo Armut und Stolz das einzige sind, das man reichlich findet. Sie ist eine Asturierin und im Gefolge der unglücklichen verstorbenen Gräfin hergekommen. Wie alle aus diesem Stamme, wo selbst die Schäfer sich „Edle" nennen, ist sie stolz, aber die Gerechtigkeit erfordert, hinzuzufügen, daß ihre Thätigkeit und ihre Sparsamkeit an das Wunderbare grenzen. Aber um zu wichtigeren Angelegenheiten überzugehen. Ich setze von seiten meines hochwürdigen Freundes einige Kenntnis von der traurigen Geschichte der Familie meiner jungen Zöglinge voraus. Ihr werdet Euch des düsteren Schattens erinnern, der so plötzlich wie eine Verfinsterung der großen Himmelskörper auf den Ruhm und das Glück des Grafen von Nuera fiel, der

vor etwa 15 Jahren als glänzender Soldat und Höfling und persönlicher Günstling Seiner Majestät des Kaisers bekannt war. Da vernahm man plötzlich das Gerücht von einer schwarzen Verräterei — es hieß, selbst das Leben des großen Kaisers, seines Freundes und Gönners, sei bedroht gewesen. Man sagt, der Kaiser (den Gott erhalten möge) habe trotz seines gerechten Zornes doch Erbarmen gehabt und großmütig die Ehre seines undankbaren Dieners gerettet, während er das Verbrechen strafte. Jedenfalls hieß es vor der Welt, der Graf habe ein Kommando nach Indien übernommen und sei, ohne nach Spanien zurückzukehren, dorthin abgesegelt von irgend einem Hafen in den Niederlanden aus, wohin ihn der Kaiser berufen. Man glaubt, er habe, um seinen Kopf vor dem Beil und seinen Namen vor Schimpf zu bewahren, aus eigner Initiative sein großes Vermögen dem Kaiser und der heiligen Kirche vermacht und nur ein unbedeutendes Legat für seine Kinder zurückbehalten. Ein Jahr später wurde sein Tod im Kampfe mit den Araukanischen Helden bekannt gemacht, und wenn ich nicht irre, war der Kaiser gnädig genug, Messen für seine Seele lesen zu lassen. Doch zu derselben Zeit flüsterte man sich Gerüchte zu von einem viel schrecklicheren Ausgang der Sache. Es wurde angedeutet, er sei, als sein Verrat entdeckt wurde, an der menschlichen und göttlichen Barmherzigkeit verzweifelnd, elend durch eigne Hand umgekommen. Um der Familie willen gab man sich indes große Mühe, die Sache zu vertuschen, und so ist niemals Bestimmtes darüber verlautet. Ich komme mir fast selbst wie ein Verräter vor, indem ich dies dem Papier anvertraue; doch es ist einmal geschrieben und mag stehen bleiben. Ist doch bei Euch, hochwürdiger und geehrter Freund, alles sicher verwahrt.

Den Knaben, die ich zu unterrichten habe, fehlt es nicht an Gaben; aber der ältere — Juan — ist faul und übermütig und dabei von so aufbrausendem Temperament, daß er keine Art von Züchtigung erträgt. Der jüngere — Carlos — ist lenksamer von Natur und wäre wirklich eifrig bei seinen Studien, wenn nicht sein nichtsnutziger Bruder ihn fortwährend zu Unfug verleitete. Don Manuel Alvarez, ihr Onkel und Vormund, ein

kluger Weltmann, wird ihn jedenfalls zu bewegen suchen, sich der Kirche zu weihen; aber ich bete, wie ich es aus christlicher Barmherzigkeit thun muß, daß es ihm nicht einfallen möge, aus dem Knaben einen Minoritenmönch zu machen, da ich aus trüber Erfahrung sagen kann, daß solcher Weg durch diese elende, böse Welt dürftig genug ist.

Zum Schluß bitte ich Euch, ehrwürdiger Freund, diese Zeilen möglichst rasch und sicher den Flammen zu übergeben; und so flehe ich zu unsrer Frau und zu dem gesegneten Sankt Lukas, an dessen Vigilie ich dies schreibe, Euch in ihren gesegneten Schutz zu nehmen.

Euer
unwürdiger Bruder
Sebastian.

So sprach die Welt mit abgewandtem Antlitz oder einem kopfschüttelnd gesprochenen „O weh!" über den, von dem seine eignen Kinder — darin wenigstens noch glücklich — nichts weiter wußten als jene Worte, die fast wie ein Freudenschrei klangen.

Drittes Kapitel.

Schwert und Priesterrock.

Don Manuel Alvarez blieb einige Tage in Nuera, wie das halbverfallene Schloß in der Sierra Morena genannt wurde. Während dieser Zeit hatte die arme Dolores bittre Sorgen und war unermüdlich in ihrem Bestreben, nicht nur dem verwöhnten, vornehmen Gast selbst passende Aufnahme zu verschaffen, sondern auch der Schar der Dienstmannen, die er nötig gefunden hatte mitzubringen: drei oder vier persönliche Diener und ein Dutzend bewaffneter Männer, letztere vielleicht wirklich unentbehrlich für eine Reise durch diese wilden Landstriche. Don Manuel fand die Situation ebenso wenig behaglich wie seine Leute. Aber er hielt es für seine Pflicht, ab und zu einen Besuch auf dem Besitz seiner verwaiseten Neffen zu machen, um zu sehen, ob er gut verwaltet werde. Der einzige in der Gesellschaft, der sich ganz behaglich fühlte, war vielleicht der würdige Fray Sebastian, ein gutmütiger, selbstzufriedener Mönch, welcher in Bezug auf Erziehung und Geschmacksrichtung etwas über dem Durchschnitt seiner Ordensbrüder stand. Er liebte Essen und Trinken; er liebte Geschwätz und ein wenig oberflächliche Lektüre und liebte es nicht, sich mit irgend etwas zu plagen. Er fühlte sich sehr befriedigt durch die bessere Kost, die während Don Manuels Besuch eingeführt war, und fühlte sich außerdem befreit von der sehr natürlichen Besorgnis, daß der Vormund seiner Zöglinge unzufrieden über die langsamen Fortschritte derselben sein möchte. Er hatte schnell herausgefühlt, daß Don Manuel sich nichts daraus mache, daß seine Neffen sehr gelehrt

würden; er verlangte nur, daß sie in 2 oder 3 Jahren reif wären für die Universität Complutum oder Salamanka, wo sie so lange bleiben sollten, bis sie gut versorgt wären, der eine in der Armee, der andre im geistlichen Stande.

Was Juan und Carlos betrifft, so fühlten sie mit dem sicheren Instinkt der Kinder, der in dieser Beziehung Ähnlichkeit mit dem der Tiere hat, daß ihr Onkel wenig Liebe für sie fühle. Juan fürchtete sich mehr, als in diesem Falle nötig war, vor zu gründlichem Forschen nach seinen Fortschritten, und Carlos, während er äußerlich eine große Scheu vor seinem Onkel hatte, verachtete ihn doch in seinem Herzen, weil er weder Latein verstand noch irgend eine Ballade über den Cid auswendig wußte.

Am dritten Tage nach dem Mittagessen setzte sich Don Manuel feierlich in den großen geschnitzten Lehnstuhl, der auf einer Estrade am Ende der Halle stand, und beschied seine Neffen zu sich. Er war ein großer, hagerer Mann mit niedriger Stirn, schmalen Lippen und einem Spitzbart. Sein Anzug war von feinstem maulbeerfarbenem Tuch mit Samtaufschlägen; alles an ihm war reich, schön und gut gehalten, aber ohne Überladung. Sein Wesen war würdevoll, vielleicht etwas gespreizt, wie bei Menschen, die gern etwas aus sich machen wollen, wie er denn jedenfalls aus seinem Vermögen viel gemacht hatte.

Er wandte sich zuerst an Juan und erinnerte ihn mit ernsten Worten daran, daß sein Vater durch seine Unvorsichtigkeit ihm nichts habe hinterlassen können als diese elende Schloßruine und ein paar dürftige Äcker auf steinigem Boden; die Augen der Knaben flammten bei dieser Äußerung, er aber zuckte die Achseln und biß sich auf die Lippen. Dann hub Don Manuel an, das edle Waffenhandwerk als den Weg zu Ruhm und Glück zu preisen. Diese Sprache gefiel dem Neffen viel besser; er blickte auf und sagte schnell: „Ja, mein Oheim, ich will mit Freuden Soldat werden, wie alle meine Vorfahren es waren.“ „Wohl gesprochen! Und wenn Du alt genug bist, verspreche ich Dir, meinen Einfluß geltend zu machen, um Dir eine gute Anstellung in dem Heere Seiner Kaiserlichen Majestät zu verschaffen. Ich hoffe, Du wirst Deinem alten Namen Ehre machen.“

„Ihr könnt Euch auf mich verlassen," sagte Juan in ruhigem, ernstem Ton. Dann sein Haupt erhebend sagte er schneller: „Mein Vater gab mir neben seinem eignen Namen Juan noch den des Cid Ruy Diaz Campeador: Rodrigo, gewiß, um anzudeuten —"

„Ruhig, Knabe!" unterbrach ihn Don Manuel und schnitt damit die einzigen Worte ab, die sein Neffe in seiner Gegenwart wirklich aus dem Herzen gesprochen hatte, und empfand dabei so wenig als ein Landmann, der einen Glühwurm zertritt. „Du bist nicht nach Deinem Cid und Deiner thörichten Romantik Rodrigo getauft, sondern Dein Vater nannte Dich so nach einem verstorbenen Freund von ihm, und je weniger von dem gesprochen wird, desto besser."

„Meines Vaters Freund muß gut und edel gewesen sein wie er selbst," sagte Juan stolz, fast trotzig.

„Junger Mensch," antwortete Don Manuel streng und zog, erstaunt über diese Kühnheit, seine Brauen in die Höhe, „merke Dir, daß ein demütigerer Ton in Gegenwart Deiner Oberen Dir besser ziemen würde!" Dann sich hochmütig von ihm abkehrend, wandte er sich an Carlos. „Was Dich betrifft, Neffe Carlos, so höre ich mit Vergnügen von Deinen Fortschritten im Lernen. Fray Sebastian berichtet über Dich, daß Du eine schnelle Fassungsgabe und ein gutes Gedächtnis hast. Überdem sind, wenn ich nicht irre, Schwertstreiche weniger Deine Neigung als Deines Bruders. Der Dienst der heiligen Mutterkirche wird Dir passen wie ein Handschuh, und glaube mir, Knabe, denn Du bist alt genug, mich zu verstehen, es ist wirklich ein guter Dienst. Geistliche Herren essen und trinken gut, schlafen sanft und bringen ihre Tage damit zu, das Gold, für das andre arbeiten und bluten, durch ihre Finger laufen zu lassen. Wer gute Fürsprache an hoher Stelle hat und seine Karten geschickt zu mischen weiß, für den giebt es fette Pfründen, bequeme Stifte und vielleicht — wer weiß? — zuletzt gar einen reichen Bischofssitz mit wenigstens 10 000 harten Dukaten, die alle Jahre einlaufen, um sie zu sparen, sie auszugeben oder auszuleihen, wie es Dir am besten gefällt."

„10 000 Dukaten!" sagte Carlos, der seinen Onkel mit großen blauen Augen angestarrt hatte, in denen halb Unglaube, halb staunende Verwunderung sich malte.

„O, mein Sohn, das ist das Allergeringste. Der Erzbischof von Sevilla hat 60 000 und mehr im Jahr."

„10 000 Dukaten," flüsterte Carlos wieder in starrem Erstaunen, „dafür könnte man ein Schiff kaufen!"

„Ja," sagte Don Manuel, hocherfreut über diese Äußerung, die ihm eine frühreife Begabung für Geldgeschäfte zu verraten schien, „das ist ein vortrefflicher Gedanke von Dir, mein Junge! Ein gut ausgerüstetes Schiff nach Indien würde Dir Deine Dukaten mit reichlichen Zinsen zurückbringen, denn ein Schiff segelt, während Du schläfst, und das Sprichwort sagt: „Laß den Faulen sich ein Schiff kaufen oder ein Weib nehmen." Ich sehe, Du bist ein aufgeweckter Bursche. Was sagst Du zu dem geistlichen Stande?"

Carlos war noch zu sehr Kind, um etwas andres zu antworten als: „Wenn es Euch gefällt, Herr Onkel, ich möchte es ganz gern."

So wurde über die Zukunft von Juan und Carlos Alvarez entschieden, mit noch etwas weniger Rücksicht auf ihren Geschmack und ihre Fähigkeiten als damals üblich war.

Als die Brüder allein waren, sagte Juan: „Dolores muß zu Unsrer Frau für uns gebetet haben, Carlos! Eine Anstellung in der Armee ist gerade etwas für mich. Ich will eine große Waffenthat ausführen, wie z. B. Alfonso Vives, der den Herzog von Sachsen gefangen nahm; ich will Ruhm ernten und befördert werden und dann zurückkommen und meinen Onkel um die Hand seiner Mündel Donna Beatrice bitten."

„Ach und ich, wenn ich Geistlicher werde, kann ich mich nie verheiraten!" sagte Carlos etwas kläglich, mit einer dunklen Ahnung, daß seinem Bruder etwas Gutes werden solle, wovon er für immer ausgeschlossen wäre.

„Natürlich nicht; aber Du wirst Dir nichts daraus machen."

„Niemals! Keine Spur!" sagte der zwölfjährige Knabe sehr zuversichtlich. „Ich werde Dich ja immer haben, Juan, und all' das Geld, von dem der Onkel sagt, daß Geistliche es so leicht verdienen, spare ich, um unser Schiff zu kaufen."

„Ich will auch sparen, so daß wir eines Tages zusammen absegeln können. Ich bin dann der Kapitän und Du, Carlos, der Messepriester."

„Aber es soll mich nur wundern, ob es wahr ist, daß Geistliche so schnell reich werden. Der Cura des Dorfes muß sehr arm sein, denn Diego erzählte mir, er hätte dem armen Pedro seinen Mantel abgenommen, weil er die Gebühren für das Begräbnis seiner Frau nicht bezahlen konnte."

„Das ist schändlich von dem gierigen Geier! Carlos, wir haben jeder einen halben Dukaten. Wir wollen ihn zurückkaufen."

„Von Herzen gern! Es ist schon Lohn genug, des Alten Gesicht dabei zu sehen."

„Der Cura ist mehr geizig als arm," sagte Juan. „Aber arm oder nicht, kein Mensch denkt daran, daß Du solch ein bettelhafter Cura werden solltest; das sind nur gewöhnliche Kerle, aus denen sie solche Dorfpriester machen. Du wirst irgend eine bevorzugte Stellung bekommen, sagt der Onkel, und er muß es wissen, denn er hat sich in seinem eignen Nest weich genug gebettet."

„Warum ist er reich, während wir arm sind, Juan? Wo nimmt er sein vieles Geld her?"

„Das mögen die Heiligen wissen. Er hat Stellen bei der Regierung zu vergeben, bei der Steuer, glaube ich, die er kauft und wieder verkauft."

„Es ist wahrhaftig keiner, der Öl verkauft, ohne daß etwas an seinen Fingern kleben bleibt. Wie anders muß unser Vater gewesen sein!"

„Ja," sagte Juan, „seine Reichtümer, die er mit Schwert und Streitaxt und mit seiner tapferen Rechten erworben hat, die werden besitzenswert sein — ach, und wert, sie nur zu sehen, nicht wahr?"

So träumten diese Kinder von der Zukunft — der Zukunft, von der nichts gewiß war, als daß sie ganz anders sein werde als ihre Träume. Nichts war gewiß; aber was war nur zu wahrscheinlich? Daß der brave, hochherzige Knabe, der noch nie absichtlich jemand wehe gethan hatte und bereit war, seinen letzten Heller mit den Armen zu teilen, zu einem rohen, hartherzigen Glücksritter gemacht werden würde, wie jene, welche ganze Stämme harmloser Indianer massakrierten oder niederländische Städte niederbrannten unter Greueln, bei denen uns noch heute das Herz zittert

und die Ohren gellen. Und — noch schlimmer — daß das zarte Kind neben ihm, über dessen Leben noch die kindliche Unschuld lag, welche der Tau der Jugend ist, ebenso strahlend und ebenso flüchtig, mit Geist und Seele für ein Erziehungssystem gewonnen werden sollte, das nur zu sicher darauf ausgeht, den Sinn für die Wahrheit zu ertöten, das sittliche Gefühl zu untergraben, natürliche und gesunde Freuden unmöglich und unsittliche und verderbliche entsetzlich leicht erreichbar zu machen, den kräftigen Naturen die Liebe zur Macht einzuflößen, den niedrigen die Liebe zum Geld und allen gleichmäßig Unwahrhaftigkeit, Feigheit und Grausamkeit.

Viertes Kapitel.

Alcala de Henarez.

Die Lebensführungen, in denen sieben Jahre ohne besondere Ereignisse kommen und gehen, sind selten; aber die Jahre, wo Kinder Männer werden, sind naturgemäß immer wichtig, ob ereignisreich oder nicht. Drei Jahre von diesen wichtigen sieben verlebten Juan und Carlo Alvarez in ihrer Gebirgsheimat, die übrigen vier auf der Universität Alcala oder Complutum. Die Universität war unbedingt nötig für den jüngeren Bruder, der für die Kirche bestimmt war. Daß der ältere an diesem Vorzuge teilnehmen durfte, obgleich er für die Armee bestimmt war, lag in den besonderen Verhältnissen. Ihr Vormund, Don Manuel Alvarez, obgleich weltlich und selbstsüchtig, hatte doch noch einen Schimmer von Achtung für das Gedächtnis des verlorenen Bruders, dessen letzte Worte gewesen waren: „Laß meine Jungen sorgfältig erziehen!“ Überdem hätte er kaum den Knaben mit seinen hochfliegenden Träumen während der Jahre, die noch vergehen mußten bis zur Erlangung einer Anstellung, allein in der einsamen Öde seiner heimatlichen Berge lassen können, wo Diego und Dolores seine einzige Gesellschaft und ein Pferd und ein paar Windhunde sein einziges Vergnügen waren. Es war besser, er versuchte sein Heil in Alcala und unterhielt sich da, so gut er konnte, ohne Verpflichtung zu ernsten Studien. Nur die eine Pflicht wurde ihm nachdrücklich vorgehalten: keine Schulden zu machen.

Er hatte aber wirklichen Nutzen von seiner Universitätszeit, obgleich seine Stirn nicht mit akademischem Lorbeer geschmückt wurde und er keine höhere Stufe erklomm. Fray Sebastian hatte

ihn Schreiben und Lesen gelehrt und es möglich gemacht, ihn durch seine lateinische Grammatik hindurchzubringen, von der er jedoch fast gar nichts behalten hatte. Ihn zu weiterem zu nötigen, dazu hätte eine große Strenge gehört, wie sie in jener Zeit nur zu üblich war; aber dazu war Fray Sebastian zu schüchtern und zu klug, und Juans Interesse für seine Studien zu gewinnen, kam ihm nie in den Sinn. In Alcala aber wurde sein Interesse wirklich geweckt; er machte sich nichts aus dem gewöhnlichen Lehrgang, aber er fand in der Universitätsbibliothek alle Bücher, die in spanischer Sprache geschrieben waren, und es war die Blütezeit der spanischen Litteratur. Er fing mit den Dichtungen und Sagen aus der Geschichte seines Vaterlandes an und las alles durch, Dichtungen, Sagen, Geschichtliches, Wissenschaftliches — nichts wurde ihm zuviel, das Theologische etwa ausgenommen. Er studierte mit besonderer Sorgfalt alles, was sich auf die Neue Welt bezog, wohin er eines Tages zu gelangen hoffte. Er hörte Vorlesungen und eignete sich sogar soviel Latein an, um das zu lernen, worauf es ihm wirklich ankam und was er nur in dieser Sprache haben konnte. So hatte er am Ende seines Aufenthaltes nach vier Jahren ein gut Teil nützlicher, wenn auch etwas oberflächlicher Kenntnisse erworben und gelernt, im reinsten Castillanisch zu sprechen und zu schreiben mit Nachdruck, Kraft und Schärfe. Das 16. Jahrhundert besitzt viel solcher Männer — und nicht wenige von ihnen sind Spanier — Männer von Verstand und allgemeiner Bildung, deren Beruf die Armee ist, die aber die Feder ebenso sicher und geschickt führen wie das Schwert, Männer, die nicht bloß große Thaten thun, sondern sie auch nachher schildern konnten und das oft mit bewundernswerter Wirkung.

Bei seinen Studiengenossen war Juan sehr beliebt, denn sein Stolz und sein aufbrausendes Wesen wurde durch eine höchst ritterliche Gesinnung aufgewogen. Während seines Aufenthalts in Alcala hatte er drei Duelle, eins, um einen Kommilitonen zu strafen, weil er seinen Bruder Donna Carlota genannt hatte, die andern beiden wegen der viel ernsteren Beleidigung heimlichen Spöttelns über seines Vaters Andenken. Dann prügelte er einen Studenten, welcher ihm nicht hoch genug im Range schien, um ihm die Ehre

eines Schwertkampfes anzuthun, bloß, weil er gesagt hatte, als Carlos ihm einen Preis abgewann: „Don Carlos verbindet Geist und Fleiß, wie es dem notwendig ist, der allein auf seine eignen Leistungen angewiesen ist.“ Als derselbe Student aber später in Gefahr stand, wegen Geldmangel nach Hause geschickt zu werden und seine Studien aufzugeben, schlich sich Juan während dessen Abwesenheit in seine Stube und legte schnell 4 Dukaten, die er selbst kaum entbehren konnte, zwischen die Blätter seines Breviers.

Die akademische Laufbahn von Carlos war äußerlich viel erfolgreicher, aber doch im Grunde viel verderblicher. Als Student der Theologie mußte er seine Tage und sogar viele Nächte über den schimmeligen Folianten der Schulmänner versitzen. Wie lebendiges Wasser in der Wüste strömte sein jugendlich heller Geist aus über den öden Sand der Schulweisheit (in Wahrheit nichts anders als schlechte Metaphysik) und zu dem einzigen Zwecke, sich nutzlos zu verzehren. Das verwandte Studium der Casuistik war eine fast noch größere Vergeudung geistiger Kraft; es führte entschieden zu Befleckung und Herabwürdigung. Es war schon schlimm genug, mühevollen Schrittes Wege gehen zu müssen, die kein Ziel hatten, aber es wurde noch schlimmer, als die Wege schmutzig wurden und der Kot bei jedem Schritt dem Wandrer an den Füßen klebte. Hier hört freilich der Vergleich auf; denn die sittliche Verderbnis ist leider da am tötlichsten und gefährlichsten, wo sie am wenigsten empfunden und gefürchtet wird.

Glücklicher- oder unglücklicherweise — je nachdem die sichtbaren oder unsichtbaren Dinge unser Maßstab sind — bot Carlos seinen Lehrern ein treffliches Material dar, aus dem ein glücklicher, ja selbst ein großer Kirchenfürst zu formen war. Er kam zu ihnen, ein Kind von 15 Jahren, unschuldig, wahrhaftig, liebevoll; er hatte Dispositionen, wie sie es nannten, und zwar wunderbar gute; er hatte gerade die scharfe Auffassungsgabe, den feinen, schnellen Witz, der es ihm möglich machte, seinen Weg durch scholastische Kleinlichkeiten, Spitzfindigkeiten und Vorstellungen leicht und in gutem Glauben zu finden, und man muß seinen Lehrern die Gerechtigkeit widerfahren lassen: sie wußten seine geistigen Waffen zu schärfen, bis sie so schneidig wurden wie die

von Saladins Waffenschmied, der mit einem Schwerthiebe ein feines Gewebe nach dem Faden spalten konnte. Aber wie wird es dem ergehen mit solcher Waffe, der, weil er keine andre geprüft hat, nur diese zu schwingen weiß in dem großen Kampfe mit dem Drachen, der den goldnen Baum der Wahrheit hütet? Die Frage ist müßig, denn Wahrheit war ein Luxus, von dem Carlos nicht einmal träumen durfte. Ihm wurde es nicht als etwas Erreichenswertes hingestellt, die Wahrheit zu finden, wahr zu denken, zu reden und zu handeln. Nicht das Wahre, sondern das Nützliche wurde ihm als das Ziel vorgehalten, nach dem man streben müsse, das Nützliche für die Kirche, für seine Familie, für sich selbst.

Er hatte viel Phantasie und war erfinderisch und gewandt in der Wahl von Hilfsmitteln — an sich sehr gute Gaben, aber verderblich, wo der Sinn für Wahrhaftigkeit fehlt oder verwischt ist. Er war schüchtern, wie reizbare und reflektierende Naturen leicht sind, vielleicht auch aus physischen Ursachen. Und in jenem rohen Zeitalter war fast nur in der Kirche der Weg zu finden, auf dem eine schüchterne Natur nicht bloß vor der Niederträchtigkeit andrer bewahrt werden, sondern auch sogar zu Ehren gelangen konnte. In ihrem Dienst wog ein starker Geist reichlich schwache Nerven auf. Ein Priester konnte Macht, Ruhm und Besitz in Fülle erwerben, ohne sich aus seiner Zelle oder Kapelle zu rühren oder ein einziges gezücktes Schwert oder eine geladene Muskete zu Gesicht zu bekommen, immer vorausgesetzt, daß sein feiner Kopf und sein gebildeter Geist die rauhen Hände leiten konnte, die das Schwert führen, oder, noch sicherer, die gekrönten Häupter, die darüber gebieten.

Es kann sehr wohl auf derselben Universität (jedenfalls war es einige Jahre früher so gewesen) eine kleine Schar solcher gegeben haben, die ganz andre Ziele verfolgten als die, von denen Carlos weltliche Vorteile und Ruhm erwartete. Diese Jünglinge suchten aufrichtig die Wahrheit zu finden und zu bewahren, und deshalb wandten sie sich von den Schriften der Kirchenväter und der Scholastiker zu der Heiligen Schrift im Urtext. Aber die „Biblischen", wie sie genannt wurden, waren selten und blieben

sehr verborgen. Carlos kam während seines dortigen Aufenthaltes mit keinem von ihnen in Berührung. Das Studium des Hebräischen und selbst des Griechischen war zu jener Zeit schon verpönt; der Hauch der Verleumdung war darüber hingegangen und hatte es mit dem Allerentsetzlichsten in den Augen spanischer Katholiken in Verbindung gebracht, dessen Summa das Wort „Ketzer" war. Carlos ließ sich niemals irgend ein Abweichen von dem ihm vorgezeichneten Wege träumen, und er ging diesen mit solchem Erfolg, daß er bald alle seine Mitschüler überflügelt hatte.

Juan und Carlos hingen beide noch mit Liebe an ihrem Jugendtraum, obgleich sich natürlich durch ihr vermehrtes Wissen die Einzelheiten desselben sehr verändert hatten. Carlos wenigstens war nicht mehr ganz so zuversichtlich über die Existenz von El Dorado, aber doch ebenso fest entschlossen wie Juan, das Geheimnis von ihres Vaters Schicksal zu erforschen und entweder seine lebende Hand zu fassen oder an seinem Grabe zu stehen. Die Liebe der Brüder zu einander und ihr gegenseitiges Vertrauen war mit den Jahren nur gewachsen und wirklich schön zu sehen.

Gelegentliche Reisen nach Sevilla und kurze Ferienaufenthalte dort brachten Abwechselung in die Einförmigkeit ihres Universitätslebens und blieben nicht ohne bedeutsame Folgen.

Es war im Sommer 1556. Der große Karl, noch vor kurzem König und Kaiser, hatte die schwere Bürde der Regierung niedergelegt und schickte sich an zu seinem Wege nach dem lieblichen St. Just, um, wie die Welt glaubte, sein Fleisch zu kreuzigen und sich auf sein herannahendes Ende vorzubereiten, in der That aber vielleicht mehr, um sein Fleisch in Ruhe zu pflegen und sich soviel Genuß zu verschaffen, als der abgelebte Körper und Geist es ihm noch gestatteten. In diesem Augenblicke gerade erhielt unser jugendlicher Juan, gesund und hoffnungsvoll, wie er war, und die weite Welt ihm offen stehend, seine langersehnte Bestallung in dem Heere des neuen Königs der Spanier, Don Felipe Segunde.

Die Brüder hatten ihr letztes einfaches Mahl in ihrer hübschen, wenn auch nicht sehr behaglichen Wohnung eingenommen. Juan schiebt das Weinglas fort, das Carlos ihm gern noch einmal gefüllt hätte, und spielt gedankenlos mit einer Melonenschale.

„Carlos," sagt er, ohne seinen Bruder anzusehen, „denke an das, worüber wir gesprochen haben!" und setzt in leiserem, ernsterem Tone hinzu: „Und so möge Gott Deiner gedenken!"

„Gewiß, Bruder! Du hast aber nichts zu befürchten."

„Nichts zu befürchten?" und die dunklen Augen flammten rasch in alter Weise auf. „Vielleicht, weil sie sich, der Selbstsucht meiner Tante und der Eitelkeit meiner Kousine zuliebe nicht auf Bällen oder im Theater oder beim Stiergefecht sehen lassen darf? Es genügt schon, daß sie ihr Gesicht auf der Alameda oder in der Messe zeigt, um mir einen Haufen Nebenbuhler zu erwecken."

„Aber der Onkel giebt Dir den Vorzug, und Donna Beatrice selbst wird nicht andern Sinnes geworden sein, wenn Du mit Ruhm und Beförderung nach Hause kommst, wie Du es sicher wirst, mein Ruy!"

„Dann, Bruder, beobachte du während meiner Abwesenheit und versäume nicht, das rechte Wort zu rechter Zeit zu sprechen, wie Du es so gut kannst! Dann kann ich ruhig sein und meine ganze Seele der edlen Aufgabe weihen, die Schädel aller Feinde meines Lehnsherrn und Königs zu zerschmettern."

Hierauf stand Juan vom Tisch auf, gürtete sein neues Toledoschwert um, warf einen kurzen roten Mantel über seine Schultern und einen Montero von hellfarbigem Samt auf seine dunklen Locken. Don Carlos ging mit ihm hinaus, und nachdem sie die Rosse bestiegen, die ein Knabe aus ihrer ländlichen Heimat ihnen vorführte, ritten sie zusammen die Straße hinunter und durch das Thor von Alcala, Don Juan gefolgt von manchem bewundernden Blick und manchem herzlichen „Geh' mit Gott!" seiner Gefährten.

Fünftes Kapitel.

Don Carlos vergißt sich.

Don Carlos Alvarez fand Alcala nach seines Bruders Abreise unerträglich langweilig, um so mehr, als er seine glänzende Universitätslaufbahn fast vollendet hatte. Sobald er konnte, ließ er sich daher zum Licentiaten der Theologie befördern. Dann schrieb er an seinen Onkel, um ihm diese Thatsache zu melden, und fügte hinzu, daß er die Zeit, die noch bis zu seiner Ordination in Sevilla verstreichen müsse, woselbst er die Vorlesungen des berühmten Fray Constantino Ponte de la Fuente, Professor der Gottesgelehrtheit, hören wollte, in dieser Stadt zuzubringen wünsche. Aber eigentlich war der Wunsch, seines Bruders letzten Auftrag zu erfüllen, in ihm stärker als der Drang nach weiterer Belehrung. Er bekam schnell die freundliche Einladung, das Haus seines Oheims, so lange es ihm gefalle, als sein eignes anzusehen. Obgleich Don Manuel sehr erfreut war über den Geist und den Fleiß seines Neffen, war doch die ihm angebotene Gastfreundschaft nicht ganz uneigennützig. Er hoffte, Carlos würde einem Mitgliede seiner eignen Familie einen großen Dienst erweisen können.

Diese Familie bestand aus einer schönen, lustigen, oberflächlichen Frau, drei Söhnen, zwei Töchtern und der verwaiseten Nichte seiner Gattin, Donna Beatrice de Lavella. Die beiden ältesten Söhne waren aus demselben Stoff wie ihr Vater, und das war, um der Wahrheit die Ehre zu geben, mehr der eines Krämers als eines Edelmannes. Wäre er von schlichten Eltern in den Ebenen Hollands oder in einer Hinterstraße von London als einfacher Hans oder Thomas geboren worden, dann hätten

seine Geschmacksrichtung und seine Befähigung ihm ehrliche Wohlhabenheit eintragen können; aber da er das Unglück hatte, Don Manuel Alvarez von blauestem spanischen Blute zu sein, hatte er gelernt, alles Industrielle und Handel und Gewerbe im allgemeinen als etwas unaussprechlich Herabwürdigendes anzusehen. Nur eine Art des Handels, ein Gewerbe stand dem bedürftigen und geizigen, aber stolzen Granden offen. Unglücklicherweise war es gerade beinahe die einzige Art, die wirklich erniedrigend ist: der „trafic“ öffentlicher Gelder, Stellen und Steuern. Ein verheerender Regen, der alle Nahrung vernichtet, war solcher Handel in der That. Die Regierung wurde betrogen, das Volk, besonders die ärmeren Klassen, grausam bedrückt. Niemand wurde dadurch bereichert als der gierige Makler, der sich wegen seiner Geburt zu vornehm dünkte, um zu arbeiten, aber keineswegs zu vornehm, um zu stehlen und zu betrügen.

Don Manuel der Jüngere und Don Balthasar Alvarez waren nicht nur sehr bereit, sondern sehnten sich sogar danach, in ihres Vaters Fußstapfen zu treten. Von den beiden blassen, dunkeläugigen Schwestern, Donna Inez und Donna Sancha, war die eine schon verheiratet, und die andre hatte auch schon Vorschläge, die nach dem Geschmack ihrer Eltern waren. Ganz anders aber war der jüngste Sohn, Don Gonsalvo. Er artete nicht nach seinem Vater, sondern nach seinem Großvater, wie man es ja so oft sieht, daß der Familientypus in der dritten Generation wieder durchschlägt. Der erste Graf von Nuera war ein wilder Glücksritter in den Maurischen Kriegen gewesen, stolz und feurig, mit starken, ungezügelten Leidenschaften. Schon mit 18 Jahren war Gonsalvo sein Ebenbild, und es gab kaum irgend einen für einen reichen jungen Mann in einer großen Stadt möglichen Unfug, den er nicht schon getrieben hätte. Zwei Jahre lang war er Gegenstand der Entrüstung seiner Familie und des Kummers seines auf den äußeren Schein gerichteten Vaters.

Plötzlich aber war eine Veränderung über ihn gekommen. Er besserte sich; sein Betragen wurde still und geregelt; er widmete sich den Studien, machte in kurzer Zeit überraschende Fortschritte und zeigte sogar, was seine Umgebung eine „fromme Richtung“

nannte. Aber diese hoffnungsreichen Erscheinungen gingen ebenso schnell und unberechenbar vorüber, wie sie gekommen waren. Nach einem Zeitraum von kaum einem Jahr kehrte er zu seinen früheren Gewohnheiten zurück und stürzte sich toller wie je in allerhand Laster und Zerstreuungen. Sein Vater beschloß, ihm einen Auftrag auszuwirken und ihn in den Krieg zu schicken; da aber trat ein Ereignis ein, das seine Pläne durchkreuzte. Junge Kavaliere von Rang suchten damals oft die gefährlichen Triumphe des Stierkampfes. Die Stelle des Matadors übernahmen nicht wie jetzt bezahlte Bravos aus den niedrigsten Klassen, sondern oft Sprößlinge aus den angesehensten Geschlechtern. Gonsalvo hatte sich mehr als einmal in der blutgetränkten Arena durch Mut und Kaltblütigkeit ausgezeichnet; aber er versuchte das Schicksal zu oft. Bei einer dieser Gelegenheiten wurde er vom Pferde geworfen und dann von dem rasenden Stier, dessen Wut durch die wie gewöhnlich angewandten grausamen Künste auf das Höchste gesteigert war, derartig verletzt, daß er zwar mit dem Leben davon kam, aber ein elender Krüppel blieb, der aller Wahrscheinlichkeit nach dazu verdammt war, den Rest seiner Tage in Unthätigkeit, Schwäche und Schmerzen zu verbringen.

Sein Vater dachte, eine gute Pfründe würde eine anständige und bequeme Versorgung für das Leben für ihn sein, und drängte ihn daher, in den Dienst der Kirche zu treten; aber der kränkliche Jüngling zeigte eine intensive Abneigung gegen diesen Schritt, und nun hoffte Don Manuel, es werde Carlos durch seinen Einfluß gelingen, diese Abneigung zu überwinden, da er voraussetzte, daß dieser sich gern bestreben würde, seinen Vetter davon zu überzeugen, daß es keinen leichteren und angenehmeren Lebensweg geben könne als den, den er eben selbst einschlagen wollte.

Carlos' gutes Herz ließ ihn bereitwillig auf die Pläne seines Onkels eingehen. Überdem bedauerte er wirklich seinen Vetter aufrichtig und gab sich mit Freuden der Aufgabe hin, ihn zu trösten und zu unterhalten. Aber Gonsalvo wies alle seine Bemühungen rauh zurück. In seinen Augen war der zum Priester Bestimmte ein halbes Weib, ohne Verständnis für die Leidenschaften und Wünsche eines Mannes und deshalb ohne Recht, darüber mitzusprechen.

„Priester werden" — sagte er eines Tages zu ihm, „ebenso gern möchte ich Türke werden. Nein, Vetter, ich bin nicht fromm; Du magst Unsrer lieben Frau meine Gebete mit Deinen eignen vortragen, wenn es Dir so beliebt; vielleicht erhört sie die besser als meine, die ich zu ihr sandte, ehe ich an dem unglücklichen St. Thomastage in den Zirkus eintrat."

Obgleich Carlos nicht zu den besonders „Frommen" gehörte, war er durch diese Sprache doch sehr verletzt.

„Hüte Dich, Vetter, Deine Worte klingen wie Blasphemie."

„Und Deine klingen nach dem, was Du schon halb bist, nach einem Priester," erwiderte Gonsalvo. „Das ist immer des Priesters Geschrei, wenn man ihm mißfällt: „Ketzerei! Blasphemie!" und dann weiter: die „heilige Messe" und ein „gelber Sanbenito!" Mich wundert, daß es Euer Heiligkeit noch nicht eingefallen ist, mir damit zu drohen."

Der sanfte Carlos antwortete nichts, eine Zurückhaltung, die Gonsalvos Entrüstung nur noch steigerte, denn ihm war nichts so sehr zuwider, als wenn man ihn seiner Gebrechlichkeit wegen wie ein Weib oder wie ein Kind schonte.

„Aber die Heiligen mögen den Priestern helfen," fuhr er ironisch fort. „Arme, einfältige Geschöpfe, die nicht einmal ihre eignen Angelegenheiten verstehen, sonst müßten sie doch die Ketzerei in ihrer nächsten Nähe wittern! Was sind das für Lehren, die euer Fray Constantino jeden Festtag in der Kathedrale predigt, seit sie ihn zum Kanonikus gemacht haben?"

„Die höchst orthodoxe katholische Lehre, weiter nichts," sagte Carlos, der nun auch seinerseits erregt wurde über diesen Angriff auf seinen Lehrer, obgleich er sich nicht viel aus seinen Lehren machte, da sie sich hauptsächlich um Dinge drehten, von denen er auf der Hochschule wenig oder nichts gelernt hatte, „aber man kann ebensowohl einen Blinden über Farben sprechen hören als Dich über Glaubenssätze."

„Wenn ich der Blinde bin, der über Farben spricht, bist Du der Taube, der über Musik schwatzt," erwiderte sein Vetter, „komm, sage mir, wenn Du kannst, welches Deines Fray Constantino Lehren sind, und inwiefern sie von der der lutherischen Ketzer

abweichen! Ich wette meine goldene Kette und Medaille gegen deinen Samtmantel, daß Du dabei ebensoviel Irrlehren streifen würdest als es Nüsse in Barcelona giebt."

Gonsalvos zornige Übertreibung abgerechnet lag eine gewisse Wahrheit in seiner Behauptung; einmal außer dem Bereich dialektischer Spitzfindigkeit, würde sich der Vorkämpfer der hohen Schulen ebenso schwach gezeigt haben wie jeder andre. Und er konnte Fray Constantinos Predigten in der That nicht auslegen, denn — er verstand sie nicht.

„Wie, Vetter," rief er, an seiner empfindlichsten Stelle, seinem guten Ruf als Jünger der Gottesgelehrtheit, getroffen, „hältst Du mich für einen Barfüßlermönch oder für einen Dorfkura, mich, der ich vor kaum zwei Monaten als Sieger gekrönt wurde in einer Disputation über die Lehren des Raymondus Lullius?" —

Aber wie groß auch Carlos Kummer gewesen sein mochte, daß er über Gonsalvo keinen Einfluß gewinnen konnte, so wurde derselbe doch bald verwischt durch das Entzücken, mit dem er den Erfolg seiner diplomatischen Bemühungen bei Donna Beatrice beobachtete.

Beatrice war fast noch ein Kind an Jahren und jedenfalls völlig Kind an Geist und Charakter. Bisher war sie möglichst verborgen gehalten worden, damit ihre strahlende Schönheit ihre Kousinen nicht in den Schatten stellen möchte. Wahrscheinlich wäre sie in ein Kloster gesteckt worden, wenn ihre Mitgift nicht zu klein gewesen wäre, um das aufzubringen, was die Angehörigen einer Nonne einem aristokratischen Stifte zu schenken pflegten.

„Und schade wäre es gewesen," dachte Carlos, „wenn eine so holde Blume in einem Klostergarten verblüht wäre."

Er benutzte möglichst die beschränkten Gelegenheiten des Verkehrs, welche die sehr förmlichen Sitten der Zeit und des Landes selbst denen, die unter demselben Dache lebten, nur gewährten. Er stand an ihrem Stuhl und beobachtete das schnelle Erröten auf ihren zarten, runden Wangen, wenn er in beredten Worten von dem abwesenden Juan sprach. Er wurde nie müde, Züge von Juans Tapferkeit, von Juans Edelmut zu erzählen. In dem letzten Zweikampf, den er ausgefochten, war z. B. die Kugel

durch seinen Hut gegangen und hatte seinen Kopf gestreift; er hatte aber nur gelächelt, seine Locken zurecht gestrichen und dann bemerkt, der beschädigte Hut werde durch eine goldene Kette mit Medaillon ebenso schön und vielleicht schöner als vorher werden. Dann verbreitete er sich über Juans Großmut gegen den Besiegten und freute sich über den Erfolg seiner Worte, wie über einen Tribut, der ebensowohl seiner Beredsamkeit, als seines Bruders Verdienst galt. Die Beschäftigung war zu bezaubernd, um nicht wieder und wieder zu ihr zurückzukehren, selbst wenn er sich auch nicht einzureden gesucht hätte, daß er eine heilige Pflicht erfülle.

Überdem entdeckte er bald, daß die strahlenden, dunklen Augen, welche anfingen, ihn allmählich in seinen Träumen zu besuchen, unaufhörlich schmachteten nach dem Anblick der heiteren Welt, von der sie durch Eifersucht und Selbstsucht ausgeschlossen waren. So gelang es ihm, Donna Beatrice manches von den Freuden zu verschaffen, die sie sich am sehnlichsten wünschte. Er bewog seine Tante und seine Kousinen, sie an öffentlichen Vergnügungen teilnehmen zu lassen, und immer war er dann zur Hand mit der Hingebung eines treuen Ritters und der Freiheit des zum Priester Bestimmten, um, ohne sich aufzudrängen, ihr in der Stille jeden Dienst zu leisten, der in seiner Macht stand. Im Theater, beim Tanz, bei den zahlreichen kirchlichen Zeremonien, auf der Promenade, überall stand Donna Beatrice unter seiner besonderen Obhut.

Unter so angenehmen Beschäftigungen glitten Wochen, ja Monate fast unmerklich hin. Nie war er so glücklich gewesen. „Alcala war recht gut," dachte er, „aber Sevilla ist tausendmal besser. Mein ganzes bisheriges Leben erscheint mir nur wie ein Traum; jetzt bin ich erwacht."

Ach, er war nicht erwacht, sondern in tiefen Schlaf gefallen und wiegte sich ein in schöne, trügerische Träume. Bis jetzt war es noch nicht einmal so, daß „er träumte und doch dabei wußte, er träume." Sein Schlaf war zu tief, selbst für dies Halbbewußtsein.

Niemand ahnte ebensowenig wie er selbst den Zauber, der ihn beschlich; aber jedermann bemerkte sein offenes, herzliches Wesen,

seine Heiterkeit, sein gutes Aussehen. Ganz von selbst verschwand Juans Name mehr und mehr aus seinen Gesprächen, ebenso wie gleichzeitig auch Juans Andenken in seinem Gedächtnis verwischt wurde. Seine Studien wurden auch vernachlässigt; seine Anwesenheit in Fray Constantinos Vorlesungen war wenig mehr als eine Form, während „ordiniert zu werden" ihm als ein sehr fernes, wenn nicht ganz unsicheres Ereignis erschien. Kurz, er lebte der Gegenwart und fragte nicht nach Vergangenheit und Zukunft.

Mitten in seiner Betäubung berührte ihn einen Augenblick ein geringfügiges Ereignis mit leisem Frösteln, wie wir es wohl empfinden, wenn an einem warmen Frühlingstage die Sonne plötzlich hinter Wolken verschwindet.

Seine Kousine, Donna Inez, war schon über ein Jahr an einen reichen Edelmann in Sevilla, Don Garcia Ramirez, verheiratet. Als Carlos sie eines Morgens besuchte, um irgend eine unwichtige Bestellung von Donna Beatrice zu überbringen, fand er sie in großer Sorge über die plötzliche Erkrankung ihres Kindes.

„Soll ich einen Arzt holen?" fragte er, wohl wissend, daß man bei spanischen Dienstboten sich nie darauf verlassen kann, daß sie irgend etwas rasch besorgen, selbst wenn es noch so eilig wäre.

„Du würdest mir eine große Liebe erweisen, mein Freund!" sagte die besorgte junge Mutter.

„Aber welchen Arzt soll ich holen? Unsern Hausarzt oder Don Garcias?"

„Unter allen Umständen Don Garcias, Dr. Christobal Losada. Ich gebe keinen Pfifferling für einen anderen Arzt in Sevilla! Weißt Du seine Wohnung?"

„Ja! Aber wenn er abwesend oder beschäftigt ist?"

„Ich muß ihn haben. Ihn oder keinen andrn. Er hat meinem Liebling schon einmal das Leben gerettet. Und wenn mein armer Bruder ihn nur konsultieren wollte, so wäre er auch besser daran. Um Himmelswillen, Vetter, gehe schnell und hole ihn!"

Carlos kam ungesäumt diesem Wunsche nach; als er aber an der Wohnung des Arztes anlangte, erfuhr er, daß dieser, trotz der frühen Stunde, schon ausgegangen war. Nachdem er seinen Auf-

trag zurückgelassen, ging er, einen Freund in der Triana-Vorstadt zu besuchen. Er kam dicht an der Kathedrale vorbei, diesem Wunder an Schönheit, mit seinen hundert Türmchen und darüber die maurische „Giralda", hoch aufstrebend in den klaren, blauen Himmel. Es fiel ihm ein, ein paar Aves in der Kirche für die Genesung des Kindes gesprochen, würden ein Segen für das Kind und ein Trost für die Mutter sein. So ging er hinein, und als er eben auf ein aufgeputztes, vergoldetes Muttergottesbild mit dem Jesuskinde zuging und zufällig nach einem andern Teile des Gebäudes hinübersah, fiel sein Auge auf eben den Arzt, den er sehr wohl kannte, da er ihn öfter unter Fray Constantinos Zuhörern bemerkt hatte. Losada ging mit einem Herrn von sehr vornehmer Erscheinung in einem der Seitenschiffe auf und ab.

Als Carlos näher kam, überzeugte er sich, daß er diese Persönlichkeit noch in keinem öffentlichen Versammlungsorte gesehen hatte, und hieraus, wie aus einigen leichten Andeutungen in seiner Kleidung, die nach der im nördlichen Spanien üblichen Mode geschnitten war, schloß er, daß er ein Fremder sei, der den Dom vielleicht nur aus Neugier besuchte. Noch ehe er herangetreten war, standen beide Männer still und betrachteten gedankenvoll die Reihe abschreckender roter und gelber Sanbenitos oder Bußkleider, die über ihren Köpfen aufgehängt waren. Sie könnten doch, dachte Carlos, sicherlich bessere Gegenstände finden, ihre Aufmerksamkeit zu fesseln, als die häßlichen Erinnerungszeichen an Sünde und Schande, welche Zeugnis dafür ablegen, daß ihre letzten unglücklichen Träger (Juden, Mauren, Gotteslästerer oder Hexen) ihr trübes Büßer-, wenn auch nicht Bußeleben geendet haben.

Die Aufmerksamkeit des Fremden schien besonders durch ein Gewand, das größte von allen, gefesselt. Carlos selbst hatte schon dessen ungewöhnliches Maß mit Staunen bemerkt und sogar gelegentlich aus Neugier die Inschrift gelesen, welche er behalten hatte, weil sie Juans Lieblingsnamen Rodrigo enthielt. Sie lautete: „Rodrigo Valler, Bürger von Lebrixa und Sevilla, ein Apostat und falscher Apostel, welcher vorgab, von Gott gesandt zu sein." Und als er jetzt mit leichten, schnellen Schritten näher trat, hörte er deutlich, wie Dr. Christobal Losada, während er noch den San-

benito betrachtete, zu seinem Begleiter sagte: „Ja, Sennor, und auch der Graf von Nuera, Don Juan Alvarez."

Don Juan Alvarez! Welch' denkbares Band konnte seines Vaters Namen mit dem widerwärtigen Gegenstande verknüpfen, den sie da betrachteten? Und was konnte der Arzt von dem wissen, von dem seine eignen Kinder so wenig wußten? Carlos blieb erstaunt stehen, blaß vor plötzlicher Erregung.

Und so sah ihn der Arzt, der sich zufällig eben umwandte. Hätte er nicht alle seine Geistesgegenwart zusammengenommen — und er besaß ein gut Teil davon — so würde seine eigne Erregung sichtbar gewesen sein. Das unerwartete Erscheinen der Person, von der wir eben sprechen, ist an sich schon verwirrend; aber noch ganz anders ist es, wenn wir gerade über ihn und die Seinigen das aussprechen, was, wenn es gehört würde, das Leben oder noch Wertvolleres als das Leben gefährden würde. Losada aber war der Lage gewachsen. Nachdem die üblichen Begrüßungen ausgetauscht waren, fragte er ruhig, ob Sennor Don Carlos gekommen sei, ihn zu suchen, und er hoffe, fügte er hinzu, diese Ehre nicht irgend einer Erkrankung in Seiner Herrlichkeit edler Familie zu verdanken.

Carlos empfand es unter diesen Umständen fast wie eine Erlösung, daß er sagen konnte, das Kind seiner Kousine sei gefährlich erkrankt. „Sie würden uns einen großen Gefallen thun, wenn Sie sogleich kämen; Donna Inez ist sehr ängstlich."

Der Arzt versprach es, und sich an seinen Begleiter wendend, bat er ehrerbietig um Verzeihung, wenn er ihn schleunig verlassen müsse.

„Eines kranken Kindes Ansprüche leiden keinen Aufschub," erwiderte der Fremde. „Gehen Sie, Herr Doktor, und möge Gottes Segen Ihre Geschicklichkeit begleiten!"

Carlos war sehr frappiert von dem edlen Anstand und dem verbindlichen Wesen des Fremden, der seinerseits ein Interesse für den jungen Mann gewann durch dessen Sorge um ein krankes Kind. Aber sie trennten sich nach einem flüchtigen Blick aufeinander und ahnten nicht, daß ihre Wege bestimmt waren, sich noch einmal zu kreuzen.

Die wunderbare Erwähnung von seines Vaters Namen, die er gehört hatte, erfüllte Carlos mit unbestimmtem Unbehagen. Er wußte nachgerade genug, um seinen kindlichen Glauben an seines Vaters unbefleckte Tugend ein wenig erschüttert zu finden. Wie, wenn noch ein schreckliches, unerklärtes Etwas zu erfahren wäre, das seines Vaters Schicksal an das eines überführten Ketzers knüpfte! Im Grunde waren die fluchwürdigen Künste der Magie und der Zauberei von den erlaubteren Bestrebungen der Alchymie nicht so gar weit entfernt, als daß ein rascher und vermessener Schüler nicht sehr leicht von dem einen zum andern hätte hinübergleiten können. Er hatte Grund zu glauben, sein Vater habe mit der Alchymie gespielt, wenn auch nicht ernstlich diesem Studium sich ergeben. Ja, ihm war sogar manchmal ungesucht der Gedanke gekommen, ob das gefundene „Eldorado" schließlich nichts andres gewesen sei als der Stein der Weisen. Denn wer die Macht gewonnen hat, nach Belieben Gold zu machen, von dem kann man, ohne die Begriffe zu dehnbar zu machen, sicher sagen, daß er das goldene Land gefunden habe. In dieser Periode seines Lebens aber waren Carlos' persönliche Empfindungen so konzentriert und so alles verschlingend, daß er, bewußt oder unbewußt, alles dazu in Beziehung brachte. Und so entstand in ihm der glühende Wunsch, daß seines Vaters geheime Kunst auf ihn übergegangen sein möchte.

Eitler Wunsch! Das Gold, dessen er bedurfte, oder das er wünschte, mußte aus einer weniger unerreichbaren Region wie Eldorado gewonnen werden und ohne die Hilfe des Steines der Weisen.

Sechstes Kapitel.

Don Carlos vergißt sich noch weiter.

Es kostete Carlos Zeit und Mühe, die Gedanken zu zerstreuen, die Losadas Worte in ihm wach gerufen hatten. Aber zuletzt gelang es ihm doch, oder vielleicht besser gesagt, die strahlenden Augen und das bezaubernde Lächeln von Donna Beatrice vollbrachten dies Werk für ihn. Doch jedem Traum muß ein Erwachen folgen. Manchmal ist es nur ein leiser, durch geringfügige Dinge veranlaßter Ton, der den Schlummer verscheucht, welcher mit wunderbaren Bildern erfüllt war, in denen wir die Rolle von Königen und Kaisern spielten.

„Neffe Carlos," sagte Don Manuel eines Tages, „wird es nicht Zeit, daß Du daran denkst, Dein Haupt scheren zu lassen? Du bist längst gelehrt genug für Deine Ordination, und in einem gut gefüllten Hause ist der Tisch bald gedeckt."

„Das ist wahr, Sennor Oheim," murmelte Carlos, plötzlich geisterhaft aussehend, „aber ich habe das vorgeschriebene Alter noch nicht."

„Davon kannst Du dispensiert werden."

„Wozu solche Eile? Es ist noch reichlich Zeit."

„Das scheint mir nicht so sicher. Ich höre, der Cura von San Lucar soll mit einem Fuß im Grabe stehen; die Stelle ist gut, und ich glaube, ich weiß, wo ich mich dafür zu verwenden habe; und so nimm Dich in acht, daß Dir nicht eine melkende Kuh entgeht, weil Dir das Halfter fehlt, um sie zu halten."

Mit diesen Worten verließ Don Manuel das Zimmer. In demselben Augenblick brach Gonsalvo, der am andern Ende des

Zimmers — oder vielmehr des Hofes — regungslos auf dem Sofa lag, den besten spanischen Roman: Lazarello de Tormes lesend, in ein lautes, krampfhaftes Lachen aus.

„Worüber lachst Du?" fragte Carlos, seine großen, träumerischen Augen etwas schmachtend auf ihn richtend.

„Über Dich, Freund! Du könntest die steinernen Heiligen auf ihren Sockeln in der Kathedrale zum Lachen bringen. Da stehst Du, bleich wie Marmor, ein leibhaftiges Bild der Verzweiflung. Komm, ermanne Dich! Was denkst Du zu thun? Willst Du nehmen, was Du Dir wünschest, oder die Gelegenheit vorübergehen lassen und Dich dann hinsetzen und weinen, weil Du es nicht hast? Willst Du Priester oder Mann sein? Wähle in dieser Stunde, denn eins mußt Du sein, und beides kannst Du nicht sein." Carlos antwortete ihm nicht. Er konnte nicht wagen, ihm zu antworten. Jedes Wort klang wie die Stimme seines eignen Herzens, vielleicht auch, obgleich er es nicht wußte, wie die Stimme des großen Versuchers. Er zog sich auf sein Zimmer zurück und verschloß und verriegelte sich da. Es war das erste Mal in seinem Leben, daß ihm Einsamkeit eine Notwendigkeit war. Die Worte seines Onkels hatten ihm eine fürchterliche Offenbarung gebracht. Er kannte sich jetzt nur zu gut. Er wußte, was er liebte, was er wünschte, oder vielmehr, wonach ihn hungerte und dürstete mit peinigender Intensität. Nein, niemals einen Priesterrock! Er mußte Donna Beatrice de Lavella sein eigen nennen vor Gottes Altar — oder sterben. Dann kam ein Gedanke über ihn mit schneidender Schärfe, mit plötzlichem Schmerz, ein Gedanke, der ihm längst hätte kommen sollen — Juan! Und mit diesem Namen wachten in ihm zugleich Liebe, Erinnerung und Gewissen auf und bekämpften den wahnsinnigen Entschluß seiner Leidenschaft.

In Carlos' Herzen schlummerten glühende Leidenschaften. Man findet sie oft gerade vereinigt mit einer sanften Gemütsart, schwachem Willen und sensitiven Nerven. Wehe dem, der sie besitzt, wenn sie in ihrer ganzen Kraft erwachen!

Wäre Carlos zu einem einfachen Soldaten erzogen worden wie der Bruder, den zu betrügen er in Versuchung stand, so hätte er vielleicht diesen Kampf bestehen und seine Ehre und seine brüder-

liche Liebe treu bewahren können, aber seine Erziehung zum Priester hatte ihm den Maßstab verrückt. Er war gelehrt worden, daß Wahrhaftigkeit zwischen Männern von geringem Werte sei. Er hatte die Kunst gelernt, hundert geschickte, einleuchtende Entschuldigungen zu finden für das, was ihm das beste schien. Er hatte mit einem Wort jede Art von Sophismen gelernt, durch welche in den Augen andrer wie in seinen eignen aus Unrecht Recht gemacht werden und Schwarz wie das reinste Weiß erscheinen konnte. Seine luftige Einbildungskraft schmiedete in dem Feuer seiner erwachten Leidenschaft eine Kette von Gründen, in denen keine Kunst ein fehlendes Glied zu entdecken vermochte. Juan hatte nie so geliebt wie er; Juan würde sich gar nichts daraus machen; wahrscheinlich hatte er Donna Beatrice schon vergessen. Außerdem, flüsterte der Versucher in ihm weiter, kommt er vielleicht nie zurück; er kann in der Schlacht fallen . . . .

Aber Carlos war noch nicht so tief gesunken, um diesen Einflüsterungen nur einen Augenblick Gehör zu schenken, obgleich er allerdings der Ankunft seines Bruders nicht mehr mit der Freude entgegensah wie bisher. Aber jedenfalls sollte Beatrice zwischen ihnen entscheiden. Und er redete sich ein, er wisse — wie konnte er das? — daß Beatrice ihn vorzog. Dann wäre es doch nur recht und gut, Juan auf die unvermeidliche Enttäuschung vorzubereiten. Das ließ sich leicht machen. Vorsichtig abgefaßte Briefe könnten seinen Bruder allmählich darauf vorbereiten, daß Beatrice andre Aussichten hätte; und er kannte Juans Stolz und seine heftige Gemütsart genug, um zu berechnen, daß, wenn seine Eifersucht einmal erwacht wäre, sie bald das übrige vollenden würde. Ehe wir, die wir von der Wiege an gelehrt worden sind, die Wahrheit zu reden, uns mit Abscheu von den listigen Anschlägen Carlos Alvarez abwenden, müssen wir uns erinnern, daß er ein Spanier war, eine Nation, deren Geist auf Leidenschaft und Intrigue gerichtet ist. Noch mehr, er war ein Spanier des 16. Jahrhunderts und vor allem ein spanischer Katholik und zum Priester erzogen. Die Geschicklichkeit im Pläneschmieden und die Freude an ihrer Ausübung dienten mit dazu, ihn blind zu machen über den Verrat und den Undank, auf denen diese Pläne aufgebaut waren.

Er suchte eine Unterredung mit Fray Constantino nach und bat ihn um einen Empfehlungsbrief nach St. Just, dem Kloster des Kaisers, dessen Kaplan und persönlicher Günstling der Domherr gewesen war. Aber dieser berühmte Prediger, obwohl warmherzig und großmütig bis zum Übermaß, zögerte doch, seinem Wunsch nachzukommen. Er stellte Carlos vor, daß Seine Kaiserliche Majestät diesen Zufluchtsort nicht aufgesucht habe, um von Bittstellern belästigt zu werden und daß seine Reise nach St. Just deshalb aller Wahrscheinlichkeit nach vergeblich sein würde. Carlos antwortete ihm, er habe die Schwierigkeiten der Sache reiflich erwogen, aber wenn sein Schritt auch eigentümlich sei, so sei der Fall, in dem er sich befinde, ebenso eigentümlich. Er glaube, sein Vater (der vor seiner Geburt gestorben sei) habe sich des besonderen Wohlwollens Seiner Majestät erfreut, und er hoffe, der Kaiser werde sich ihm um dieses Andenkens willen gnädig erweisen, und jedenfalls hoffe er auf Zutritt zu Seiner Majestät durch Seinen Majordomo, Luis Quixada, Erbherrn von Villa Garcia, der ein Freund seines Hauses sei. Was er durch die Güte des Kaisers zu erlangen hoffe, sei ein lateinisches Sekretariat oder ein ähnliches Amt am Hofe des neuen Königs, wo seine Kenntnisse im Latein und die Gaben, die er zu besitzen glaube, ihm gute Dienste leisten und es ihm möglich machen könnten, wenn auch in bescheidener Weise, die Stellung einzunehmen, zu der sein Rang ihn berechtige. Denn obgleich schon Lizentiat der Theologie und mit guten Aussichten für die Kirche, wolle er sich doch nicht ordinieren lassen, weil er Heiratsgedanken hege.

Fray Constantino konnte mit dem jungen Manne fühlen, vielleicht besonders deshalb, weil, wenn die Gerüchte wahr redeten, er selbst einmal sich in ähnlicher Lage befunden hatte. So fand er denn den Ausweg, ihm allgemeine Empfehlungsschreiben mitzugeben, in denen er sich so warm, wie er es nach den neun bis zehn Monaten ihrer Bekanntschaft konnte, über seine Gaben und sein tadelloses Benehmen aussprach. Und obgleich die Aufmerksamkeit, die Carlos seinen Lehren gewidmet hatte, nur gering und in letzter Zeit ganz oberflächlich gewesen war, so hatte es ihm seine große natürliche Begabung doch möglich gemacht, seine Stellung

besser zu behaupten als mancher fleißigere Schüler. Carlos fügte dankbaren Herzens den Brief des Fray den zahllosen lobenden Episteln der Doktoren und Professoren von Alcala bei, die er schon besaß.

Alles dies verwahrte er in einem Kasten von Zedernholz, den er sorgfältig verschloß, und diesen vertraute er wieder seinem Mantelsack an, zugleich mit einem reichen Vorrat von Kleidungsstücken, die, was den Stoff anbetrifft, kostbar genug für seinen Rang, aber anspruchslos in Schnitt und Farbe waren. Dann teilte er seinem Onkel mit, daß er, bevor er sich ordinieren lasse, noch einmal während der Abwesenheit seines Bruders nach ihrer kleinen Besitzung reisen müsse, um ihre Angelegenheiten zu ordnen.

Der Onkel, der keinerlei Verdacht hegte, billigte seinen Plan und bestand darauf, ihm eine bewaffnete Begleitung nach Nuera mitzugeben, wohin er wirklich zuerst zu gehen beabsichtigte.

Siebentes Kapitel.

Das „desenganno“.

Die Reise von der Stadt der blühenden Orangen nach den grünen Abhängen der Sierra Morena mußte für Don Carlos Alvarez entzückend sein. In der That war sie erfüllt von strahlenden Hoffnungen. Er hegte kaum einen Zweifel, daß sein Vorhaben gelingen und er somit alle seine Wünsche erreichen werde. Schon glaubte er die weiche Hand von Donna Beatrice in der seinigen zu fühlen und mit ihr vor dem Hochaltar in der Kathedrale zu stehen.

Und doch, wie die Tage vergingen, erlosch auch mehr und mehr der strahlende Glanz, und ein sich immer mehr vertiefender Schatten begann sich darüber zu verbreiten. Endlich näherte er sich der Heimat und ritt durch das kleine Thal unter den Korkbäumen, wo er und Juan als Kinder gespielt hatten. Als sie zuletzt dort zusammen waren, streute der Herbstwind alle Blätter fahl und farblos auf ihren Weg. Jetzt blickte er durch das junge Grün nach dem tiefen Blau des sommerlichen Himmels. Aber obgleich kaum über zwanzig Jahre, fühlte er sich in diesem Augenblick alt und matt und wünschte sich die Zeit der Knabenspiele mit seinem Bruder zurück. Nie würde er mit Juan wieder ganz glücklich sein können.

Bald jedoch wurden seine trüben Vorstellungen in die Flucht gejagt durch das fröhliche Bellen der Hunde, welche aus dem Schloßhof hervorstürzten, ihn zu bewillkommnen. Da waren sie alle — Pedro, Zina, Pepa, Grullo, Butron. Es war Juan gewesen, der ihnen allen die Namen gegeben hatte, jedem einzelnen.

Und da an der Pforte standen Diego und Dolores, um ihn freudig willkommen zu heißen. Er sprang vom Pferde, schüttelte den treuen alten Dienern die Hand und beantwortete ihre freundlichen, aber ehrerbietigen Fragen nach seinem und Don Juans Ergehen. Dann, nachdem er die Hunde gestreichelt, erkundigte er sich nach jedem einzelnen aus der Dienerschaft, und nachdem er für die gehörige Unterbringung seiner Eskorte das nötige angeordnet, schritt er langsam auf die öde, verwitterte Halle zu. Da seine Ankunft unerwartet war, überlieferte er nur seinen Reisemantel in Diegos Hände und setzte sich, geduldig wartend, bis die immer saumseligen Dienstboten für seine Bequemlichkeit gesorgt haben würden. Dolores erschien bald mit einer Flasche Wein und etwas Brot und Trauben; aber dies war nur eine leichte „mérienda" oder Vesper, welche sie ihrem jungen Herrn vorsetzte, bis sie ihm ein seiner würdiges Abendbrot bereiten konnte. Carlos verbrachte eine halbe Stunde mit ihr, hörte ihrem Geplauder über den Haushalt und über Dorfangelegenheiten zu und war betrübt, als sie ging, ihn seinen eignen Betrachtungen zu überlassen. Jeder Gegenstand, auf dem sein Auge ruhte, erinnerte ihn an seinen Bruder. Da stand die Armbrust, mit der Juan früher so energisch den Krähen und Sperlingen nachgestellt hatte; da lagen die Rapiere, mit denen sie so oft gekämpft, und Juan war in seiner unbestrittenen Überlegenheit gewöhnlich so geduldig gewesen mit des jüngeren Bruders Ängstlichkeit und Ungeschicklichkeit; in dieser Bank hatte er mit einem Jagdmesser seinen Namen eingeschnitten und den Titel, der mit seinem Vater erlosch: „Graf von Nuera," hinzugefügt.

Die Erinnerungen an diese Dinge fingen an störend zu werden; er hätte sie gern abgeschüttelt. Er hätte sich gern zu seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Lesen, geflüchtet, aber soviel er wußte, gab es kein Buch im Schloß außer dem Brevier, welches er selbst mitgebracht hatte. Aus Mangel einer angenehmeren Beschäftigung ging er endlich in den Stall, um die Pferde zu besehen und mit denen zu reden, die sie versorgten und fütterten.

Später meldete ihm Dolores das Abendessen und fügte hinzu, sie habe es in dem kleinen inneren Zimmer angerichtet, welches, wie sie glaube, Don Carlos behaglicher als die große Halle finden würde.

Dies innere Zimmer war fast mehr noch als die Halle von Juans schattenhafter Gesellschaft erfüllt. Aber die Brüder waren meist bei Tage darin gewesen. Jetzt verhüllte ein Vorhang das Fenster, und eine silberne Lampe warf ihr Licht auf den wohlgedeckten Tisch, das blendend weiße Tuch und das einsame Kouvert. Ein allein verzehrtes Mahl, wie reich es auch sei, hat immer etwas Trübes; es erscheint uns nur wie eine Verproviantierung für die niedrigsten Bedürfnisse unsrer Natur. Carlos suchte sich dem melancholischen Eindruck zu entziehen, indem er seiner Phantasie die Zügel schießen ließ und von der Zeit träumte, wo er Mittel genug besitzen würde, um diese alte halbverfallene Heimstätte restaurieren und neu einrichten zu lassen. Er gefiel sich in Bildern von langen Tafeln in der großen Halle, die ächzen müßten unter der Last eines reichen Mahls für eine fröhliche Gesellschaft von Gästen, denen das liebliche Antlitz Beatrices ein Willkommen entgegenlächelte. Aber wie müßig waren diese Träume! Das Schloß gehörte ja Juan und nicht ihm, wenn nicht mehr als diese eine Schwierigkeit durch Juans Tod auf irgend einem französischen oder niederländischen Schlachtfelde gelöst würde. Aber er konnte es nicht ertragen, diesen Gedanken zu nähren. Er fühlte sich plötzlich krank am Herzen, schob seinen Teller mit einer gefüllten Taube beiseite und schickte auch, ohne Rücksicht auf Dolores Gefühle, ihr Dessert von süßem Butterkuchen, in Honig getaucht, fort, ohne es gekostet zu haben. Er sei müde, sagte er, und wolle sich gleich zur Ruhe legen.

Es dauerte lange, bis Schlaf in seine Augen kam, und als es zuletzt geschah, verfolgten ihn auch dort die dunklen, vorwurfsvollen Augen seines Bruders. Gegen morgen schreckte er auf aus dem Fiebertraum, daß Juan ganz blaß und geisterhaft an sein Bett träte, ihm die Hand auf den Arm legte und feierlich sagte: „Ich fordere das Kleinod zurück, das ich Dir anvertraute." Weiterer Schlummer war nun unmöglich. Er stand auf und wanderte in die frische Luft hinaus. Niemand rührte sich noch. Alles, was seinem Blicke begegnete, war schön und lieblich: das matte Silberlicht, der erste Rosenschimmer an dem ruhigen Himmel, der perlende Tau, der seine Füße netzte. Aber der Sturm im Innern tobte

nur stärker bei der äußeren Stille. Zuerst kam der peinvolle Kampf, den aufsteigenden Gedanken zu unterdrücken: „Es wäre doch besser, es nicht zu thun.“ Aber trotz seiner leidenschaftlichen Anstrengung verschaffte sich dann wieder der Gedanke Gehör und kam wie ein Aufschrei über ihn: „Besser doch schließlich, Juan nicht zu verraten! — Und Beatrice für immer aufgeben?“ „Für immer!“ wiederholte er wieder und wieder.

Er hatte, beinahe ohne es zu bemerken, die Höhe eines felsigen Berges erklommen und stand nun, die Aussicht betrachtend, als ob er sie wirklich sähe; aber in der That sah und fühlte er nichts Äußerliches, bis zuletzt ein leichter Gebirgsnebel sein Antlitz fegte, der wie mit kühlen Fingerspitzen seine Stirn erfrischte.

Dann stieg er mechanisch wieder hinunter, Begrüßungen austauschend (als ob gar nichts in ihm vorgefallen sei) mit dem Milchmädchen, mit dem Jägerburschen, schritt durch das offene Hofthor und trat wieder in die Halle. Dort waren schon Dolores und ein Mädchen, das unter ihr stand, bei der Arbeit, und so ging er an ihnen vorüber in das innere Zimmer. Die Dunkelheit in demselben schien ihn zu lähmen; hastig zog er die schweren Vorhänge zurück, und dabei fiel ihm etwas in die Augen. Zum hundertsten Male las er immer und immer wieder die geheimnisvolle Schrift auf der Fensterscheibe:

El Dorado — yo hé trovado.

Und wie die Hand eines Kindes die Schleuse öffnen kann, die den gewaltigen Ozean einläßt, so rissen diese Worte die Quellen in der Tiefe auf. Er ließ der Bewegung, die sie hervorriefen, freien Lauf. Wieder hörte er Juans Stimme, die sie wiederholte; wieder sah er Juans tiefe, ernste Augen in die seinen blicken, jetzt nicht vorwurfsvoll, sondern mit vollem, ungebrochenem Vertrauen wie in den alten Zeiten, als er zum erstenmal sagte: „Wir wollen zusammen ausziehen und unsern Vater suchen.“

„Juan, Bruder,“ rief er laut, „ich will Dir nimmer Unrecht thun, so wahr mir Gott helfe!“ In diesem Augenblick hatte die Morgensonne mit ihrer Pracht die Nebel verteilt und küßte mit einem ihrer ersten Strahlen die Handschrift auf der Fensterscheibe. „Die alte Glücksverheißung,“ dachte Carlos, dessen phantasiereiche

Natur solche Vorstellungen selbst in Stunden höchster Gemütsbewegung festzuhalten vermochte, „und sie hält noch Wort. Aber das Glück ist nur für Juan. Für mich — nichts als Verzweiflung!"

Und so fand Carlos sein „desenganno" oder seine Entzauberung — und es war eine gründliche.

Leib und Seele waren gleichmäßig erschöpft von der Gewalt des Kampfes. Vielleicht war das ein Glück, insofern als es dem Entschluß seiner besseren Natur rascher und leichter Eingang verschaffte. In gewisser Beziehung war für den Augenblick irgend ein Entschluß der müden, sturmbewegten Seele willkommen.

Erst später fragte er sich, wie er die langen Jahre hinschleppen solle ohne das Angesicht, das die Freude seines Herzens und das Leben seines Lebens war? Wie sollte er den nimmer endenden Kummer, die schmerzliche Einsamkeit solchen Loses ertragen? Besser gleich sterben als diesen langsamen, lebendigen Tod ertragen. Er wußte wohl, daß es nicht in seiner Natur lag, sich einen Dolch in die Brust zu stoßen, aber er konnte hinsiechen und still hinsterben — wie Tausende sterben — an geknickten Hoffnungen und einem zerstörten Leben, oder — und das war noch wahrscheinlicher — seine Seele konnte leblos und versteinert werden, bis er selbst zuletzt ein trockener, kalter, handwerksmäßiger Messepriester würde, der sein Kirchenlatein hermurmelt mit schmalen, blutlosen Lippen, mit scharfem Auge für seine Gebühren und einem Herzen, das als Kirchenreliquie dienen könnte, so unglaublich würde es erscheinen, daß es auch einmal warm und lebendig gewesen.

Doch um etwa möglichen Schwankungen in dem so schmerzlich errungenen Entschluß vorzubeugen, meldete er seinem Oheim seine glückliche Ankunft und fügte hinzu, er sei fest entschlossen, sich zu Weihnachten ordinieren zu lassen, fände es aber ratsam, zwei bis drei Monate an seinem jetzigen Aufenthaltsorte zu bleiben. Er schickte gleich zwei von seinen bewaffneten Leuten mit dem Briefe ab, und der sparsame Don Manuel war sehr erstaunt, daß sein Neffe eine Handvoll Realen ausgab, um ihm das mitzuteilen, was er längst wußte.

Der Tag schlich trübe weiter. Mit der angeborenen Zurückhaltung einer reizbaren Natur konnte Carlos mit den Leuten

reden, Rechnungen durchsehen, die Kühe und Schafe inspizieren — kurz alles thun, bis auf Essen und Trinken, was er gethan haben würde, wenn auch nicht ein großer Kummer sein Herz zu Boden gedrückt hätte. Dolores, die ihn wie ihren eignen Sohn liebte, konnte er freilich nicht hintergehen. Es konnte keine geringe Ursache sein, die ihren jungen Herrn blaß wie eine Leiche machte, unruhig und reizbar, oft hastig sprechend, dann plötzlich in dumpfes Schweigen versinkend. Aber Dolores war eine kluge Frau ebensowohl wie eine treue und liebevolle. Darum schwieg sie und wartete, bis ihre Zeit gekommen sein würde.

Aber einen Versuch, den sie machte, um ihn zu trösten, bemerkte Carlos doch. Als er gegen abend hereinkam von einer Unterredung mit Diego über einige Korkbäume, die ein maurischer Kaufmann zu erwerben und abzuhauen wünschte, fand er auf seinem Tische eine sorgfältig versiegelte Weinflasche und ein Glas daneben. Er wußte, woher sie kam. Sein Vater hatte eine Partie ausgesuchten Sherry in seinem Keller zurückgelassen, und diese Reliquie einer besseren Zeit stand, wie die meisten andern Besitztümer, in Dolores' Verwahrsam und wurde nur sehr sparsam und bei sehr seltenen Gelegenheiten dargereicht. Aber sie dachte augenscheinlich, Sennor Don Carlos bedürfe ihrer jetzt.

Gerührt durch ihre aufmerksame und doch so unaufdringliche Liebe hätte er ihr gern die Freude gemacht, davon zu trinken, er hatte indes eine besondere Abneigung dagegen, allein zu trinken, und er wußte, sie würde an seinem Verstande zweifeln, wenn er sie oder Diego aufforderte, das kostbare Getränk mit ihm zu teilen. So schob er es einstweilen auf die Seite und zog ein Blatt Papier, Tinte und Feder zu sich heran. Aber er konnte nicht arbeiten. In der Stille und Einsamkeit drang sein großer Schmerz wieder auf ihn ein; aber es hatte inzwischen still in ihm gearbeitet; seine Verzweiflung hatte einem heftigen und doch weniger bitteren Schmerze Platz gemacht: er konnte jetzt weinen. Ein leidenschaftlicher Thränenstrom erleichterte sein wundes Herz. Seit seiner Kindheit hatte er nicht mehr so geweint. Nahende Fußtritte brachten ihn zu sich selbst. Er stand eilig auf und stellte sich beschämt an das Fenster in der Hoffnung, daß diese Stellung

und das sinkende Licht ihn beobachtenden Blicken entziehen würden. Es war nur Dolores.

„Sennor," sagte sie, etwas hastig eintretend, „möchten Sie nicht nach den Leuten sehen, die mit Euer Gnaden von Sevilla gekommen sind? Sie insultieren einen armen kleinen Maultiertreiber und drohen, ihm sein Gepäck zu rauben."

Yanguesische und andre Fuhrleute und Maultiertreiber, welche durch die Sierra Morena zogen, um Waren von den Städten der Mancha nach Andalusien zu bringen, kamen oft an dem Schlosse vorbei und wurden dort manchmal gastlich aufgenommen. Carlos folgte sofort dem Rufe, indem er zu Dolores sagte: „Wo ist der Knabe?"

„Es ist kein Knabe, Sennor, sondern ein Mann, ein sehr kleiner Mann, aber wenn ich nicht sehr irre, hat er mehr Geist als sonst zwei von seiner Statur."

Das war ganz richtig. Auf dem grünen Platz an der Rückseite des Schlosses, wo der Gebirgspfad vorbeiführte, standen 10 oder 12 rauhe Landsknechte aus Sevilla, aus der niedersten Bevölkerung und meist maurischer Abstammung. In ihrer Mitte, neben dem vordersten seiner Maultiere, den einen Arm um dessen Hals gelegt, den andern erhoben, um durch seine lebhaften Geberden seinen Worten mehr Nachdruck vor seinen aufmerksamen Zuhörern zu geben, stand der Maultiertreiber. Es war ein sehr kleiner, schmaler, lebhaft aussehender Mann, vom Kopf bis zu den Füßen in kastanienbraunes Leder gekleidet. Seine Maultiere waren schwer beladen, jedes mit drei breiten Alforjas*), eine an jeder Seite und eine über den Nacken gelegt. Aber sie waren auch augenscheinlich wohlgenährt und gut gepflegt und boten einen heiteren Anblick dar mit ihrem Schmuck von buntfarbigen Quasten und kleinen Glöckchen. „Ihr wißt, meine Freunde," sagte der Maultiertreiber eben, als Carlos nahe genug heran war, um es zu hören, „die Alforjas eines Arriero**) sind wie die Farben des Soldaten — es ist ihm Ehrensache, sie unangetastet zu bewahren.

*) Säcke.

**) Maultiertreiber.

Nein, nein, fordert von ihm, was Ihr wollt, sein Gold, sein Blut, sie stehen Euch zu Diensten, aber vergreift Euch nie an seinen Farben, wenn Euch Euer Leben lieb ist!"

„Mein braver Freund, Eure Farben, wie Ihr sie nennt, sollen hier sicher sein," sagte Carlos freundlich.

Der Maultiertreiber kehrte ihm ein gutmütiges, intelligentes Gesicht zu und dankte ihm herzlich, sich tief verbeugend.

„Wie ist Euer Name," fragte Carlos, „und wo kommt Ihr her?"

„Ich bin Juliano, Juliano el chico (der Kleine) pflegen mich die Leute zu nennen, da ich, wie Euer Herrlichkeit sehen, nicht sehr groß bin. Ich komme eben von Toledo."

„In der That? Und was führt Ihr bei Euch?"

„Einige Waren, klein an Masse, aber kostbar, die ich einem Kaufmann in Sevilla bringe, Medel de Espinosa genannt; vielleicht hat Euer Gnaden von ihm gehört. Ich habe zum Beispiel eine neue Art Spiegel von ausgezeichneter Arbeit und festem Stahl."

„Ich kenne den Laden des Espinosa sehr gut," sagte Carlos mit plötzlicher Beklemmung bei dem Gedanken an die vielen hübschen Kleinigkeiten, die er da für Donna Beatrice gekauft hatte. „Aber folgt mir, mein Freund, und ein gutes Abendbrot soll Euch für die Roheit dieser Leute entschädigen. Andres, versorge seine Tiere, so gut Du kannst! Es ist nur eine gerechte Buße dafür, daß Du ihren Besitzer beunruhigt hast."

„Tausend Dank, Herr! Und doch, mit Eurer Erlaubnis und ohne meinen Freund Andres kränken zu wollen, ich möchte lieber selbst nach den Tieren sehen. Wir sind alte Gefährten; sie kennen meine Art und ich die ihre."

„Wie es Euch gefällt, mein guter Freund! Andres wird Euch den Stall zeigen, und ich werde meinem Majordomo sagen, daß er es Euch an nichts fehlen läßt."

„Wieder sage ich Euer Herrlichkeit meinen armseligen, aber herzlichen Dank."

Carlos entfernte sich, gab Diego die nötigen Weisungen und kehrte dann in sein einsames Zimmer zurück.

Achtes Kapitel.

Der Maultiertreiber.

Als Carlos, sobald er die Thür hinter sich geschlossen, seinem Schmerze wieder in das Angesicht schaute, fand er, daß dieser ein etwas andres Aussehen gewonnen hatte. Dies geschieht oft, wenn wir uns durch eine Berührung mit der Außenwelt auf kurze Zeit davon losgemacht haben und dann wieder dazu zurückkehren; da finden wir, daß er in eine ganz neue Phase, aber selten in eine hoffnungsvollere, getreten ist.

Es ging Carlos jetzt erst auf, daß er sehr niedrig gegen seinen Bruder gehandelt hatte. Er hatte nicht bloß einen Verrat geplant und beabsichtigt, sondern indem er Donna Beatrices Neigung zu gewinnen suchte, thatsächlich schon begangen. Gebe der Himmel, daß er nicht unwiederbringlich sei! Obgleich die Zeit, seitdem sein besseres Selbst den Sieg erlangt hatte, nur nach Stunden zählte, erschien sie ihm doch bedeutend länger. Sie machte es ihm schon möglich, das, was vorangegangen war, von dem überlegenen Standpunkte aus zu betrachten, den eine größere Entfernung gewährt. Er sah jetzt in wahren, vielleicht selbst in übertriebenen Farben die Niedrigkeit und den Verrat in seiner Handlungsweise. Er, der stolz war auf den Adel seiner Gesinnung, der dem Adel seiner Geburt gleichkam, er, Don Carlos Alvarez de Santillanos y Menaja, der Edelmann von tadellosem Wesen, von unbeflecktem Ruf, er, der sich nie über irgend etwas zu schämen hatte — er errötete in seiner Einsamkeit und verhüllte sein Antlitz in Beschämung, als die Büberei, die er geplant hatte, vor seiner Seele aufstieg. Es würde ihm das Herz gebrochen haben, sich von

irgend jemand verachtet zu wissen, und war es nicht tausendmal schlimmer, sich so selbst verachten zu müssen? Er dachte sogar mehr an das Verächtliche als an das Verräterische seines Planes; an das Sündliche desselben dachte er gar nicht. Sünde war ein theologischer Begriff, den er sich gewöhnt hatte in der Schule zu handhaben und hin und her zu drehen wie die andern Materien, an denen er seine dialektische Kunst erprobte; aber es fiel ihm so wenig ein, sie aus der scholastischen Welt herauszunehmen und in die zu übertragen, in der er wirklich lebte und handelte, als es ihm eingefallen wäre, mit Diego Latein zu sprechen oder Donna Beatrice während der Tanzpausen Citate aus Thomas von Aquina ins Ohr zu flüstern.

Keine Betrachtung aber hätte ihn unglücklicher machen können, als er schon war. Vergangenheit und Zukunft — alles erschien ihm gleich trostlos. Er konnte keine glückliche Erinnerung, keine frohe Aussicht finden, die ihn getröstet hätte. Er glich einem, der dem jagenden Sturme in einer Winternacht entgegengeht: nicht stark durch Mut und Hoffnung, eine warme Heimat hinter sich und über sich die glänzenden Sterne, die ihm von einer andern, bald zu erreichenden reden — sondern erfroren, müde und verlassen, der Wind durch dünne Kleider pfeifend und nichts, sein Auge zu erfreuen, als eine kahle, schutzlose, unabsehbare Ebene.

So saß er lange, zu sehr zerbrochen im Herzen, um selbst seine leichte, unwichtige Arbeit zu vollenden. Von Zeit zu Zeit nahm er das Blatt mit den Zahlen und suchte seine Aufmerksamkeit dabei festzuhalten, aber er schob es bald wieder zurück oder malte zwecklose Punkte und Kreise an den Rand. Während er so beschäftigt war, hörte er eine fröhliche und nicht unmelodische Stimme ein Lied in fremder Mundart singen. Als er aufmerksamer zuhörte, schienen es ihm französische Worte zu sein, und er dachte, der Sänger müsse wohl sein bescheidener Gast, der Maultiertreiber sein, der noch einmal in den Stall ginge, um einen letzten Blick auf seine geliebten Begleiter zu werfen, ehe er sich zur Ruhe legte. Der Mann hatte seinen Beruf wahrscheinlich vormals in den Pyrenäen betrieben und sich dadurch einige Kenntnis des Französischen erworben. Eine halbe Stunde der Unterhaltung mit irgend

jemand erschien Carlos in diesem Augenblick als eine höchst wünschenswerte Ableitung von seinen eignen düsteren Gedanken. Er konnte mit diesem Fremden reden, während er nicht wagte, Diego und Dolores zu sich zu rufen, weil diese ihn zu sehr kannten und liebten, um nicht in wenigen Minuten entdeckt zu haben, daß ihm etwas Ernstes auf dem Herzen lag. Er wartete, bis er die Stimme noch einmal dicht unter dem Fenster hörte und, es leise öffnend, rief er den Maultiertreiber. Juliano antwortete ihm mit bereitwilliger Munterkeit, und Carlos öffnete ihm die Thür und ließ ihn in sein Heiligtum ein.

„Ich glaube, das war ein französisches Lied, das ich Euch singen hörte. Seid Ihr denn in Frankreich gewesen?"

„Ja, Sennor, ich bin mehr als einmal durch die Pyrenäen gezogen; ich bin auch in der Schweiz gewesen."

„Da müßt Ihr manchen bedeutenden Ort besucht haben und nicht mit geschlossenen Augen, glaube ich. Ich möchte, Ihr erzähltet mir zum Zeitvertreib die Geschichte Eurer Reisen."

„Gern, Sennor," sagte der Mulero, der, obwohl vollkommen ehrerbietig, doch eine Freiheit und Unabhängigkeit des Wesens hatte, die Carlos vermuten ließ, er habe schon öfter mit Höherstehenden verkehrt, „wo soll ich anfangen?"

„Seid Ihr je über die Santillanos gegangen oder habt Ihr Asturien besucht?"

„Nein, Herr, man kann nicht überall sein. Wer die Glocken läutet, kann nicht in der Prozession gehen. Ich bin nur mit der Strecke von Lyon hierher vertraut und kenne, wie ich schon sagte, einiges von der Schweiz."

„Dann erzählt mir zuerst von Lyon und — setzt Euch, mein Freund!"

Der Maultiertreiber setzte sich und fing an, seine Geschichte zu erzählen, indem er alle die Orte nannte, die er mit Verständnis gesehen hatte, und fesselte mehr und mehr Carlos' Aufmerksamkeit, der nicht verfehlte, durch eingehende Fragen noch mehr Belehrung zu gewinnen. Während sie sprachen, beobachteten sie sich gegenseitig mit steigendem Interesse. Carlos bewunderte die Energie des Mulero bei der Betreibung seines Geschäfts und freute sich

seiner eigentümlich scharfsinnigen Bemerkungen. Ja, noch mehr, gewisse Anzeichen deuteten auf einen Grad der Erziehung, ja selbst der Verfeinerung, der ganz ungewöhnlich für seinen Stand war. Besonders fiel ihm die kleine, feingeformte Hand auf, die er manchmal im Eifer des Gesprächs auf den Tisch legte und welche aussah, als ob sie gewöhnt wäre, etwas ganz andres als die Peitsche zu führen. Noch etwas bemerkte er: obgleich Julianos Rede von Sprichwörtern, Provinzialismen und eigentümlichen Ausdrücken, wie sie bei Maultiertreibern üblich, überfloß, kam kein einziger Fluch über seine Lippen. Ich habe noch nie einen Arriero gesehen, dachte Carlos, der nur zwei Sätze sagen konnte ohne deren ein halbes Dutzend anzubringen.

Ebenso beobachtete Juliano seinen Wirt und zwar mit viel schärferem und tieferem Verständnis, als Carlos sich hätte träumen lassen. Während des Abendessens hatte er von der Dienerschaft gehört, ihr junger Herr sei freundlich, sanft, gutmütig und hätte nie in seinem Leben jemand etwas zuleide gethan. Und da er dies alles wußte, so war er von herzlichem Mitleid ergriffen für den jungen Edelmann, dessen eingefallene Züge und trauriger Ausdruck nur zu deutlich sagten, daß ein großer Kummer sein Herz bedrücke.

„Euer Herrlichkeit muß meiner Erzählungen müde sein," sagte er endlich. „Es ist Zeit, Euch der Ruhe zu überlassen."

Und er hatte recht, denn es war schon sehr spät.

„Ehe Ihr geht," sagte Carlos, „müßt Ihr ein Glas Wein mit mir trinken."

Er hatte keinen andern Wein zur Hand als das kostbare Getränk, das Dolores zu seinem eignen speziellen Gebrauch herbeigeholt hatte. Ein wenig neugierig, was wohl Juliano von einem so seltenen Trank denken würde, suchte er nach einem zweiten Glase, denn der stolze kastillanische Edelmann besaß eine zu feine Höflichkeit, um nicht mit seinem Gaste zu trinken, selbst wenn dieser Gast auch nur ein Maultiertreiber war.

Juliano, augenscheinlich ein mäßiger Mann, machte Einwendungen: „Aber ich habe ja schon Euer Gnaden Gastfreundschaft genossen."

„Das braucht Euch nicht zu hindern, auf meine Gesundheit zu trinken," sagte Carlos, indem er einen kleinen Jagdbecher, an den er nicht gedacht hatte, aus seinem Futteral nahm.

Dann das größere Glas füllend, reichte er es Juliano. Es war etwas sehr Geringes, ein kleiner Akt des Wohlwollens. Aber bis zu seiner letzten Lebensstunde dankte Carlos Alvarez Gott, daß Er es ihm in das Herz gegeben hatte, dieses Glas Wein darzureichen.

Der Maultiertreiber brachte es an seine Lippen und sagte ernst: „Gott schenke Euch Gesundheit und Glück, edler Herr!"

Carlos trank auch, froh, ein quälendes Gefühl der Erschöpfung dadurch zu lindern. Als er den Becher niedersetzte, trieb ihn ein plötzlicher Impuls, mit bitterem Lächeln zu sagen: „Es ist nicht wahrscheinlich, daß mir jetzt Glück begegnen werde."

„Nicht, Sennor? Und warum nicht? Mit Eurer Erlaubnis sei es gesagt: Ihr seid jung, edel, liebenswürdig, mit vielen Kenntnissen und glänzenden Aussichten, wie man mir sagt."

„Alle diese Dinge können einen Menschen nicht davor schützen, sehr unglücklich zu sein," sagte Carlos offen.

„Gott tröste Euch, Sennor!"

„Ich danke Euch für den guten Wunsch," sagte Carlos obenhin in dem Gefühl, schon zu viel gesagt zu haben. „Alle Menschen haben ihren Kummer, meine ich, und die meisten Menschen machen es möglich, ihn zu überleben; so werde ich es ohne Zweifel auch."

„Aber Gott kann Euch trösten," wiederholte Juliano mit einer Art zuversichtlichem Ernst.

Carlos, von seinem Wesen überrascht, sah ihn halb abwesend, aber doch mit Neugier an.

„Sennor," sagte Juliano, sich vorbeugend und in leisem, ausdrucksvollem Ton sprechend, „Euer Gnaden wollen eine einfache Frage eines einfachen Mannes verzeihen — Sennor, kennt Ihr Gott?"

Carlos stutzte. War der Mann toll? Gewiß nicht; seine ganze bisherige Unterhaltung zeugte dafür. Er war jedenfalls ein sehr kluger Mann, fast gebildet zu nennen, der mit der Einfalt und Unbefangenheit eines intelligenten Kindes sprach, und jetzt hatte er die Frage eines echten Kindes gethan, eine Frage, die zu beantworten

die Weisheit eines weisen Mannes erschöpfen konnte. Völlig betreten beschloß Carlos endlich, sie nach ihrem einfachsten Sinne zu deuten. Er sagte: „Ja, ich habe Theologie studiert und habe auf der Universität zu Alcala meinen Grad als Lizentiat erworben."

„Wenn es Euer Herrlichkeit gefällig ist, was mag wohl das schöne Wort „Theologie" bedeuten?"

„Ihr habt so viel kluge Dinge gesagt, daß es mich wundert, daß Ihr das nicht wißt: das Wissen von Gott."

„Dann, Sennor, weiß Euer Herrlichkeit etwas von Gott. Aber ist es nicht ganz etwas andres, Gott zu kennen? Ich weiß sehr viel von dem Kaiser Karl, der jetzt in St. Just ist, ich könnte Euch die Geschichte aller seiner Feldzüge erzählen; aber ich habe ihn nie gesehen, viel weniger noch mit ihm gesprochen, und vollends bin ich weit davon entfernt, zu wissen, daß er mein Freund ist, und so auf ihn zu vertrauen, daß, wenn meine Maultiere stürben oder die Alguazils mich in Cordova ergriffen, weil ich Contrebande hinübergeschmuggelt hätte, oder mir irgend ein andres Unglück begegnete, ich zu ihm gehen oder schicken würde, gewiß, daß er mir helfen und mich retten würde."

„Ich fange an, Euch zu verstehen," sagte Carlos, und ihm kam der Verdacht, daß der Maultiertreiber ein verkappter Mönch sei. Aber das konnte doch kaum sein, da sein reiches, schwarzes Haar keine Spur einer Tonsur zeigte. „In der Weise, von der Ihr sprecht, kennen nur große Heilige Gott."

„Wirklich, Senior, kann das wahr sein? Denn ich habe doch gehört, daß unser Herr Christus — bei Nennung dieses Namens bekreuzte sich Carlos, eine Zeremonie, die der Maultiertreiber vergaß, weil er zu sehr mit seiner Auseinandersetzung beschäftigt war — daß unser Herr Christus in die Welt kam, auf daß die Menschen den Vater kennen sollten und daß Er Ihn allen, die an Ihn glauben, wirklich offenbart."

„Wo habt Ihr diese wunderbare Lehre her?"

„Es ist eine einfache Lehre und doch eine sehr gesegnete, Herr," erwiderte Juliano, der Frage ausweichend, „denn die, welche Gott kennen, sind glücklich; welche Schmerzen sie auch äußerlich haben mögen, innerlich haben sie Freude und Frieden."

„Ihr ratet mir, Frieden in der Religion zu suchen?"

Es war in der That wunderbar, daß ein Maultiertreiber ihm Rat geben solle, aber dies war auch ein sehr ungewöhnlicher Maultiertreiber. „Und ich müßte es auch ganz besonders," fügte er hinzu, „da ich für die Kirche bestimmt bin."

„Nein, Sennor, nicht Frieden in der Religion zu suchen, sondern Frieden von Gott und in Christo, der Ihn uns offenbart."

„Das sind nur verschiedene Ausdrücke; die Sache ist dieselbe."

„Ich wiederhole mit aller Ehrerbietung gegen Eure Herrlichkeit, dem ist nicht so. Es ist Christus Jesus selbst, Christus Jesus, Gott und Mensch, der allein den Frieden und das Glück geben kann, wonach das Herz sich sehnt. Sind wir gedrückt von Sünden, Er spricht: „Deine Sünden sind dir vergeben!" Sind wir hungrig, Er ist das Brot; durstig, Er ist lebendiges Wasser; beladen, Er spricht: „Kommet her zu Mir alle, die ihr mühselig und beladen seid! Ich will euch erquicken."

„Mensch, wer oder was seid Ihr? Ihr führt die Heilige Schrift an. Könnt Ihr denn Latein?"

„Nein, Sennor!" sagte Juliano demütig, die Augen niederschlagend.

„Nein?"

„Nein, Herr, wahrhaftig nicht. Aber —"

„Nun, weiter!"

Juliano blickte wieder auf, und seine Augen leuchteten in ruhigem Glanz. „Wollt Ihr mir auf die Ehre eines Edelmannes versprechen, mich nicht zu verraten?" fragte er.

„Gewiß, ich will Euch nicht verraten."

„Ich vertraue Euch, Sennor! Ich glaube nicht, daß Ihr jemand verraten könnt, der Euch vertraut hat."

Carlos zuckte und schrak fast zurück vor dem Blick des Maultiertreibers voll ehrlichem, herzlichem Vertrauen.

„Obgleich ich Eure Gründe für solche Vorsicht nicht erraten kann," sagte er, „bin ich bereit, wenn Ihr es wünscht, auf das heilige Kruzifix Schweigen zu schwören."

„Das ist nicht nötig, Sennor! Euer Ehrenwort ist so gut wie ein Schwur, obschon ich mein Leben in Eure Hand gebe,

wenn ich Euch sage, daß ich es gewagt habe, die Worte meines Herrn Christus in meiner Muttersprache zu lesen."

„Seid Ihr denn ein Ketzer?" rief Carlos aus, unwillkürlich zurückprallend wie jemand, der eine Pestbeule auf der Stirn eines Freundes entdeckt, dessen Hand er eben gefaßt hat.

„Das hängt davon ab, Herr, was Ihr unter einem Ketzer versteht. Mancher bessere Mann als ich ist mit diesem Namen gebrandmarkt worden. Selbst der große Redner Fray Constantino, den alle die feinen Herren und Damen zu Sevilla zu hören sich drängen, ist oft von seinen Feinden ein Ketzer genannt worden."

„Ich habe in Sevilla gelebt und Fray Constantinos theologische Vorlesungen gehört," sagte Carlos.

„Dann muß Euer Herrlichkeit wissen, daß es keinen besseren Christen in ganz Spanien giebt. Und doch sagen die Leute, daß er nur mit knapper Not einer Verfolgung wegen Ketzerei entgangen sei. Aber genug von dem, was die Menschen sagen! Laßt uns einmal hören, was Gott sagt! Seine Worte können uns nicht irre leiten."

„Nein, die Heilige Schrift nicht, wenn sie richtig ausgelegt wird von gelehrten und rechtgläubigen Doktoren. Aber Ketzer legen ihre eigne Deutung in den heiligen Text, den sie überdem verfälschen und verdrehen."

„Sennor, Ihr seid ein Gelehrter, Ihr könnt den Grundtext befragen und selbst urteilen, inwieweit der Vorwurf wahr ist."

„Aber ich will keine ketzerischen Schriften lesen."

„Ich auch nicht, Sennor! Aber ich bekenne, daß ich die Worte meines Heilandes in meiner eignen Sprache gelesen habe, was manche schlecht unterrichtete und unwissende Menschen Ketzerei nennen. Und dadurch habe ich zu meiner Seelen Seligkeit Ihn und den Vater kennen gelernt. Ich bin kühn genug, Herr, Euch dieselbe Kenntnis zu wünschen, damit auch dieselbe Freude Euer werde." Die Augen des armen Mannes glänzten, und seine sonst ziemlich gewöhnlichen Züge waren von einer Begeisterung durchleuchtet, die ihnen eine wahrhaft geistige Schönheit verlieh.

Carlos blieb nicht ungerührt. Nach einer kurzen Pause sagte er: „Wenn ich mir, wie Ihr es nennt, Gottes Wort in meiner

Mutterſprache verſchaffen könnte, will ich nicht ſagen, daß ich es nicht leſen würde. Wenn ich irgend welche ketzeriſche, falſche Überſetzung oder Verdrehung darin fände, könnte ich die Stelle ausſtreichen oder im Notfall das Buch verbrennen."

„Ich kann Euch noch in dieſer Stunde das Neue Teſtament unſers Heilandes in die Hand geben, in das Caſtillaniſche überſetzt von Juan Perez, einem gelehrten Manne, der das Griechiſche wohl verſteht."

„Wie, habt Ihr es bei Euch? So bringt es denn in Gottes Namen, und ich will es wenigſtens anſehen."

„Möge es wahrhaftig in Gottes Namen geſchehen!" ſagte Juliano, indem er das Zimmer verließ.

Während ſeiner Abweſenheit dachte Carlos über dies ſeltſame Abenteuer nach.

In ſeiner längeren Unterhaltung mit dem Maultiertreiber hatte er kein Zeichen von Ketzerei an ihm entdeckt, die Kenntnis des Neuen Teſtaments ausgenommen. Und da er ſich ſehr viel auf ſeine dialektiſche Schärfe einbildete, ſo meinte er, er müßte ſie ſicher entdeckt haben, wenn ſie vorhanden geweſen wäre. „Das müßte ein kluger Ketzer ſein, der mich überliſten könnte," ſagte er mit der Eitelkeit eines jungen, mit Erfolg gekrönten Schülers. Überdem hatten die zehn Monate, in denen er die Vorträge von Fray Conſtantino gehört hatte, ihm ſelbſt unbewußt, ſeinen Geiſt in etwas liberalere Ideen eingetaucht. Er hätte in Alcala die Vulgata leſen dürfen, wenn er es gewünſcht hätte (er hatte es nur nie gethan); was konnte es denn ſchaden, wenn er aus bloßer Neugier in eine ſpaniſche Überſetzung desſelben Originals hineinblickte? Er betrachtete das Neue Teſtament als eine ſehr gefährliche, aber wirkſame Waffe explodierender Art, die wahrſcheinlich den, der leichtſinnig und unwiſſend damit ſpielte, furchtbar vernichten konnte und deshalb aus großer Weisheit von den Autoritäten verboten war, obgleich es in geſchickten und gelehrten Händen, wie die ſeinigen, unſchädlich und ſelbſt nützlich ſein konnte.

Aber für den Mann, der es ihm brachte, ſtand die Sache ganz anders. War er am Ende doch ein Wahnſinniger oder ein

Ketzer? Oder war er ein großer Heiliger oder ein heiliger Einsiedler in Verkleidung? Aber was immer seine geistigen Gefahren sein oder nicht sein mochten, das war nur zu offenbar, daß er sich entsetzlichen zeitlichen Gefahren aussetzte. Und vielleicht that er es in unschuldiger Unwissenheit. Carlos mußte ihn wenigstens davor warnen.

Er kam bald zurück, und ein kleines braunes Buch aus seiner Lederjacke ziehend, gab er es dem jungen Edelmann.

„Mein Freund," sagte Carlos freundlich, als er es ihm abnahm, „wißt Ihr, was Ihr wagt, indem Ihr mir dies anbietet, und schon, indem Ihr es selbst behaltet?"

„Ich weiß es wohl, Sennor!" war die ruhige Antwort, und die dunklen Augen des Mannes begegneten unerschrocken den seinigen.

„Ihr treibt ein gefährliches Spiel. Diesmal seid Ihr sicher, aber hütet Euch! Ihr könnt es auch einmal zu oft wagen."

„Das werde ich nicht, Sennor! Ich werde für meinen Herrn zeugen, gerade so oft, als Er es mir erlaubt. Wenn Er meiner nicht mehr bedarf, wird Er mich abrufen."

„Gott helfe Euch! Ich fürchte, Ihr stürzt Euch ins Feuer — und für was?"

„Für die Freude, den Hungrigen Brot zu bringen, den Durstigen Wasser, Licht denen, die in Finsternis sitzen, und Ruhe den Mühseligen und Beladenen. Sennor, ich habe die Kosten überschlagen, und ich werde mit voller Freudigkeit meinen Preis zahlen."

Nach einer kurzen Pause fuhr er fort: „Ich lasse in Euren Händen das Kleinod, das um diesen Preis gekauft ist, aber Gott allein kann durch Seinen Heiligen Geist Euch seinen wahren Wert offenbaren. Sennor, sucht diesen Geist! Nein, laßt's Euch nicht kränken! Ihr seid sehr edel und sehr gelehrt, und es ist nur ein armer, unwissender Mann, der zu Euch redet, aber dieser arme Mann wagt sein Leben für Eurer Seelen Seligkeit und beweiset damit wenigstens, wie aufrichtig sein Wunsch ist, Euch eines Tages zur rechten Hand Christi, seines Königs und Meisters, zu sehen. Adios, Sennor!"

Er verbeugte sich tief, und ehe sich Carlos genügend von seinem Erstaunen erholt hatte, um eine Antwort zu finden, hatte er das Zimmer verlassen und die Thür hinter sich geschlossen.

„Wunderbares Wesen!" dachte Carlos. „Aber ich werde morgen weiter mit ihm reden." Und ehe er es gewahr wurde, waren seine Augen feucht, denn der Mut und die Aufopferung des armen Maultiertreibers hatte eine verwandte Saite in seinem Herzen berührt. Wahrscheinlich, trotz allem Anschein des Gegenteils, war er doch ein Wahnsinniger oder sonst ein ketzerischer Fanatiker. Aber er war ein Mensch, bereit, zahllosen Leiden zu trotzen (von denen der Tod auf der Folterbank das letzte und geringste war), um seinen Mitmenschen etwas zu bringen, von dem er sich einbildete, daß es sie glücklich machen werde. „Die Kirche hat keinen orthodoxeren Sohn als mich," sagte Don Carlos, „aber ich werde trotz alledem dies Buch lesen."

Dann, da es spät geworden, legte er sich zur Ruhe und schlief fest.

Er stand nicht gerade mit der Sonne auf, und als er in sein Zimmer trat, stand sein Frühstück schon bereit.

„Wo ist der Maultiertreiber, der gestern abend hier war?" fragte er Dolores.

„Er war auf und davon bei Sonnenaufgang," antwortete sie. „Zum Glück ist es nicht meine Gewohnheit, im Bett zu bleiben und den Sonnenschein abzuwarten; so traf ich ihn gerade, als er seine Maultiere belud, und gab ihm ein Stück Brot und Käse und einen Trunk Wein. Er ist ein munterer kleiner Mann, der sein Geschäft versteht."

„Ich wünschte, ich hätte ihn noch gesehen, ehe er fortging," sagte Carlos laut. „Werde ich jemals sein Angesicht wiedersehen?" setzte er innerlich hinzu.

Carlos Alvarez sah das Angesicht wieder, nicht beim Schein der Sonne oder des Mondes, auch nicht beim Lampenschein des Gelehrten, aber klar und deutlich in einem schwarzgelben, fürchterlichen Lichte, fürchterlicher als die ägyptische Finsternis und doch in wunderbaren Segen getaucht, da es den Weg zeigt zu der

Stadt Gottes, wo die Sonne nicht mehr untergeht und der Mond sich nicht mehr verbirgt.

Juliano el chico oder Juliano Hernandez ist kein Gebilde der Phantasie, kein „erfundener Charakter". Es ist eine geschichtliche Thatsache, daß er in seinen Alforjas, sorgfältig versteckt unter den Bändern, Spitzen und andern Kleinigkeiten, die ihren in die Augen fallenden Inhalt ausmachten, einen reichen Vorrat spanischer Testamente in der Übersetzung des Juan Perez barg, und daß es ihm trotz aller Schwierigkeiten und Gefahren seiner selbstgewählten Aufgabe gelang, seine kostbare Last sicher nach Sevilla zu bringen.

Wir erbleichen, und unser Herz schaudert bei dem Gedanken an das, was er und andre einsetzten, um den Lippen ihrer Landsleute das lebendige Wasser zu reichen, das in Wahrheit „das Blut der Männer war, die ihr Leben gewagt haben". (2. Sam. 23, 17.)

Und mehr als das: Juliano wagte nicht nur sein Leben — er ging dem sicheren Tode entgegen. Früher oder später war es unmöglich, daß er nicht in die unbarmherzigen Klauen der scheußlichen Maschine königlicher und priesterlicher Tyrannei fallen sollte, die heilige Inquisition genannt.

Wir haben keine Worte, um solchen Heldenmut zu preisen. Wir überlassen es dem — und wir können es Ihm getrost überlassen — dessen Lippen einst das erhabene Urteil sprechen werden: „Ei, du frommer und getreuer Knecht, gehe ein zu deines Herrn Freude!" Aber bei der Betrachtung solcher Dinge, um Seines Namens willen gethan und erlitten, drängt sich ein andrer Gedanke auf. Wie echt, wie groß, nein, wie unaussprechlich köstlich muß der Schatz sein, für welchen die Menschen willig waren, solchen Preis zu zahlen, nicht nur, um ihn für sich selber zu bewahren, sondern auch, um ihn andern zu bringen!

Neuntes Kapitel.

Eldorado gefunden.

Drei Monate schlichen still dahin in dem alten Schlosse Nuera. Kein äußeres Ereignis, welches das Schicksal seiner Bewohner berührt hätte, bezeichnete ihren Lauf. Und doch waren es bei weitem die wichtigsten Monate, die Don Carlos je erlebt hatte oder je erleben würde. Sie waren Zeugen einer Veränderung in ihm, geheimnisvoll in ihrem Fortschreiten, aber denkwürdig in ihren Erfolgen. Ein Einfluß zog durch seine Seele, mächtig wie der Wind auf seiner lichten Bahn, aber ebenso wie dieser sichtbar nur in seinen Wirkungen; niemand kann sagen, „von wannen er kommt und wohin er geht".

Wieder war es früh am Morgen, ein strahlender Sonntagsmorgen im September. Carlos war schon fertig, um hinauszugehen. Er hatte seinen Studentenanzug ganz abgelegt und war gekleidet wie jeder andre Edelmann, in Wams und kurzen Mantel von Genueser Samt und einem Schwert an der Seite. Er hatte sein Brevier in der Hand und war im Begriff, seinen Hut zu nehmen, als Dolores in das Zimmer trat, ein Glas Wein und ein Brot in der Hand.

Carlos schüttelte den Kopf und sagte: „Ich beabsichtige zu kommunizieren, und Du, Dolores, willst Du nicht auch in die Messe gehen?"

„Gewiß, Sennor, wir wollen alle unsrer Pflicht nachkommen. Aber es ist noch reichlich Zeit. Euer Herrlichkeit giebt uns ein Beispiel in Betreff des frühen Aufstehens."

„Es wäre eine Schande, so herrliche Stunden wie diese zu versäumen. Ich bitte Dich, Dolores, wenn ich es nachher vergessen sollte — hast Du etwas Gutes zum Mittagessen im Hause?"

„Ich freue mich, daß Ihr danach fragt, Sennor! Bis jetzt schien es Euch ganz gleich zu sein, ob wir Euch eine Linsensuppe oder gedämpfte Rebhühner vorsetzten. Aber seit Diego Mittwoch das Glück hatte, den Bock zu schießen, sind wir mehr als gut versorgt. Euer Herrlichkeit kann heute Rehbraten essen."

„Das wird genügen; aber wenn Du etwas von Deinen Bäckereien hinzufügen wolltest, in denen Du so geschickt bist, würde es noch besser sein, denn ich beabsichtige, einen Gast mitzubringen."

„Nun, alle Heiligen stehen mir bei! Das ist eine Neuigkeit. Mit Verlaub, das hätten Euer Herrlichkeit mir früher sagen können. Ein edler Kavalier, der in diese Gegend kommt, Euch zu besuchen, muß ebensogut ein Bett als den Tisch bereitet finden, und wie kann ich in drei Stunden mehr oder weniger —"

„Beunruhige Dich nicht, Dolores! Es kommt kein Fremder. Ich wünsche nur, den Cura zu Tisch mit nach Hause zu bringen."

Selbst die zurückhaltende Dolores konnte einen Ausruf des Erstaunens nicht unterdrücken, denn beide Brüder waren gewöhnt gewesen, den unwissenden niederen Cura des nächsten Dorfes mit unverhohlener Abneigung und Verachtung zu behandeln. Dolores selbst hatte in früheren Zeiten zuweilen versucht, sie dazu zu bewegen, ihm einige kleine Aufmerksamkeiten zu erweisen „für das Heil ihrer Seelen". Sie hatten nichts dagegen, „diesem Bettler", wie Juan ihn nannte, Geschenke an Fleisch und Wildpret zu schicken, wenn sie es konnten; diese würden sie aber auch ihrem schlimmsten Feinde nicht mißgönnt haben. Sich mit ihm zu unterhalten oder ihn an ihren Tisch zu ziehen, war ganz etwas andres. Er war „keine passende Gesellschaft für Edelleute", sagten die Knaben, und Dolores stimmte ihnen in ihrem Herzen bei. — Sie sah ihren jungen Herrn an, ob er wohl scherze.

„Er ißt gern ein gutes Mittagbrot," setzte Carlos ruhig hinzu; „laß uns ihm einmal eins vorsetzen!"

„Wirklich, Sennor Don Carlos, ich kann nicht begreifen, was Euch anficht. Ihr wollt wohl Buße thun für Eure Sünden,

obgleich ich sagen muß, daß kein junger Kavalier in Eurem Alter deren weniger zu verantworten hat. Und doch, um Eurer Laune zu willfahren, soll der Cura das beste essen, was wir haben, obschon Bohnen und Speck ein passenderes Gericht für ihn wäre."

„Danke Dir, Mutter Dolores!" sagte Carlos freundlich. „Wahrlich, weder Don Juan noch ich hatten jemals einen Einfall, dem nachzukommen Du Dich nicht bereitwillig bemüht hättest."

Und wer würde nicht mehr als das für einen so liebenswürdigen und freundlichen jungen Herrn thun, dachte Dolores, indem sie sich zurückzog, um die Küchenoperationen zu überwachen. Gottes und unsrer lieben Frau Segen möge auf ihm ruhen, und ich glaube, dem ist wirklich so. Vor drei Monaten kam er hierher und sah aus wie ein aus dem Grabe erstandener Leichnam, und es schien passender, ihm seinen Sarg zu bestellen als seinen Priesterrock. Aber die freie Gebirgsluft, in der er geboren ist, bringt das Rot auf seine Wangen und den Glanz in seine Augen zurück. Dank sei allen Heiligen dafür! Ach, wenn seine edle Mutter jetzt ihre ritterlichen Söhne sehen könnte!

Während dessen schlenderte Carlos den Berg hinab. Da er reichlich Zeit hatte, wählte er einen einsamen Fußweg durch die Korkbäume und das Weideland, das zu dem Schlosse gehörte. Sein Herz war offen für jeden wohlthuenden Anblick und Ton, der sein Auge und Ohr berührte, obgleich oder vielleicht weil in seinem Innern fortwährend ein leises, süßes Danklied erklang.

Während seiner einsamen Wanderung wurde ihm zum erstenmal die mächtige Veränderung, die in ihm vorgegangen war, deutlich klar. Denn solche Veränderungen können erst nachträglich verstanden oder ermessen werden und vielleicht auch dann nicht immer. Julianos kleines Buch aus der Tasche ziehend, faßte er es mit beiden Händen. „Dies, Gott sei Dank, hat es alles vollbracht. Und doch hat es zuerst mein Elend nur hundertfach vergrößert." Dann zogen die traurigen Tage hilfloser, ja oft hoffnungsloser Verzweiflung an seiner Seele vorüber, als er zuerst angefangen, es zu lesen. Vieles war ihm damals ganz dunkel gewesen, aber was er verstand, hatte seine Dunkelheit nur noch dunkler gemacht. Er, der eben erst von dem strengen Lehrmeister Leben die

Bedeutung des Schmerzes gelernt hatte, lernte aus den Blättern dieses Buches die furchtbare Bedeutung des andern Wortes: Sünde. Bittere Stunden folgten, an welche er nie ohne Schauder zurückdenken konnte. Schon zu Boden gedrückt unter der Last seines selbstsüchtigen Schmerzes um die Geliebte, die nie die Seine werden konnte, schien dieselbe Hand, zu der er sich wandte, daß sie ihn aufrichte, grausame Schläge auf ihn herabzuregnen.

Es war alles seine eigne Schuld, sagte das Gewissen. Aber hätte das Gewissen, durch sein Buch erleuchtet, nicht mehr gesagt, so hätte er es ertragen können. Aber es war noch ganz etwas andres, erkennen zu müssen, daß alles seine eigne Sünde war, und jeden Tag deutlicher zu fühlen, daß die ganze Richtung seiner Gedanken und seiner Neigungen im Gegensatz stand zu dem Willen Gottes, wie er in diesem Buche geoffenbart und durch das Leben dessen, von dem es zeugte, besiegelt war.

Aber diese Krankheit des Herzens, wenn sie auch tötlich schien, war doch nicht „zum Tode". Das Wort war ihm in der That zum Spiegel geworden, der ihm sein eignes Antlitz in den Zügen und Farben der Wahrheit zurückwarf. Indes es brachte ihm noch weiteren Nutzen. Weil er es nicht in Verzweiflung wegwarf, sondern weiter hinein schaute, erblickte er zuletzt in seinen klaren Tiefen ein andres Antlitz — ein Antlitz, strahlend von göttlicher Majestät und doch leuchtend in zärtlicher Liebe und Erbarmung. Er, dessen Bild der Spiegel ihm nun zurückgab, war sein ganzes Leben hindurch „nicht fern von ihm" gewesen, hatte wieder und wieder ihm gegenüber gestanden, wachend und wartend auf den Augenblick, Sich ihm zu offenbaren. Endlich war der Augenblick gekommen; er blickte auf von dem Spiegel zu dem wahren Angesicht, von dem Wort zu dem, den das Wort offenbarte. Er wandte sich um und sprach zu Ihm: Rabbuni, das heißt: Meister! Er legte seine Seele Ihm zu Füßen in Liebe, in Glauben und in Dankbarkeit. Und er wußte jetzt und erst jetzt, daß dies das „Kommen" zu Ihm, das an Ihn „glauben", das „Ihn aufnehmen" war, von dem Er redete als von der Bedingung zu Leben, Vergebung und Seligkeit.

Von dieser Stunde an hatte er das Leben; er wußte sich vergeben; er war selig. Dies war keine Theorie, sondern eine Thatsache, welche sein gegenwärtiges Leben veränderte und bestimmt war, seine ganze Zukunft zu verändern.

Er sehnte sich, das wunderbare Geheimnis, das er gefunden, mitzuteilen. Diese Sehnsucht überwand seine Geringschätzung des Cura und bewog ihn, ihn zu suchen, um ihn mit Freundlichkeit zu gewinnen, den Worten zu lauschen, die auch ihm dieselbe wundervolle Freudenquelle erschließen könnten.

„Jetzt will ich meinem Herrn dienen, nachher will ich von Ihm reden," sagte er, indem er die Schwelle der kleinen Dorfkirche überschritt.

Der Gottesdienst war vorüber. Seine Zeremonieen betrübten und verletzten Carlos in keiner Weise; er nahm mit wirklicher Andacht daran teil als an einem Akt der Huldigung seines Herrn. Und doch, wenn er seine Gefühle zergliedert hätte (was er nicht that), so würde er sie denen eines Königssohnes ähnlich gefunden haben, der an Tagen großer Hoffeste genötigt ist, seinem Vater dieselbe förmliche Huldigung darzubringen wie die andern Großen seines Reichs, und doch weiß, daß für ihn dies alles nur eine leere Schaustellung ist, und der sich danach sehnt, den lästigen Pomp fortzuwerfen und sich wieder an dem freien, vertraulichen Verkehr zu erfreuen, der seine Gewohnheit und sein Vorrecht ist. Aber daß das Zeremoniell an sich dem Könige nicht anders als wohlgefällig sein könne, darüber hegte er nicht den entferntesten Zweifel.

Er sprach freundlich mit dem Priester und fragte unter Nennung ihrer Namen nach den Kranken im Dorf, obgleich er in der That schon mehr von ihnen wußte als Pater Thomas.

Des Cura Herz war hoch erfreut, als diese Katechisation zu dem glücklichen Ende einer Einladung zum Mittagessen ins Schloß gelangte. Wie auch die Mahlzeit ausfallen mochte — und seine Erwartungen waren nicht übermäßig hoch gespannt — so mußte sie doch unbedingt besser sein als die Olla, die er zu seinem Mittagsmahl bestimmt hatte. Überdem konnte eine Gunstbezeugung vom Schloß der Anfang zu andern sein, und Gunstbezeugungen

vom Schloß, ob dessen Besitzer auch arm, waren doch nicht zu verachten. Auch fühlte er sich nicht unbehaglich in der Gesellschaft eines wohlerzogenen Kavaliers, wie es bei einem Mann von etwas mehr Bildung wahrscheinlich der Fall gewesen wäre. Eines wohlhabenden Bauern Sohn und von sehr dürftiger Erziehung, war Pater Thomas so hoffnungslos gemein, daß es ihm niemals einfiel, daß er es überhaupt sein könne.

Carlos ertrug so geduldig wie möglich seine groben Manieren und seine Unterhaltung, die schlimmer als bloß gewöhnlich war. Erst nach Schluß des Mittagessens fand er eine Gelegenheit, den Gegenstand zu berühren, von dem zu sprechen er sich sehnte. Dann fing er an, mit mehr Takt, als sein Gast zu würdigen verstand, danach zu fragen — wie jemand, der selbst zum Priester bestimmt war, es wohl thun konnte —, ob er seine Gedanken immer abhalten könne, umherzuwandern, während er die heiligen Mysterien des Glaubens verwaltete.

Pater Thomas bekreuzte sich und sagte, er sei ein Sünder wie andre Menschen, aber er suche seine Pflicht gegen die Kirche, unsre heilige Mutter, nach besten Kräften zu thun.

Carlos bemerkte, daß, wenn wir die Liebe Gottes nicht aus persönlicher Erfahrung kennen, wir Ihn nicht lieben können, und daß es ohne Liebe keinen Ihm wohlgefälligen Gottesdienst geben könne.

„Sehr wahr, Sennor," sagte der Priester, seine Augen gen Himmel schlagend, „wie der heilige Augustinus sagt; Euer Herrlichkeit zitiert ihn, glaube ich."

„Ich habe niemand zitiert," sagte Carlos, der anfing zu fühlen, daß er tauben Ohren predige, „aber ich kenne Christi Worte;" und dann redete er aus einem vollen Herzen über das, was Christus für uns gethan, über Seine Liebe zu uns und über die Vergebung und den Frieden, welche die empfangen, die an Ihn glauben.

Aber das stumpfe Gesicht seines Zuhörers zeigte kein Interesse, nur eine unbestimmte Unruhe, welche zunahm, während Carlos fortfuhr. Der arme Dorfpriester fing an den Verdacht zu schöpfen, der kluge, studierte junge Herr habe nur die Absicht, ihn in Er-

staunen zu setzen und zu verwirren, dadurch, daß er seine Gelehrsamkeit und seine „neuen Ideen" vor ihm auskramte. Er war sogar nicht ganz sicher, ob sein Wirt sich immer über katholische Wahrheiten verbreite oder nicht hier und da mutwillig einige ketzerische Sätze einstreue, um zu versuchen, ob er geschickt genug sei, um sie herauszufühlen. Natürlich entzückte ihn diese Art der Unterhaltung nicht sehr. Es war nichts aus ihm herauszubringen, als ein vorsichtiges: „Das ist wahr, Seunor!", oder: „Sehr gut, Euer Herrlichkeit!", und sobald es seine Begriffe von Höflichkeit erlaubten, verabschiedete er sich.

Carlos war sehr erstaunt über seine Stumpfheit, dachte aber bald nicht mehr an ihn und nahm sein Neues Testament, um draußen unter den Korkbäumen darin zu lesen. Bald fing das Licht an zu sinken, aber er blieb bis zur tiefen Dämmerung dort sitzen. Gedanken und Vorstellungen drängten sich seiner Seele auf, und Träume der Vergangenheit suchten, wie sie es noch oft thaten, ihr Übergewicht in seinem Herzen wieder zu gewinnen. Einer jener unberechenbaren Sprünge des Gedächtnisses, die wir alle aus Erfahrung kennen, brachten ihm plötzlich den süßen Duft der Orangenblüten zurück, den die Spanier den Azahar nennen. Solcher Duft hatte die Luft erfüllt, und solche Blüten waren auf seinen Weg gestreut, als er zum letztenmal mit Donna Beatrice in dem Zaubergarten des Alcazar zu Sevilla wandelte. Der Schmerz, der ihm bei dieser Erinnerung in das Herz schnitt, war scharf. Aber er war bald überwunden. Als er ins Haus ging, wiederholte er die Worte, die er eben gelesen hatte: „Wer zu Mir kommt, der wird nicht mehr hungern, und wer an Mich glaubt, den wird nimmermehr dürsten!" — „und diesen Hunger der Seele wie jeden andern kann Er befriedigen. In ihm habe ich alles. El dorado — yo hé trovado! Vater, lieber unbekannter Vater, ich habe das goldene Land gefunden, nicht in dem Sinne, wie Du es sehnlichst gesucht, und nicht, wie ich sehnlichst geträumt, es zu finden. Aber das einzige goldene Land habe ich wirklich gefunden, den unvergänglichen Schatz, das unverrückte, unzerstörbare Erbteil, das nie vergeht, das mir aufbewahrt ist im Himmel."

Zehntes Kapitel.

Dolores.

Ein großer neuerer Dichter hat die Seele des Menschen mit einem Pilger verglichen, der durch die Welt wandert, den Stab in der Hand, nimmer rastend, immer vorwärts eilend nach einem unerreichten Ziel, immer schmerzlich seufzend: „Ach, daß dort nimmer hier ist!" Und ein christlicher Ausleger setzt bedeutungsvoll hinzu: „In Christo ist: dort — hier."

Wer Christum gefunden hat, ist schon am Ziel, denn Er stillt unser tiefstes Zagen, Er erfüllt unser höchstes Verlangen. In Ihm wird „die grausame Wüste und der harte Fels" zur Quelle lebendigen Wassers. Wer Ihn hat, der hat den Grund aller Dinge. Wenn wir die Jahrhunderte an uns vorüberziehen ließen, könnten wir von den schweigenden Lippen aller Entschlafenen ähnliche Zeugnisse sammeln über das, was menschliche Herzen in Ihm gefunden haben. Aber zuletzt würden wir doch auf Seine einfachen, großen Worte zurückkommen als auf das, was die volle Wahrheit am besten ausdrückt: „Ich bin das Brot des Lebens;" „Ich will euch Ruhe geben;" „In Mir habt ihr Frieden."

Mit dem Frieden, den Er ihm gab, kam für Carlos auch eine wunderbare neue Erkenntnis. Das Testament wurde ihm verständlich von der ersten bis zur letzten Seite. Von einer bloßen Skizze, zum Teil undeutlich, zum Teil befleckt und verwischt, gewann es eine Durchsichtigkeit, durch die das Licht in seine Seele schien, jedes Wort ein Stern.

Er las Dolores oft aus seinem Buche vor, obgleich er sie glauben ließ, daß es Latein sei und er für sie nur eine Übersetzung

improvisiere. Sie hörte aufmerksam zu, obwohl ein tieferer Schatten auf ihrem traurigen Gesicht lag. Sie wagte nie eine Bemerkung, aber sie dankte ihm zum Schluß immer in ihrer gewohnten ehrerbietigen Weise.

Diese Vorlesungen waren in der That für Dolores ein Kummer. Sie verursachten ihr einen Schmerz, den scharfen Zuckungen ähnlich, die die erste wiederkehrende Empfindung in einem erfrorenen Gliede begleiten, denn sie erweckten Gefühle in ihr, die lange geschlafen hatten und die sie für immer erstorben glaubte. Aber auf der andern Seite fühlte sie sich gehoben durch die Herablassung ihres jungen Herrn, ihr zu ihrer Erbauung laut vorzulesen. Sie war durch das Leben gegangen, reichlich ausgebend aus ihrem reichen, liebevollen Herzen und sehr wenig für sich dafür wieder erwartend. Sie hätte willig ihr Leben für Juan und Carlos dahingegeben, aber es fiel ihr nicht ein, zu glauben, daß die alte Dienerin des Hauses ihnen mehr sein könne als einer der eichenen Tische oder geschnitzten Stühle. Daß „Sennor" Don Carlos an sie dachte und sich Mühe machte, um ihr Gutes zu erweisen, durchbebte ihr Herz mit einem Gefühl, das mehr der Freude ähnlich sah, als sie es seit Jahren gekannt hatte. Wie wenig lassen die, deren Becher so voll ist von menschlicher Liebe, daß sie ihn unachtsam tragen und manchen kostbaren Tropfen auf dem Wege verschütten, es sich träumen, wie hoch andre die wenigen armseligen Überbleibsel schätzen, die für sie abfallen!

Überdem war Carlos in Dolores' Augen schon ein halber Priester, und dies erhöhte noch den Wert, ja fast die Heiligkeit von allem, was er sagte und that.

Eines Abends hatte er ihr in dem inneren Zimmer bei dem Lichte einer kleinen silbernen Lampe vorgelesen. Er hatte eben die Geschichte vom Lazarus beendet und machte eine Bemerkung über die dankbare Liebe der Maria und das kostbare Opfer, durch das sie sie bethätigte. In Dolores' dunklem, aufmerksamem Auge standen Thränen, und sie sagte mit plötzlicher, für sie sehr ungewöhnlicher Entschiedenheit: „Das war kein Wunder; das würde jeder für den gethan haben, der den geliebten Toten aus dem Grabe zurückgerufen hätte."

„Er hat noch größere Dinge für jeden von uns gethan," sagte Carlos.

Aber Dolores fiel wieder in ihr gewöhnliches Selbst zurück, wie sich manches schüchterne Geschöpf bei der Berührung in seine Schale zurückzieht. „Ich danke Euer Herrlichkeit," sagte sie, indem sie aufstand, um zu gehen, „und ich bringe auch Unsrer lieben Frau meinen Dank, die Euch solche wahre Frömmigkeit, wie sie für Euren heiligen Beruf paßt, eingeflößt hat."

„Bleib' noch ein wenig, Dolores!" sagte Carlos, dem ein plötzlicher Gedanke kam. „Es wundert mich, daß es mir so selten eingefallen ist, Dich nach meiner Mutter zu fragen."

„Ach, Sennor! Als Ihr beide Kinder waret, wunderte ich mich oft, daß Ihr und Don Juan, während Ihr oft von meinem Herrn, Eurem Vater, spracht, fast nie einen Gedanken an Eure Frau Mutter hattet. Und doch, wenn sie gelebt hätte, würdet Ihr ihr Liebling gewesen sein, Sennor!"

„Und Juan meines Vaters," sagte Carlos, nicht ohne einen leisen Anflug von Eifersucht. „War mein edler Vater denn meinem Bruder ähnlicher?"

„Ja, Sennor, er war kühn und tapfer — nichts für ungut, Euer Herrlichkeit; für jemand, den Ihr liebt, könntet Ihr, wette ich, auch sehr tapfer sein. Aber er liebte sein Schwert, seine Lanze und seinen braven Hengst; überdem liebte er Reisen und Abenteuer sehr und konnte es nie lange an demselben Ort aushalten."

„Hat er in seiner Jugend nicht eine Reise nach Indien gemacht?"

„Das hat er. Und dann kämpfte er unter dem Kaiser in Italien und in Afrika gegen die Mauren. Einmal schickte ihn Seine Kaiserliche Majestät mit einer Botschaft nach Leon, und dort sah er meine Herrin zum erstenmal. Später ging er über die Berge in unsre Heimat und warb um sie und gewann sie. Er brachte sie, die lieblichste junge Braut, die jemals die Augen gesehen haben, nach Sevilla, wo er einen stattlichen Palast auf der Alameda besaß."

„Du mußt sehr betrübt gewesen sein, Deine Berge mit der südlichen Stadt vertauschen zu müssen."

„Nein, Sennor, ich war nicht betrübt. Wo Eure Frau Mutter lebte, da war auch meine Heimat. Außerdem: ein großer Schmerz macht alles andre tot."

„Dann hast Du schon vorher Kummer gekannt? Ich dachte, Du hättest von Deiner Kindheit an in unserm Hause gelebt."

„Nicht ganz, obgleich meine Mutter die Eure nährte und wir in derselben Wiege schliefen und, als wir älter wurden, alle unsre Spiele teilten. Mit sieben Jahren kam ich nach Hause zu meinem Vater und Mutter, die ehrliche, rechtschaffene Leute waren wie alle meine Vorfahren — gute „alte Christen" und edler Abkunft: sie durften in Gegenwart Seiner katholischen Majestät das Haupt bedeckt behalten. Sie hatten keine Tochter außer mir, und so hätten sie mich am liebsten immer um sich gehabt. Zehn Jahre und noch länger war ich das Licht ihrer Augen, und keine fröhlichere Dirne hat je im Sommer die Ziegen auf die Berge getrieben oder beim Winterfeuer Wolle gesponnen und Kastanien geröstet. Aber in dem bösen Fieberjahre wurden beide davon ergriffen. Am Weihnachtsmorgen, als die Glocken zur Frühmesse in mein Ohr klangen, drückte ich meinem Vater die Augen zu, und drei Tage später drückte ich den letzten Kuß auf die kalten Lippen meiner Mutter. Es sind jetzt fünfundzwanzig Jahre her, aber es kommt mir noch wie gestern vor. Die Leute sagen, es giebt viele gute Dinge in der Welt, aber ich habe noch nichts so Gutes gekannt als die Liebe von Vater und Mutter. Ach, Sennor, Ihr habt beides nie gekannt."

„Gingst Du zu meiner Mutter zurück, als Deine Eltern starben?"

„Ein halbes Jahr blieb ich bei meinem Bruder; obgleich keine Tochter aufrichtigere Thränen am Grabe besserer Eltern geweint hat, war mein Herz damals doch nicht ganz gebrochen. Es gab eine andre Liebe, die mir Hoffnung zuflüsterte und mich vor Verzweiflung schützte. Er — Alfonso — es ist Jahre und Jahre her, seit ich den Namen anders als in meinen Gebeten ausgesprochen habe — war in den Krieg gezogen und hatte mir gesagt, er werde zurückkommen und mich als seine Braut heimführen. So wartete ich auf ihn Stunde um Stunde und arbeitete und spann und spann

und arbeitete, damit ich nicht ganz mit leeren Händen in sein Haus kommen möchte. Aber endlich kam ein Bursche aus unserm Kirchspiel heim, der sein Kamerad gewesen war, und erzählte mir alles. Er lag auf dem blutigen Felde von Marignano, eine französische Kugel im Herzen. Sennor, die Schwestern, von denen Ihr gelesen habt, konnten zum Grabe gehen und weinen, und doch hatte Er Mitleid mit ihnen."

„Er hat Mitleid mit allen, die weinen," sagte Carlos.

„Mit allen guten Christen vielleicht; aber obgleich eine altgläubige Christin, war ich doch keine gute. Denn ich fand es bitter hart, daß mein Licht in einem Augenblick ausgelöscht sein sollte wie eine Wachskerze, wenn die Prozession vorüber ist. Und es ging mir oft durch den Sinn, daß der Allmächtige oder Unsre Frau oder die Heiligen mir hätten helfen können, wenn sie gewollt hätten. Mögen sie mir vergeben, aber es ist schwer, religiös zu sein."

„Ich finde das nicht."

„Ich glaube, für gelehrte Herren, die auf der Universität gewesen sind, mag es wohl nicht schwer sein. Aber wie können einfache Männer und Frauen wissen, ob sie alle die Gebote Gottes und der heiligen Kirche halten? Es konnte ja sein, daß ich etwas gethan oder nicht gethan, womit ich Unsrer Frau mißfallen hatte."

„Es ist nicht Unsre Frau, sondern Unser Herr selbst, der die Schlüssel der Hölle und des Todes in den Händen hält," sagte Carlos, dem in dem Augenblicke eine neue Wahrheit für sein eignes Herz aufging. „Niemand geht ein durch die Pforte des Todes, und keiner kann wieder aus derselben hinausgehen anders, als auf Sein Gebot. Aber fahre fort, Dolores, und sage mir, wie Dir Trost gekommen ist!"

„Trost ist mir niemals gekommen, Sennor! Aber nach einiger Zeit kam eine Art Stumpfheit und Härte, die mir half, mein Leben durchzuleben, als ob ich mir nichts daraus machte. Und Eure Frau Mutter — Gott habe ihre Seele selig! — erwies mir wunderbare Freundlichkeit in meinem Kummer. Sie nahm mich zu sich und machte mich zu ihrem eignen Mädchen. Sie ließ mich manches lernen, unter anderm Lesen und verschiedene Arten feiner Stickerei, um ihr damit zu dienen, sagte sie, aber ich wußte, daß sie es nur

that, um mein Herz von seinem eignen Schmerz abzuziehen. Ich ging mit ihr nach Sevilla. Ich konnte für sie froh sein, daß Gott ihr das gegeben, was Er mir versagte. Zuletzt kam es fast wie Freude über mich, wenn ich die große, tiefe Liebe sah, die zwischen Eurem Vater und ihr bestand."

Dies war ein Grad von Selbstlosigkeit, für welchen Carlos damals noch das Verständnis fehlte. Er fühlte seine eigne Wunde schmerzlich pochen, und es war ihm erwünscht, das Gespräch auf etwas andres zu bringen. „Haben meine Eltern lange in Sevilla gelebt?" fragte er.

„Nicht lange, Sennor! Ihr dortiges Leben war ein sehr heiteres, wie es ihrem Range und ihrem Vermögen entsprach, denn Euer Herrlichkeit weiß, daß Euer Vater damals eine große Herrschaft besaß. Aber sie wurden bald des lustigen Weltlebens müde; meine Herrin liebte immer die freien Berge, und mein Herr — ich weiß kaum zu sagen, was für eine Veränderung über ihn kam. Er verlor den Geschmack an Turnier und Tanz und ergab sich statt dessen den Studien. Beide waren froh, sich nach diesem stillen Ort zurückzuziehen. Hier wurde Euer Bruder Don Juan geboren, und beinahe ein ganzes Jahr lang konnte kein Ehepaar ein glücklicheres und zugleich frommeres und geordneteres Leben führen als Eure edlen Eltern."

Carlos' gedankenvolles Auge wandte sich nach der Inschrift im Fenster, und ein eigentümliches Licht leuchtete darin auf.

„War nicht dies Zimmer meines Vaters Lieblingsort zum Studieren?" fragte er.

„Das war es, Sennor! Natürlich war das Haus nicht, wie es jetzt ist. Obgleich einfach genug nach dem Palast in Sevilla mit seinen Springbrunnen und Marmorstatuen und goldbeschlagenen Thüren, war es doch ein angemessener Wohnort für einen edlen Herrn und seine Gattin. Damals waren auch noch alle Fenster verglast, und da durch Nachlässigkeit und Ungeschick viele Scheiben zerbrochen wurden — Euer Herrlichkeit werden sich erinnern, wie Don Juan eines Tages einen Bolzen durch das Fenster in der Westseite schoß —, hielten wir es für das beste, die Spuren davon ganz zu verwischen."

„Du sagtest, daß meine Eltern ein frommes Leben führten?"

„Das thaten sie wirklich, Sennor! Sie waren gut und wohlthätig für die Armen und brachten viele Zeit zu mit Lesen heiliger Bücher, wie Ihr es jetzt thut. O weh, was an ihnen nicht recht war, ich weiß es nicht; nur daß sie vielleicht nicht sorgsam genug waren, der heiligen Kirche alles zu geben, was ihr gebührt. Ich wünschte manchmal, meine Herrin möchte der gesegneten Mutter Gottes etwas mehr Ehrfurcht bezeigen. Aber sie fühlte es gewiß alles; nur war es nicht ihre Art und meines Herrn ebensowenig, ewig Prozessionen mit abzulaufen oder Wachskerzen zu opfern oder jeden Augenblick den Beichtvater hier zu haben, um ihre Lippen an sein Ohr zu legen."

Carlos stutzte und sah sie an mit ernsthaft fragendem Blick. „Hat meine Mutter Dir jemals vorgelesen, wie ich es jetzt that?" fragte er.

„Sie las mir manchmal etwas Gutes aus dem Brevier vor, Sennor! So ging es weiter, bis eines Tages ein Brief von dem Kaiser selbst, glaube ich, kam, der Euren Vater aufforderte, zu ihm nach Antwerpen zu kommen. Die Sache sollte geheim gehalten werden, aber meine Herrin war gewohnt, mir alles zu sagen. Mein Herr dachte, er solle in irgend einer geheimen Mission gebraucht werden, wo Geschicklichkeit erforderlich war und es vielleicht auch Gefahren zu bestehen galt. Denn es war wohlbekannt, daß er solche Dinge liebte und sehr geschickt in ihrer Behandlung war. Und so verabschiedete er sich fröhlichen Sinnes von meiner Herrin. Sie stand dort unten an der Pforte und ließ den kleinen Don Juan ihm Kußhändchen zuwerfen, als er den Weg hinunter ritt. Wehe über den armen Knaben, der seines Vaters Angesicht nie wieder gesehen hat, und noch größeres Wehe über seine Mutter! Aber der Tod heilt alles, die Sünde ausgenommen.

Nach drei oder vier Wochen ritten eines Tages zwei Dominikanermönche durch das Thor. Der jüngere blieb bei uns draußen in der Halle; mit dem älteren, einem Manne von ernster, stattlicher Haltung, hatte meine Herrin in diesem Zimmer, wo wir jetzt sitzen, ein Privatgespräch — und wie eine Stätte des Todes ist es mir seitdem immer erschienen. Denn die Unterhaltung hatte

noch nicht lange gewährt, als ich einen Schrei hörte — solch einen Schrei — er klingt mir jetzt noch in den Ohren. Ich eilte zu meiner Herrin. Sie war ohnmächtig geworden, und lange, lange dauerte es, ehe die Besinnung zurückkehrte. Seht mich nicht so an, Sennor, mit Augen, gerade wie die ihrigen! Sonst kann ich Euch nicht weiter erzählen."

„Sprach sie? Offenbarte sie Dir irgend etwas?

„Nichts, Sennor! Während der Tage, die nun folgten, kamen nur zusammenhangslose Dinge, wie sie Fieberkranke reden, oder abgerissene Gebete über ihre Lippen — bis ganz zuletzt. Und dann war sie schwach und erschöpft und konnte nur noch die letzte Ölung empfangen und einige Bestimmungen für ihre armen Kinder flüstern. Sie befahl uns, Euch den Namen zu geben, den Ihr tragt, da er gesagt habe, daß sein nächster Knabe nach dem großen Kaiser genannt werden solle. Dann betete sie inbrünstig: „Herr, nimm Du ihn selbst, nimm Du ihn selbst!" Doktor Markus, der zugegen war, dachte, sie meinte den armen kleinen neugeborenen Knaben, indem er vermutete — und das war nicht zu verwundern — daß er besser im Himmel von Unsrer Frau und den Engeln gepflegt werden würde als hier auf Erden. Aber ich weiß, daß Ihr es nicht waret, an den sie dachte."

„Meine arme Mutter! Gott gebe ihrer Seele Ruhe! Ja, ich zweifle nicht daran, daß sie jetzt in Gott ruht," setzte Carlos leise hinzu.

„Und so fiel der Fluch auf Ihr Haupt, Sennor, und in solchem Jammer wurdet Ihr geboren. Aber Ihr wuchset als fröhliche Knaben auf, Ihr und Don Juan."

„Dank Deiner Sorge und Freundlichkeit, geliebte und treue Pflegerin! Aber Dolores, sage mir aufrichtig — hast Du nie weiter etwas über oder von meinem Vater gehört?"

„Von ihm niemals, über ihn niemals etwas, das ich geglaubt hätte."

„Und was glaubst Du?" fragte Carlos eifrig.

„Ich weiß nichts, Herr! Ich habe alles gehört, was Euer Herrlichkeit gehört hat, und weiter nichts."

„Glaubst Du, daß es wahr ist, was uns allen gesagt wurde über seinen Tod in Indien?"

„Ich weiß nichts, Sennor!“ wiederholte Dolores mit dem Ausdruck von jemand, der entschlossen ist, nichts zu sagen.

Aber Carlos wollte sie noch nicht loslassen. Sie waren beide zu weit gegangen, um den Gegenstand zu verlassen, ohne ihn bis auf den Grund erschöpft zu haben. Und beide fühlten instinktmäßig, daß er wahrscheinlich nicht wieder zwischen ihnen besprochen werden würde. Seine Hand auf ihren Arm legend und ihr fest in das Gesicht sehend, fragte er:

„Dolores, bist Du gewiß, daß mein Vater tot ist?“

Offenbar erleichtert durch diese Wendung der Frage, begegnete sie seinem Blicke ohne zu zucken und antwortete im Tone unzweifelhafter Aufrichtigkeit: „So gewiß, als ich hier sitze, so wahr mir Gott helfe.“

Nach einer langen Pause setzte sie hinzu, während sie aufstand, um fortzugehen:

„Sennor Don Carlos, seid mir nicht böse, wenn ich Euch dies eine Mal raten will, da ich Euch doch als Kind auf meinen Armen getragen habe und Ihr niemand finden werdet, der Euch lieber hat, wenn eine alte Frau das einem edlen, jungen Kavalier sagen darf —“

„Du kannst mir alles sagen, was Du denkst, meine liebe und treue Pflegerin!“

„Dann, Sennor, sage ich: Laßt alle eitlen Gedanken und Fragen nach Eures Vaters Schicksal! „In verlassenen Nestern sucht keine Vögel!“ und „Wasser, das schon vorbeigeflossen, kann keine Mühle drehen“. Und ich flehe Euch an, sagt das auch Eurem edlen Bruder, wenn Ihr eine Gelegenheit findet! Seht vor Euch, Sennor, und nicht hinter Euch, und Gottes reichster Segen möge auf Euch ruhen!“

Dolores wandte sich, zu gehen, aber noch einmal zurückkehrend, blieb sie unentschlossen stehen.

„Was giebt's, Dolores?“ fragte Carlos, in der Hoffnung, vielleicht noch einen Lichtschimmer zu erhaschen über die dunkle Vergangenheit, von der sie ihn beschwor, seine Gedanken abzulenken.

„Wenn es Euch gefällig wäre, Sennor Don Carlos . . . .“ und sie hielt zögernd inne.

„Kann ich irgend etwas für dich thun?“ fragte Carlos in freundlich ermutigendem Tone.

„Ach, Sennor, das könnt Ihr wohl! Bei Eurer Gelehrsamkeit und aus Eurem guten Buch könnt Ihr mir gewiß sagen, ob die Seele meines armen Alfonso, der auf dem Schlachtfeld ohne Ablaß oder Sakrament gestorben ist, wohl schon Ruhe in Gott gefunden hat?“

So kehrte dieses echte Frauenherz, obgleich so voller Teilnahme für andre, doch immer wieder zu seinem eignen Schmerz zurück, der doch im Hintergrund von allem stehen blieb. Carlos fühlte sich unerwartet in eine Schwierigkeit verwickelt. „Mein Buch sagt mir nichts darüber,“ sagte er nach einigem Nachdenken, „aber ich bin überzeugt, Du kannst Dich beruhigen nach so vielen Jahren, in denen Du so fleißig für ihn gebetet und die Fürbitte der Kirche nachgesucht hast.“

In dem langen, festen Blick ihrer ernsten Augen lag die Frage: „Ist dies alles, was Ihr mir sagen könnt?“ Aber ihre Lippen sagten im Fortgehen: „Ich danke Euer Herrlichkeit.“

Elftes Kapitel.

Die Freude im Licht.

Die eben berichtete Unterhaltung erweckte in Carlos aufregende Gedanken. Einerseits fiel ein Lichtstrahl auf seines Vaters Laufbahn und ließ eine mögliche Auslegung der Inschrift auf der Fensterscheibe zu, die sein Herz mit Freude durchzuckte. Anderseits war der Ausgang dieser Laufbahn in tieferes Dunkel gehüllt wie bisher, und er empfand deutlicher als je, wie kindisch und aller Wirklichkeit spottend die Träume gewesen, die er und sein Bruder genährt hatten.

Überdem hatte Dolores, kurz ehe sie ihn verließ, aufs Geratewohl den Bogen auf ihn gespannt und höchst unabsichtlich einen scharfen Pfeil durch die Fuge seines Harnisches geschleudert. Warum konnte er keine Antwort finden auf eine so einfache und natürliche Frage, wie sie sie ihm vorgelegt hatte? Warum warf das Buch, das ihm so viele Rätsel gelöst hatte, hierauf allein keinen Strahl des Lichtes? Warum dies bedeutungsvolle Schweigen der Apostel und Evangelisten über so viele Dinge, die die Kirche so laut proklamiert? Wo war in diesem Buche überhaupt etwas vom Fegefeuer zu finden? Wo die Anbetung der Jungfrau und der Heiligen? Wo die rechtfertigenden Werke? Aber hier schauderte er zurück wie jemand, der sich plötzlich am Rande eines Abgrundes erblickt, oder vielmehr wie jemand, dem, während er sich sicher und zufrieden in einem kleinen Kreise von Licht und Wärme fühlte, solche Fragen kamen wie Andeutungen über ein großes Chaos, das ihn von allen Seiten umgab und in das ein zufälliger Schritt ihn jeden Augenblick stürzen konnte.

Er flehte ernstlich zu dem Herrn seines Lebens, dem Führer seines Geistes, daß er ihn nicht da hinein sich verirren lassen wolle. Er betete ausdrücklich und zu wiederholten Malen, daß die Zweifel, welche anfingen, ihn zu beunruhigen, sich legen und gestillt werden möchten. Sein Gebet fand Gehör, wie jedes aufrichtige Gebet es immer findet, aber nicht Erfüllung. Er, dessen Liebe stark und tief genug ist, um Seine weise Absicht mit uns zu vollenden, selbst gegen das Flehen unsers eignen Herzens, wußte, daß Sein Kind notwendig noch durch das „dunkle Thal" gehen müsse, um das helle Licht drüben zu erreichen. Heftige und furchtbare Kämpfe mußten ihm noch zu teil werden, wenn er wirklich seine Stelle einnehmen sollte unter denen, die „berufen, erwählt und treu erfunden" und, weil sie hier neben dem Lamme gestanden haben in Seinem Streite gegen den Antichristen, auch neben Ihm stehen werden an dem gläsernen Meer mit Feuer gemengt.

Schon stand Carlos in der Erziehung zu diesem Streite, obgleich er bis jetzt noch nicht wußte, daß irgend ein andrer Streit vor ihm lag als der allgemeine „Kampf wider die Sünde", an dem alle Christen teilzunehmen haben. Denn die Freude ist des Christen Stärke am Tage des Gefechts, und Gott bereitet gewöhnlich die treuesten Kämpfer, die Er in das Vordertreffen der heißesten Schlacht stellen will, dadurch vor, daß Er das volle Maß der Freude über sie ausschüttet. Der, welcher willig ist, „alles zu verkaufen, was er hat", muß zuvor einen Schatz gefunden haben, und was das für Freude ist, kann niemand sonst aussprechen.

In dieser Freude lebte Carlos jetzt, und sie war noch zu frisch und neu, um durch belästigende Zweifel oder beunruhigende Fragen gestört zu werden. Diese kamen und gingen jetzt noch wie ein Hauch über eine Fläche von poliertem Gold, der kaum einen Augenblick ihren Glanz trübt.

Es war sein lebhafter Wunsch geworden, sich so bald als möglich ordinieren zu lassen, um sich immer völliger dem Dienste des Herrn zu weihen und die Erkenntnis Seiner Liebe weiter auszubreiten. In dieser Absicht beschloß er, Anfang Oktober nach Sevilla zurückzukehren. Er verließ Nuera mit Bedauern, besonders wegen Dolores, die eine neue Stelle in seiner Achtung, ja selbst

in seiner Liebe erworben hatte, seit er begonnen hatte, ihr aus seinem Buche vorzulesen. Und obgleich so ruhig und zurückhaltend in ihrem Wesen, konnte sie beim Abschiede kaum die Thränen unterdrücken. Sie flehte ihn an mit fast leidenschaftlichem Ernste, klug und vorsichtig in der großen Stadt zu sein.

Carlos, der nicht begriff, was für besondere Gefahren ihm drohen sollten, außer solchen, die aus seinem eignen Herzen kämen, fühlte sich versucht, über ihren warnenden Ton zu lächeln und fragte, was sie denn für ihn fürchte.

„O Sennor Don Carlos," flehte sie mit gefalteten Händen, „um der Liebe Gottes willen seid vorsichtig und lehrt und sagt nicht jedem, dem Ihr begegnet, Eure guten Worte, denn die Welt ist ein arger Ort, wo über Gutes oft böse gesprochen wird!"

„Fürchte nichts für mich!" antwortete Carlos mit seinem offenen, wohlthuenden Lächeln. „Ich habe in meinem Buche nichts gefunden als höchst katholische Wahrheiten, die jedem nützlich und keinem schädlich sein werden; aber natürlich werde ich vorsichtig sein und achthaben auf meine Worte, damit sie nicht durch Mißverständnis falsch gedeutet werden. Deshalb kann sich Deine Seele zufrieden geben, liebe Mutter Dolores!"

Zwölftes Kapitel.

Das Licht scheidet sich von der Finsternis.

Bei strahlendem Herbstwetter ritt Don Carlos fröhlich durch Kork- und Kastanienhaine, über kahle, braune Ebenen und zwischen Gärten mit mattem Olivengrün und goldenen Orangen, die durch grüne Blätter schimmerten. Er hatte längst die Bedeckung, die ihm sein Oheim mitgegeben, nach Sevilla zurückgeschickt, so daß seine einzige Begleitung ein Knabe vom Lande war, von Diego zu seinem Dienst erzogen. Aber obgleich er dieselben Landstriche durchzog, die später durch die Abenteuer des berühmten Don Quixote unsterblich wurden, begegnete ihm kein solches, wenn man es nicht ein Abenteuer nennen will, daß sich das Wetter kurz vor dem Ende seiner Reise plötzlich änderte und Regenströme, von ungewöhnlicher Kälte begleitet, ihn ein Obdach zu suchen nötigten.

„Reite schnell voraus, Georg," sagte er zu seinem Begleiter, „denn ich erinnere mich, daß nicht weit ab vom Wege ein Gasthof liegt! Freilich ein armseliger Ort, wo wir kaum ein Abendessen finden werden, aber wir finden wenigstens ein schützendes Dach und ein wärmendes Feuer, und das sind für den Augenblick unsre nötigsten Bedürfnisse."

Als sie bei dem Gasthof anlangten, waren sie erstaunt, den trägen Wirt so weit aus seiner gewohnten Stumpfheit aufgerüttelt zu sehen, daß er sich bemühte, die äußere Thür so zu befestigen, daß sie nicht vom Winde hin und her geschleudert würde zum großen Unbehagen aller, die im Hause waren. Der stolze, gleichgültige Spanier sah ruhig von seiner Beschäftigung auf und sagte, er werde alles thun, was in seiner Macht stehe, um es Seiner

Herrlichkeit bequem zu machen, „aber unglücklicherweise, excellentisimo Sennor, ist ein sehr großer und angesehener Edelmann hier angekommen mit einem sehr ausgezeichneten Gefolge von seinen Kavalieren, Seiner Gnaden Begleiter und Diener, und Küche, Halle und Stube sind von ihnen so angefüllt wie ein Bienenstock von Bienen."

Dies war eine böse Kunde für Carlos. Stolz, reizbar und schüchtern, wie er war, war nichts seinem Charakter fremder, als sich jemand aufzudrängen, der, wenn auch im Range ihm nur ebenbürtig, doch weit über ihm stand in allem, was in den Augen der Menge Ansehen verleiht. „Wir thun besser, nach Ecija weiter zu reiten," sagte er zu seinem widerstrebenden Begleiter, indem er sein Antlitz tapfer dem Sturm zuwandte und sich innerlich darauf vorbereitete, noch zehn Leguas in strömendem Regen zu reiten.

In demselben Augenblick aber trat eine hohe Gestalt aus der Thür, die in das lange Zimmer hinter Stall und Küche führte, welche das einzig mögliche Behagen in dem einstöckigen Gasthof darbot.

„Ihr werdet doch nicht in diesem Unwetter weiter reiten, Sennor?" sagte der Edelmann, und es war Carlos, als müsse er diese feinen, gedankenvollen Züge schon einmal gesehen haben.

„Es ist nicht weit bis Ecija, Sennor," sagte Carlos, sich verbeugend, „und „Wer zuerst kommt, mahlt zuerst" ist ein treffendes Sprichwort."

„Aber der Erstgekommene hat sicherlich einen Vorzug, den ich nicht gesonnen bin aufzugeben, nämlich den, den zweiten gastlich willkommen zu heißen. Thut mir den Gefallen, Sennor, einzutreten! Ihr findet ein vortreffliches Feuer."

Carlos konnte eine so liebenswürdige Einladung nicht zurückweisen. Bald saß er an dem offenen Feuer, welches auf dem Herd im Zimmer brannte, und tauschte nach echt spanischer Weise Artigkeiten aus mit dem Edelmann, der ihn so freundlich willkommen geheißen hatte.

Obgleich niemand bei dem Fremden einen Augenblick an seinem reinen „sangré azul"*) zweifeln konnte, war doch sein Benehmen

*) Blaues Blut.

freier, leichter und weniger feierlich, als Carlos es in der ausschließlichen und bevorzugten Gesellschaft von Sevilla gewohnt war, eine Thatsache, die ihm später durch die Entdeckung erklärt wurde, daß er in Italien geboren und erzogen war.

„Ich habe das Vergnügen, Don Carlos Alvarez de Santillanos y Menaya wiederzuerkennen," sagte er. „Ich hoffe, das Kind, um welches Euer Herrlichkeit so liebevoll besorgt waren, ist wieder hergestellt."

Dies also war die Persönlichkeit, die Carlos in so angelegentlicher Unterhaltung mit Doktor Losada gesehen hatte. Die Ideenverbindung rief ihm sogleich die geheimnisvolle Bemerkung ins Gedächtnis zurück, welche er bei der Gelegenheit über seinen Vater gehört hatte. Dies jedoch für den Augenblick unbeachtet lassend, antwortete er: „Vollkommen! Ich danke Euer Gnaden! Wir schreiben die Heilung nur der Geschicklichkeit und Sorgfalt des trefflichen Dr. Christobal Losada zu."

„Ein Herr, dessen medizinische Kunst nicht genug gerühmt werden kann, es sei denn, daß es auf Kosten seiner andern ausgezeichneten Eigenschaften und besonders seiner Wohlthätigkeit gegen Arme geschähe."

Carlos stimmte von Herzen zu und erzählte noch einige Züge von der Güte des Arztes gegen solche, die ihn nicht bezahlen konnten. Sie waren seinem Gefährten neu, der mit Aufmerksamkeit zuhörte.

Während dieses Gesprächs wurde das Abendbrot aufgetragen. Da der erste Gast seine eignen Vorräte mitgebracht hatte, war es ein gutes und reichliches Mahl. Carlos verließ, ehe er sich setzte, das Zimmer, um seinen Anzug zu ordnen, und fand Gelegenheit, den Gastwirt zu fragen, ob er den Namen des edlen Fremden wisse.

„Seine Exzellenz ist ein großer Standesherr aus Castilien," sagte der Wirt mit dem Ausdruck großer Wichtigkeit. „Sein Name ist, wie man mir gesagt hat, Don Carlos Seso, und seine edle Gattin, Donna Isabella, ist von königlichem Blut."

„Wo lebt er?"

„Seine Begleiter sagen mir, hauptsächlich auf einer seiner

schönen Besitzungen im Norden, Villa Mediana genannt. Er ist Corregidor von Toro. Er war in wichtigen Geschäften in Sevilla und kehrt nun nach Hause zurück."

Erfreut, der Gast eines solchen Mannes zu sein — denn in der That war er sein Gast —, nahm Carlos seinen Platz am Tische ein und genoß diese Mahlzeit mit Freuden. Eine Stunde der Unterhaltung mit einem Manne, der viel gereist war und viel gelesen, aber noch viel mehr gedacht hatte, war ihm ein seltenes Fest. Überdem erwies ihm de Seso all die feine Aufmerksamkeit, die ein junger Mensch von einem älteren so zu schätzen weiß, indem er jede Bemerkung, mit der Carlos sich hervorwagte, sorgfältig beachtete und augenscheinlich bei dem Anteil, den er an dem Gespräch nahm, die besten Kräfte desselben herauszulocken wußte.

Er sprach von Fray Constantinos Predigten mit einem Enthusiasmus, der es Carlos sehr bedauern ließ, bisher ein so unaufmerksamer Hörer gewesen zu sein.

„Habt Ihr einen kleinen Traktat von dem Fray gelesen, „Das Bekenntnis des Sünders"?" fragte er.

Da Carlos es verneinte, zog sein neuer Freund einen Traktat aus der Tasche seines Wamses, den er ihm zu lesen gab, während er einen Brief schrieb.

Nach Art schneller und eifriger Leser stürzte sich Carlos, die Anfänge überschlagend, sofort in das Herz der Sache.

Fast die ersten Worte, auf die sein Blick fiel, fesselten seine Aufmerksamkeit und rissen ihn unwiderstehlich mit sich fort. „So groß war der Hochmut des Menschen," las er, „daß er Gott gleich sein wollte. Aber so groß war Dein Erbarmen gegen ihn in seinem gefallenen Zustande, daß Du Dich erniedrigtest, nicht bloß menschlichen Geschlechtes zu werden, sondern wahrer Mensch und der Geringste der Menschenkinder, Knechtsgestalt annehmend, damit Du mich frei machen könnest und der Mensch durch Deine Gnade, Weisheit und Gerechtigkeit mehr wieder erlange, als er durch seine Unwissenheit und seinen Hochmut verloren hatte. Trugst Du nicht die Strafe für die Sünden andrer? Hat nicht Dein Blut Kraft, die Sünden der ganzen Menschheit wegzuwaschen? Hast Du nicht Schätze, mich reich zu machen, mehr, als Adams

Schuld mich arm gemacht? Herr, wäre ich auch der einzige lebende Mensch gewesen oder der einzige Sünder in der Welt, Du wärest doch für mich gestorben. O mein Heiland, ich möchte sagen und ich sage es wahrhaftig, daß ich persönlich der Segnungen bedarf, die Du allen gebracht hast. Hätte ich auch die Schuld aller auf mich allein geladen, so wärst Du doch mir allein zu gute gestorben. Ja, hätte ich selbst die Sünden aller begangen, so würde ich doch nicht aufhören, Dir zu vertrauen und gewiß zu sein, daß Dein Opfer und Deine Vergebung ganz mein Eigentum sind, obwohl sie allen gehören."

So weit hatte er gelesen, da ließ er das Büchlein fallen mit dem unwillkürlichen Ausruf: „Wunderbar! Mehr als wunderbar!"

de Seso hielt, die Feder in der Hand, mit dem Schreiben inne und blickte erstaunt auf. „Was findet Ihr mehr als wunderbar, Sennor?" fragte er.

„Daß er, daß Fray Constantino das gefühlt haben sollte, was er hier beschreibt."

„Daß ein so heiliger Mann so tief seine eigne Sündhaftigkeit gefühlt haben sollte? Aber es ist Euch ohne Zweifel bekannt, daß die heiligsten Heiligen aller Zeiten diese Erfahrung geteilt haben. Zum Beispiel der heilige Augustinus, dessen Schriften einem so reifen Schüler der Theologie ohne Zweifel wohl bekannt sind."

„Diese", sagte Carlos, „sind nicht schlimmer wie andre; sie erkennen nur besser als andre, was sie sind."

„Sehr wahr! An dem Maßstabe des vollkommenen Gesetzes Gottes geprüft, muß das reinste Leben wie ein elender Fehltritt erscheinen. Wir nennen den Marmor an unsern Kirchen und Häusern weiß, bis wir Gottes Schnee rein und frisch darauf liegen sehen."

„Ja, Sennor!" sagte Carlos mit freudigem Eifer. „Aber die Hand, die die Flecken zeigt, kann sie auch rein waschen. Kein Schnee ist halb so rein wie das weiße Kleid, welches die Gerechtigkeit der Heiligen ist."

Es war jetzt an de Seso, erstaunt zu sein. In dem Blick, den er, halb über den Tisch gebeugt, in Carlos erregtes Antlitz warf, malte sich Überraschung und Rührung. Einen Augenblick

begegneten sich ihre Augen in einem Aufleuchten von gegenseitigem Verständnis und Sympathie, wie der Funke, den der Stahl aus dem Steine schlägt. Aber es war schnell vorüber. de Seso sagte: „Ich vermute in Euch, Sennor Don Carlos, einen jener ausgezeichneten Gelehrten, die ihre Gaben dem Studium der gesegneten Sprache geweiht haben, in der die Worte der heiligen Apostel auf uns gekommen sind. Ihr habt das Griechische studiert?"

Carlos schüttelte den Kopf. „Es wird jetzt wenig Griechisch in Complutum getrieben," sagte er, „und ich beschränkte mich auf den gewöhnlichen theologischen Kursus."

„Und Ihr habt glänzenden Erfolg darin gehabt, wie ich gehört habe. Aber es ist eine wahre Schmach und ein schmerzlicher Verlust für die Jugend unsrer Nation, daß die Sprache von St. Johannes und St. Paulus der Beachtung so unwert gehalten wird."

„Euer Herrlichkeit weiß, daß es in früheren Zeiten anders war," erwiderte Carlos. „Vielleicht ist die gegenwärtige Vernachlässigung dem Verdacht der Ketzerei zuzuschreiben, welcher — wahr oder falsch — den meisten der vorzüglichsten Schüler des Griechischen unsrer Zeit angehängt worden ist."

„Eine klägliche Mißdeutung — die Folge der Zunahme mönchischer Unwissenheit und Eifersucht und des Aberglaubens im Volke. „Ketzerei" ist ein bequemes Stichwort, mit dem die Menschen oft das Gute, das sie unfähig sind zu verstehen, als Böses brandmarken."

„Sehr wahr, Sennor! Selbst Fray Constantino ist dem nicht entgangen."

„Sein Verbrechen war, daß er die Seelen der Menschen von den äußerlichen Handlungen und Zeremonieen zu den großen geistlichen Wahrheiten zu führen suchte, von denen jene nur ein Abbild sind. Dem gewöhnlichen Menschen ist die Religion nichts als eine Reihe von Schaustellungen und Äußerlichkeiten."

„Ja," erwiderte Carlos, „aber ein Herz, das Gott liebt und wirklich an den Herrn und Heiland glaubt, lernt diesen ihre richtige Stellung anweisen. „Dies sollte man thun und jenes nicht lassen.""

„Sennor Don Carlos," sagte de Seso mit einem Erstaunen, das er nicht länger unterdrücken konnte, „Ihr habt offenbar andächtig und ernst in der Schrift geforscht."

„Ich suche in der Schrift, denn ich meine, ich habe das ewige Leben darin, und sie ist es, die von Christo zeuget," entgegnete rasch der weniger vorsichtige Jüngling.

„Ich sehe, daß Ihr nicht aus der Vulgata zitiert."

Carlos lächelte. „Nein, Sennor! Einem Mann von so aufgeklärten Ansichten wie Ihr fürchte ich mich nicht, die Wahrheit zu gestehen. Ich habe gesehen — nein, warum sollte ich zaudern? Ich besitze einen seltenen Schatz: das Neue Testament unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi in unsrer eignen edlen kastillanischen Sprache."

Selbst durch die ruhige und würdige Haltung seines Gefährten hindurch konnte Carlos doch wahrnehmen, wie ihn diese Mitteilung durchzuckte. Es entstand eine Pause, dann sagte er leise: „Und Euer Schatz ist auch der meinige." Die leisen, ruhigen Worte kamen aus noch größeren Tiefen des Gefühls hervor als selbst Carlos' eifrige, zitternde Erklärung. Denn *seine* Überzeugungen, langsam gewonnen und teuer erkauft, lagen nicht mehr in der Region der Seele, die von Leidenschaften bewegt wird, sondern waren gegründet und auferbaut auf dem kristallenen Meere des Gedankens und seiner Ewigkeit.

Carlos' Herz glühte in plötzlicher, brennender Liebe zu dem Manne, der seinen Schatz teilte und, wie er nicht zweifelte, auch seinen Glauben. Er hätte ihn mit Freuden auf der Stelle umarmt, aber die Macht der Gewohnheit und die sensitive Zurückhaltung seines Charakters hielten solche stürmische Äußerung zurück. Er sagte nur mit einem Blick, der eine Umarmung aufwog:

„Ich wußte es. Euer Herrlichkeit sprach wie einer, der unsern Herrn und Seine Wahrheit ehrt."

„Denen, die da glauben, ist Er köstlich."

Es wäre in jener Zeit schwer gewesen, einen Spruch anzufangen, den Carlos nicht gleich hätte vollenden können. Er fuhr fort: „Aber denen, die nicht glauben, der Stein, den die Bauleute verworfen haben."

„Eine traurige Wahrheit," sagte de Seso, „die mein junger Freund wohl im Gedächtnis behalten möge. Sein Wort wird, wie Er selbst, von der Menge verworfen. Die bloße Erwähnung desselben kann der Schmach und der Gefahr aussetzen."

„Nur ein andrer Beweis, Sennor, für die beklagenswerten Vorurteile über Ketzerei, von denen wir soeben sprachen. Ich bin mir bewußt, daß es solche giebt, die mich mit dem schimpflichen Namen eines Ketzers brandmarken würden, mich, noch dazu einen Schulgelehrten, bloß deshalb, weil ich Gottes Wort in meiner Muttersprache lese. Aber wie vollkommen thöricht ist diese Beschuldigung! Das gesegnete Buch hat nur meinen Glauben an alle die Lehrsätze unsrer heiligen Mutter, der Kirche, bestätigt."

„Hat es das?" fragte de Seso ruhig, vielleicht ein wenig trocken.

„Ganz gewiß, Sennor!" erwiderte Carlos mit Wärme. „Ich kann sagen, ich hatte bis dahin diese heiligen Wahrheiten nie verstanden, oder, besser gesagt, nie wahrhaft geglaubt. Anfangend mit dem Credo selbst und dem orthodoxen katholischen Glauben an die Gottheit unsers Herrn und an Seine Genugthuung für uns —"

Hier wurde ihre Unterhaltung unterbrochen durch den Eintritt der Dienerschaft, die das Abendessen abräumte, die Lampe wieder füllte und frische Blöcke von Kastanienholz auf das Feuer warf. Aber sobald das Zimmer wieder frei war, kehrten sie zu dem beiden so anziehenden Gegenstand zurück.

„Unsre Erlösung ruht", sagte de Seso, „auf den beiden großen Wahrheiten, die Ihr genannt habt. Durch den Glauben, in welchem Ihr mit Eurem Herzen die Genugthuung Christi annehmt als ein Werk für Euch gethan, seid Ihr gerechtfertigt."

„Mir ist vergeben, und ich werde gerechtfertigt werden."

„Verzeiht mir, Sennor, die Schrift lehrt, daß Eure Rechtfertigung schon vollendet ist. Darum „sind wir denn nun gerecht geworden durch den Glauben, so haben wir Frieden mit Gott.""

„Aber das kann doch gewiß nicht des Apostels Meinung sein," sagte Carlos. „Ach, ich weiß nur zu gut, daß ich noch nicht vollkommen gerecht bin! Weit davon entfernt. Böse Gedanken drängen sich in meinem Herzen. Und nicht nur mit meinem Herzen, sondern mit meinen Lippen, Augen und Händen sündige ich täglich."

„Und doch, glaubt mir: Friede kann nur die Folge der Rechtfertigung sein, und Frieden habt Ihr."

Carlos sah betroffen aus. Durch die Lehren seiner Kirche irregeführt, verwechselte er Rechtfertigung mit Heiligung; folglich konnte er naturgemäß den Frieden, der aus der ersteren als aus einem vollendeten, abgeschlossenen Werk fließen mußte, noch nicht genießen, weil die letztere notwendigerweise noch unvollendet blieb.

de Seso erklärte ihm, daß das Wort: „rechtfertigen" in der Schrift nie in dem abgeleiteten Sinne: „gerecht machen", sondern in dem allgemein angenommenen Sinne: „als gerecht ansehen und erklären", gebraucht werde. Er geriet ganz leicht und natürlich in die Stellung des Lehrers, während Carlos freudig die des Lernenden übernahm, freilich nicht ohne Erstaunen über die Gewandtheit des Laien in geistlichen Dingen, aber mit zu tiefem Interesse an dem, was er sagte, um viel Gedanken an das, wie er es sagte, zu verschwenden.

Bis jetzt glich er einem unwissenden Menschen, der ohne Führer oder Begleiter die pfadlose Küste eines neu entdeckten Landes durchforscht. Wenn ein solcher auf seinem Wege einem wissenschaftlichen Entdecker begegnet, der auf seinen Karten die Namen aller Berge, Felsen und Buchten eingetragen, die Uferlinien gezeichnet hat und der sagen kann, was hinter den lichten Höhen in der Ferne liegt, ist es leicht begreiflich, mit welcher Freude er ihm zuhören und wie eifrig er sich über die Karte beugen wird, auf welcher die Schauplätze seiner Reise abgebildet sind. So lehrte de Seso Carlos nicht bloß die wahre Bedeutung der Ausdrücke der Schrift und die Beziehungen der Schriftwahrheiten zu einander, er erklärte ihm auch die Thatsachen seiner eignen Erfahrung und gab ihm die Namen dafür.

„Ich glaube, ich verstehe Euch jetzt," sagte Carlos nach einer längeren Unterhaltung, in welcher er, von Punkt zu Punkt fortschreitend, manche Zweifel erhoben und nicht wenig Einwendungen gemacht hatte, welche alle von seinem Freunde aufgenommen und beantwortet wurden. „Gott sei Dank! So ist nun nichts Verdammliches an uns, keine Strafe mehr für uns. Nichts, nichts, kein Thun, kein Leiden kann das Werk Christi ergänzen. Es ist vollendet."

„Wohl, jetzt habt Ihr die Wahrheit ergriffen, welche die Quelle unsrer Freude und Kraft ist."

„Dann muß es die Heiligung sein, die durch das Leiden in dieser Welt und im Fegefeuer gefördert werden soll."

„Alle Wege Gottes mit uns in diesem Leben sind dazu bestimmt, uns in der Heiligung zu fördern. Durch Seine Gnade kann es ebensowohl durch Freude wie durch Schmerz geschehen. Es stehet nicht nur geschrieben: „Er demütigte dich und ließ dich hungern", sondern auch: „Er speiste dich mit Man, daß Er dich das Geheimnis des Lebens in Ihm, von Ihm und durch Ihn lehre.""

„Aber das Leiden ist läuternd — wie Feuer."

„Nicht an und für sich. Entlassene Galeerensträflinge kommen meistenteils, verhärtet durch Peitsche und Ruder, in ihren Sünden zurück."

Als er dies gesagt hatte, stand de Seso auf und verlöschte die ausgehende Lampe, während Carlos gedankenvoll in das Feuer blickte. „Sennor," sagte er nach einer langen Pause, während welcher der Strom des Gedankens auf dem Grunde der Seele weiter floß, um an unerwarteter Stelle wieder vorzubrechen, „Sennor, glaubt Ihr, daß Gottes Wort, welches so viele Geheimnisse löst, uns jede Frage beantworten kann?"

„Das kaum. Wir könnten Fragen thun, deren Beantwortung über unser Verständnis in unserm jetzigen Zustande hinausgeht. Und andre werden uns vielleicht darin beantwortet, aber die Antwort entgeht uns, weil die Schwachheit unsers Glaubens uns noch nicht fähig macht, sie aufzufassen."

„Zum Beispiel?"

„Ich möchte lieber jetzt noch kein Beispiel anführen," sagte de Seso, und es schien Carlos, als er ihn beim Scheine des Feuers betrachtete, als hätte sein Antlitz einen traurigen Ausdruck.

„Ich möchte nicht gern etwas missen, was mein Herr mich lehren wollte. Ich wünsche Seinen ganzen Willen zu kennen und zu befolgen," erwiderte Carlos ernst.

„Ihr wißt vielleicht nicht, was Ihr wünscht, aber sprecht jede Frage aus und ich will Euch offen sagen, ob nach meiner Meinung Gottes Wort eine Antwort enthält."

Carlos berichtete ihm die Schwierigkeit, die ihm durch Dolores' Frage aufgestiegen war. Wer kann genau den Augenblick be-

zeichnen, wo sein Schiff den sanft hinströmenden Fluß verläßt und in die offene See gerät? Das des Carlos wurde in dem Augenblick, wo er diese Frage that, von der ersten Welle auf der mächtigen See gefaßt, auf welcher er noch durch manchen Sturm hin und her geschleudert werden sollte. Aber er wußte es nicht.

„Ich stimme Euch bei in Bezug auf das Schweigen des Wortes Gottes über das Fegefeuer," erwiderte sein Freund, und eine Zeitlang blickten beide in das Feuer ohne zu sprechen.

„Diese und ähnliche Entdeckungen haben mir manchmal, ich gestehe es, ein Gefühl äußerster Enttäuschung und selbst des Schreckens erweckt," sagte Carlos endlich. Denn für ihn war eine jener seltenen Stunden gekommen, in welchen der Mensch es ertragen kann, die dunklen Zweifel seiner Seele, die für gewöhnlich sogar ihm selbst unbekannt bleiben, in Worten auszudrücken.

„Ich kann nicht sagen," war die Antwort, „daß der Gedanke, durch die Pforte des Todes in die unmittelbare Gegenwart meines verherrlichten Herrn zu treten, mich mit beängstigender „Unruhe" oder „Schrecken" erfüllte."

„Wie, was sagt Ihr?" rief Carlos, sichtlich erschrocken.

„„Außer dem Leibe, bei dem Herrn", „Abzuscheiden und bei Christo zu sein wäre viel besser.""

„Aber das hat St. Paulus, der große Apostel und Märtyrer gesagt. Für uns — die wir die Lehre der Kirche haben" — erwiderte Carlos in schnellem, ängstlichem Ton.

„Trotz alledem wage ich zu glauben, angesichts alles dessen, was Ihr von Gottes Wort gelernt habt, daß es Euch eine der schwersten Aufgaben sein würde, das Fegefeuer zu beweisen."

„Durchaus nicht," sagte Carlos und sofort stürzte er sich in die Arena der Kontroverse, legte seine Lanze ein und eröffnete ein lebhaftes Turnier mit seinem neuen Freunde, welcher sich dazu hergab — natürlich, wie Carlos dachte, nur um des Argumentierens wie einer geistigen Übung willen —, einen lutherischen Gegner darzustellen.

Aber nicht wenige wackere Kämpen sind der herben Wirklichkeit eines blutigen Todes in dem nachgeahmten Kampfe eines Turniers begegnet. Bei jeder Wendung fühlte sich Carlos getroffen,

zurückgeworfen und erschüttert und doch, wie konnte, wie durfte er auch nur vor sich selbst sich für besiegt erklären, wenn mit der gefährdeten Lehre so viel andres fallen mußte? Was würde aus den Privatmessen, aus den Indulgenzen, den Gebeten für die Verstorbenen? Noch mehr: wo bliebe die Unfehlbarkeit unsrer Mutter, der Kirche, selbst?

So kämpfte er verzweifelt. Immer wachsende Furcht schärfte seine Auffassung, salbte seine Lippen mit Beredsamkeit, machte seine Sinne hell und sein Gedächtnis offen. Endlich von dem Grund der Schrift und der Vernunft zurückgeschlagen, nahm er seinen Standpunkt auf dem der scholastischen Gottesgelehrtheit. Die Waffen, mit denen er gelehrt worden war, so geschickt zu spielen, dies eine Mal in fürchterlichem Ernst brauchend, spann er gewandte Netze, in denen er seinen Gegner zu fangen hoffte. Aber de Seso fing die lockeren Gewebe mit der bloßen Hand seines gesunden Sinnes auf und zermalmte sie zu Atomen.

Da wußte Carlos, daß der Kampf verloren war. „Ich kann nichts mehr sagen," gestand er, sein Haupt traurig neigend.

„Und was ich gesagt habe, ist es nicht in Übereinstimmung mit dem Worte Gottes?"

Einen Schrei des Entsetzens auf seinen Lippen, wandte sich Carlos ab und sah ihn an — „Gott helfe uns! Sind wir denn Lutheraner?"

Vielleicht legt Christus uns eine andre Frage vor — sind wir unter denen, die bereit sind, Ihm zu folgen, wohin Er auch gehe?"

„O dahin nicht, das nicht!" rief Carlos, in seiner Aufregung aufstehend und in der Stube auf und ab gehend. „Ich verabscheue Ketzerei. Von der Wiege an habe ich es gethan. Mir grauet vor dem Gedanken. Überall, nur dahin nicht!"

In seinem Auf- und Abschreiten vor de Sesos Platze innehaltend, fragte er:

„Und Ihr, Sennor, habt Ihr wohl überlegt, wohin dies führt?"

„Das habe ich. Ich fordere Euch nicht auf, mir zu folgen. Aber das sage ich: Wenn Christus einem Menschen gebietet, das Schiff zu verlassen und zu Ihm zu kommen auf den dunklen und

stürmischen Wassern, so wird er Seine eigne rechte Hand ausstrecken, ihn zu halten und zu stützen."

„Das Schiff verlassen — Seine Kirche? Das hieße Ihn verlassen. Und wenn ich Ihn verlasse, bin ich verloren, Seele und Leib — verloren — verloren!"

„Fürchtet Euch nicht! Zu Seinen Füßen und an Ihm hangend, ist noch nie eine Menschenseele verloren gegangen."

„Ich will Ihm anhangen und der Kirche auch."

„Und doch, wenn eins davon verlassen werden muß, so sorget, daß dies eine nicht Christus sei!"

„Niemals, niemals! So wahr mir Gott helfe." Und nach einer Pause setzte er, wie mit sich selbst redend, hinzu: „Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens."

Er stand regungslos, in Gedanken vertieft, während de Seso leise aufstand, an das Fenster ging und die davor befestigte Lade öffnete.

„Die Nacht ist hell," sagte Carlos träumerisch, „der Mond muß aufgegangen sein."

„Das ist Tageslicht, wie Ihr seht," erwiderte sein Gefährte mit einem Lächeln, „es ist Zeit für Reisende, Ruhe im Schlaf zu suchen."

„Beten ist besser als Schlafen."

„Sehr wahr, und wir, die wir denselben teuren Glauben besitzen, können uns wohl im Gebet vereinigen."

Mit Carlos' freudiger Zustimmung legte sein neuer Freund ihre gemeinsamen Wünsche und Sorgen vor Gott nieder. Das Gebet selbst war ihm eine Offenbarung; er vergaß sogar, sich zu wundern, daß es von den Lippen eines Laien kam. Denn de Seso sprach wie einer, der gewohnt ist, mit dem Unsichtbaren zu reden und im Glauben einzugehen in das innere Heiligtum der Gegenwart Gottes selbst, und Carlos fand, daß es gut sei, sich Gott so zu nähern. Er fühlte, wie seine unruhige Seele wieder zu ihrer Ruhe zurückkehrte, zu dem ruhigen Vertrauen in den, von dem er wußte, daß Er ihn nach Seinem Rat leiten und einst in Seine Herrlichkeit aufnehmen werde.

Als sie aufstanden, suchten sich instinktmäßig ihre beiden rechten Hände und schlossen sich zusammen in dem festen Druck, der oft mehr wert ist als eine Umarmung.

„Wir haben Vertrauen zu einander," sagte de Seso, „darum brauchen wir kein Gelübde der Treue oder des Geheimnisses auszutauschen."

Carlos neigte das Haupt. „Betet für mich, Sennor!" sagte er. „Betet, daß Gott, der Euch hierher sandte, um mich zu belehren, zu Seiner Zeit das Werk vollenden möge, das Er angefangen hat!"

Dann legten sich beide in ihren Mänteln nieder, der eine zum Schlummer, der andre zu Nachdenken und Gebet.

Am Morgen ging jeder seinen besonderen Weg, und es ward Carlos in dieser Welt nicht gegeben, das Antlitz wieder zu sehen oder die Hand wieder zu fassen.

Der, welcher so seinen Pfad für einen Augenblick gekreuzt hatte, war vielleicht der Edelste der ganzen heroischen Schar spanischer Märtyrer, dieses verlorenen Haufens der Armee Christi, welcher kämpfte und fiel, „da des Satans Stuhl ist". Seine edle Geburt und hohe Stellung, seine ausgezeichneten Fähigkeiten, selbst das mehr äußerlich Bestechende seiner Person und seines Wesens, was auch eine starke Anziehungskraft übt — alles das war — wie die köstliche Salbe, die mit ihrem Duft das Haus erfüllte — dem Dienste des Herrn geweiht, für den er lebte und starb. Das geistige Auge weilt mit besonderer, ehrfürchtiger Liebe auf dieser großen, ruhigen Gestalt. Aber unsre einfache Geschichte führt uns weit fort zu andern Schauplätzen und andern Charakteren. Wir wenden uns jetzt zu einem andern Teil des großen Missions-Erntefeldes, in welchem der niedere Ariero Juliano Hernandez und der hochgestellte Edelmann Don Carlos de Seso beide arbeiteten. War ihre Arbeit vergeblich?

Dreizehntes Kapitel.

Sevilla.

Carlos war erstaunt, bei seiner Rückkehr nach Sevilla in dem Kreise, in dem er gewohnt gewesen, sich zu bewegen, alles genau so wiederzufinden, wie er es verlassen hatte. Seine Abwesenheit erschien ihm viel länger, als es wirklich der Fall war. Auch hatte er die unbestimmte Empfindung, daß ein Zeitpunkt, der für ihn durch eine so wesentliche Veränderung gekennzeichnet war, auch an andern nicht ganz spurlos hätte vorübergehen können. Aber die Weltlichen schienen ihm nur noch weltlicher, die Oberflächlichen noch oberflächlicher, die Eitlen noch eitler geworden als zuvor.

Um Donna Beatrices Gestalt schwebte noch ein süßer, gefährlicher Zauber, gegen den er kämpfte und in der Kraft seiner neuen und mächtigen Triebfeder mit Erfolg kämpfte. Und doch sehnte er sich um seines eignen Friedens willen nach einem passenden Vorwand, um seine Wohnung anderswo als unter seines Onkels Dach zu nehmen.

Eine große Freude erwartete ihn bei seiner Rückkehr — ein Brief von Juan. Es war der zweite, den er bekommen hatte. Der erste hatte nur seines Bruders sichere Ankunft im Hauptquartier der Königlichen Armee zu Cambray berichtet. Don Juan hatte seine Bestallung gerade zu rechter Zeit erhalten für die aktive Teilnahme an dem kurzen Feldzug zwischen Frankreich und Spanien, der unmittelbar auf den Regierungsantritt Philipps II. folgte. Und jetzt war es, obgleich er nicht viel über seine eignen Waffenthaten sagte, doch unverkennbar, daß er schon angefangen, sich durch den raschen kühnen Mut, der ein Teil seines Charakters

war, auszuzeichnen. Überdem war ihm auch ein besonderer Glückswurf zugefallen. Die Spanier waren gerade mit der Belagerung von St. Quentin beschäftigt. Ehe die Werke ganz vollendet waren, gelang es dem französischen Feldherrn, dem berühmten Admiral Coligny, sich durch einen glänzenden und verzweifelten Handstreich in die Stadt zu werfen. Viele jedoch von seinen tapfern Truppen wurden getötet oder gefangen genommen und unter andern ein Edelmann von Rang und Vermögen aus dem Gefolge des Admirals, der seinen Degen in die Hände des jungen Don Juan Alvarez überlieferte.

Juan war natürlich entzückt über seinen Preis. Nicht bloß, daß die Auszeichnung für einen so jungen Krieger ehrenvoll war, sondern auch das Lösegeld, auf das er hoffen durfte, konnte ihm wesentlich zur Erreichung seiner liebsten Wünsche den Weg bahnen.

Carlos war jetzt im stande, in voller Selbstlosigkeit seines Bruders Freude zu teilen. Mit besonderer Freude, in die sich ein wenig Aberglaube mischte, rief er sich die Worte zurück, die Juan in seiner Knabenzeit oft wiederholt hatte: „Wenn ich in den Krieg ziehe, werde ich einen großen Prinzen oder Herzog gefangen nehmen." Sie hatten sich glücklich, wenn auch nicht buchstäblich, erfüllt, und er fühlte sich dadurch gestärkt in dem Glauben, der seit seiner Kindheit mit ihm gewachsen war, daß Juan alles erreichen werde, woran sein Herz hing. Er würde gewiß seinen Vater finden, wenn es sich schließlich doch herausstellen sollte, daß dieser Vater noch im Lande der Lebendigen weile.

Carlos wurde von seinen Verwandten, nur einen ausgenommen, herzlich willkommen geheißen. Mit einer sanften Gemütsart und liebenswürdigem Temperament vereinigte er noch den großen Vorzug, niemandes Rival zu sein und keinen in seiner Laufbahn zu stören. Außerdem hatte er selbst eine fest vorgezeichnete, ehrenvolle und Erfolg versprechende Laufbahn vor sich, so daß er nicht gering geschätzt, sondern als der Familie zur Ehre gereichend angesehen wurde. Die einzige Ausnahme von den günstigen Gefühlen, die er einflößte, war die bittere Verachtung, die Gonsalvo gegen ihn an den Tag legte ohne den geringsten Versuch, sie zu verbergen.

Dies war ihm schmerzlich, einmal, weil er bis zur Reizbarkeit zugänglich für das Urteil andrer war, dann aber auch, weil er thatsächlich Gonsalvo trotz dessen großen, in die Augen springenden Fehlern seinen berechnenden und weltlich gesinnten Brüdern vorzog. Kraft in irgend welcher Gestalt übt auf einen geistig gerichteten, liebenswürdigen, wenn auch etwas schwachen Charakter stets einen wahren Zauber aus, und dieser Zauber wird noch größer, wenn der Schwächere einen Grund hat, den Stärkeren zu bedauern, und ihm gern helfen möchte. Es war also nicht bloß Liebenswürdigkeit, welche die stolzen Worte zurückhielt, die sich oft bei den sarkastischen, spöttischen Bemerkungen seines Vetters auf Carlos' Lippen drängten. Der Grund, weshalb Gonsalvo ihn verachtete, war ihm nicht unbekannt. Es gehörte zu Gonsalvos Glaubensbekenntnis, daß ein Mann, der überhaupt diesen Namen verdient, immer das, was er erstrebt, erreichen oder in dem Kampfe sterben müsse, wenn nicht, wie in seinem Falle, ganz unüberwindliche physische Hindernisse eintreten. Da er genau wußte, was Carlos vor seiner Abreise von Sevilla gewünscht hatte, so war die Thatsache, daß er sein Ziel ruhig aufgab, ohne auch nur eine Anstrengung zu machen, es zu erreichen, ihm genügend für seine endgültige Beurteilung.

Eines Tages, als Carlos auf eine seiner Sticheleien eine schonende Antwort gegeben hatte, nahm Donna Inez, die zugegen war, Gelegenheit, ihren Bruder, nachdem er das Zimmer verlassen, zu entschuldigen. Carlos hatte Donna Inez lieber, als ihre unverheiratete Schwester, weil sie freundlicher und rücksichtsvoller zu Beatrice war. „Ihr seid sehr gut, amigo mio, daß Ihr meinem Bruder so große Nachsicht zeigt, und ich begreife nicht, warum er Euch so unfreundlich behandelt. Aber er ist oft rauh in seinem Wesen gegen seine Brüder und oft selbst gegen seinen Vater."

„Ich fürchte, es geschieht, weil er leidend ist; obgleich etwas weniger unbeweglich als vor sechs Monaten, scheint er mir doch im allgemeinen hinfälliger und kränker."

„Ach ja, das ist nur zu wahr! Und habt Ihr seine letzte Grille gehört? Er sagte uns, er habe alle ärztliche Hilfe für

immer aufgegeben. Er hat von ihnen allen fast eine ebenso schlechte Meinung — vergebt mir, Vetter — als von den Priestern."

„Könntet Ihr ihn nicht überreden, Euern Freund Dr. Christobal zu konsultieren?"

„Ich habe es versucht, aber umsonst. Um Euch die Wahrheit zu gestehen, Vetter," sagte sie, näher an Carlos herantretend und ihre Stimme senkend, „es hat noch etwas andres dazu beigetragen, ihn zu dem zu machen, was er ist; niemand außer mir weiß oder ahnt etwas davon. Ich war immer seine Lieblingsschwester; wenn ich es Euch sage, müßt Ihr mir tiefstes Geheimnis versprechen."

Carlos that es, im stillen sich fragend, was seine Kousine wohl denken würde, wenn sie die schwerer wiegenden Geheimnisse wüßte, welche sein eignes Herz belasteten.

„Ihr habt von der Heirat von Donna Juana de Xeres y Boharquez mit Don Francisco de Vargas gehört."

„Ja, und ich denke, Don Francisco ist ein glücklicher Mann."

„Kennt Ihr die Schwester der jungen Dame, Donna Maria de Boharquez?"

„Ich habe sie hier und da getroffen. Ein schönes, blasses, königliches Mädchen. Man sagte mir, sie liebe Vergnügungen nicht, sei aber sehr gelehrt und sehr fromm."

„Ihr werdet mir kaum glauben, Don Carlos, wenn ich Euch sage, daß dieses stille, blasse Mädchen Gonsalvos Erwählte ist, sein Traum, sein Abgott. Wie sie es möglich gemacht hat, dies stolze, spröde junge Herz zu gewinnen, weiß ich nicht; aber ihr gehört es und ihr allein. Natürlich hat er früher vorübergehende Neigungen gehabt: aber sie ist seine erste ernste Leidenschaft und wird auch seine letzte sein."

Carlos lächelte. „Rotes Feuer und weißer Marmor," sagte er. „Aber schließlich kann das feurigste Feuer sich nicht von Marmor nähren; es muß mit der Zeit erlöschen."

„Vom ersten Augenblick an hatte Gonsalvo nicht den Schatten einer Hoffnung," antwortete Inez mit einer ausdrucksvollen Bewegung ihres Fächers. „Ich habe sogar nicht die geringste Ahnung, ob die junge Dame um seine Liebe weiß. Aber das thut nichts

zur Sache. Wir sind Alvarez de Menaya, aber wir können nicht erwarten, daß ein Grande erster Klasse seine Tochter einem jüngeren Sohne unseres Hauses geben werde. Selbst vor dem unglücklichen Stierkampf. Jetzt natürlich würde er der erste sein, der sagte: „Pinienkerne sind nicht für Affen und schöne Damen, nicht für verkrüppelte Kavaliere.“ Und doch — Ihr versteht mich?“

„Das thue ich,“ sagte Carlos, und er verstand sie noch besser, als Donna Inez sich dachte.

Sie wandte sich, um das Zimmer zu verlassen, kehrte aber noch einmal zurück und sagte freundlich: „Ich hoffe, Vetter, Eure eigne Gesundheit hat durch Euren Aufenthalt in den trüben unwirtlichen Bergen nicht gelitten? Don Garcia sagt mir, er hätte Euch zweimal seit Eurer Rückkehr spät abends aus der Wohnung unsers guten Sennor Doktors kommen sehen.“

Es lag genügender Grund zu diesen Besuchen vor. Ehe sie sich trennten, hatte de Seso Carlos gefragt, ob er eine Empfehlung haben möchte an jemand in Sevilla, der ihn über die Gegenstände, über die sie miteinander verhandelt, weiter unterrichten könnte. Das Anerbieten wurde dankbar angenommen, und er bekam zu seiner nicht geringen Überraschung einen Brief an den Arzt Losada, und der so begonnene Verkehr erwies sich für Carlos schon von unschätzbarem Segen.

Aber die Natur hatte ihn nicht zum Bewahrer von Geheimnissen bestimmt. Das Blut schoß ihm in die Wangen, als er antwortete:

„Meiner Frau Kousine Sorge um mich schmeichelt mir sehr, aber Gott sei Dank ist meine Gesundheit so gut wie je. Doktor Christobal ist aber ein gelehrter Mann und ein angenehmer Gesellschafter, und eine Stunde der Unterhaltung mit ihm ist ein Genuß. Überdem besitzt er einige seltene und wertvolle Bücher, die er so freundlich ist, mir zu leihen.“

„Gewiß, er ist sehr wohl erzogen für einen Mann seines Standes,“ sagte Donna Inez herablassend.

Carlos wohnte den Vorträgen von Fray Constantino an der gelehrten Schule nicht wieder bei; aber wenn die Stimme des berühmten Kanzelredners in der Kathedrale gehört wurde, fehlte er

nie. Es machte ihm jetzt keine Schwierigkeit, die Wahrheiten, die er so liebte, herauszuerkennen unter einem dünnen Schleier konventioneller Phraseologie. Jede nicht unbedingt nötige Erwähnung von spezifisch römischen Lehren wurde vermieden, es sei denn, daß er die Versammlung, wenn auch in vorsichtig gewählten und eifersüchtig bewachten Ausdrücken eindringlich warnte, ihr Seelenheil nicht auf die Indulgenzen oder priesterliche Vergebung zu stellen. Er zeigte ihnen auch, wie eitel es sei, sich auf die eignen Werke zu verlassen, und stellte in jeder Predigt den Sündern mit aller Treue Christum als den Heiland dar, der für alle genug gethan.

Carlos hörte stets mit gespannter Aufmerksamkeit, oft mit wahrem Entzücken zu. Er blickte oft umher auf die zahllosen ernsten, empor gerichteten Angesichter und sagte sich: „Viele unter diesen meinen Brüdern und Schwestern haben Christum gefunden, und viele suchen ihn.“ Und bei diesem Gedanken erbebte sein Herz in Dankbarkeit. Aber in demselben Augenblick konnte ein Wort von den Lippen des Predigers seine Freude in schaurige Furcht verwandeln. Es geschah oft, daß Fray Constantino, durch den Strom seiner eignen Beredsamkeit fortgerissen, sich verleiten ließ, ein Gefühl zu äußern, so nahe an Ketzerei streifend, daß sein Zuhörer von dem eigentümlichen Schmerz berührt wurde, der uns etwa ergreift, wenn wir jemand sorglos einem Abgrunde zueilen sehen.

„Ich danke Gott oft für die Dummheit der Bösen und die Einfältigkeit der guten Menschen,“ sagte Carlos zu seinem neuen Freund Losada nach einem dieser gefährlichen Vorträge.

Denn bis zu dieser Zeit war ihm der Verdacht, den de Seso zuerst in ihm erregt hatte, zur Gewißheit geworden. Er wußte nun, daß er ein Ketzer war — ein schreckliches Bewußtsein für das Herz eines jeden in jenen Tagen, zumal in dem katholischen Spanien. Glücklicherweise war ihm diese Offenbarung allmählich gekommen, und noch allmählicher kam ihm das Bewußtsein von allem, was es nach sich zog. Aber es waren traurige Stunden, in denen er sich zuerst abgeschnitten fühlte von allen geheiligten Beziehungen seiner Kindheit und Jugend, von der langen Kette ehrwürdiger Überlieferungen, die alles ausmachten, was er von

der Vergangenheit wußte, von der großen Brüderschaft der sichtbaren Kirche — dieser mächtigen Organisation, die die ganze Gesellschaft durchdringt, alles Denken durchsäuert, alle Gebräuche regelt und alles in dieser Welt, wo nicht gar in der andern Welt beherrscht. Sein eignes vergangenes Leben war zertrümmert; die ehrgeizigen Pläne, die er genährt hatte, waren zerronnen — die Studien, in denen er Befriedigung und Auszeichnung gefunden, hatten sich zum größten Teil als mehr denn vergeblich erwiesen. Es ist wahr, daß er selbst jetzt noch glaubte, er könne die priesterliche Ordination aus Roms Händen annehmen (denn das Abgöttische in der Messe gehörte zu den Dingen, die ihm noch nicht offenbart waren); aber er konnte nicht länger auf Ehre oder Bevorzugung, oder was die Menschen eine Karriere nennen, in der Kirche hoffen. Freude genug, wenn es ihm nur vergönnt würde, in einem abgelegenen Winkel des Landes seinen Landsleuten von der Liebe des Heilandes zu predigen; unausgesetzte Wachsamkeit, äußerste Vorsicht und weiseste Mäßigung würden nötig sein, um ihn — wie bisher Fray Constantino — vor dem Griff der heiligen Inquisition zu bewahren.

Uns, für die auf dieses Wort das schwarzgelbe Licht der nach dieser Zeit angezündeten Märtyrerflammen gefallen, mag es wunderbar erscheinen, daß Carlos nicht noch mehr ein Raub der Furcht vor den Folgen seiner Ketzerei wurde; aber er glitt so langsam aus dem Stadium, in welchem er sich noch für einen aufrichtigen Katholiken hielt, in das hinüber, wo er sich schaudernd gestehen mußte, daß er in Wahrheit ein Lutheraner sei, daß die Erschütterung dieser Entdeckung dadurch wunderbar gemildert wurde. Auch dachte er sich die Gefahr, die ihm drohte, weder so nah, noch so dringend, so lange er sich mit Klugheit und Zurückhaltung benahm.

Es ist wahr, diese Zurückhaltung bedingte einen Grad von Heimlichkeit, wenn nicht von Verstellung, die bald sehr lästig wurde.

Früher würde diese Art der Fechtkunst, der Ränke und Finten, in die er oft gedrängt wurde, ihm eher gefallen haben, weil sie ihm Gelegenheit gab, seinen Scharfsinn zu üben; aber seine sittliche Natur wurde so viel feinfühliger, daß er anfing zurückzuschrecken vor der geringsten Abweichung von der Wahrheit, die er früher

nur als einen geeigneten Gebrauch des Vorzuges angesehen haben würde, den ihm ein scharfer und rascher Geist über trägere gewährte. Überdem sehnte er sich nach der Möglichkeit, offen zu andern von den Dingen zu reden, die ihm selbst so köstlich waren.

Obgleich die Furcht vor Schmerz und Gefahr in ihm reichlich vorhanden war, so war doch der Gedanke an Entehrung ihm noch viel unerträglicher. Bitterer als alles Leid, das er bis dahin gekannt hatte — außer dem Schmerz, Beatricen zu entsagen — war die Gewißheit, daß alle, mit denen er lebte und die ihn jetzt achteten und liebten, sich, wenn sie die Wahrheit wüßten, mit unbeschreiblicher Verachtung und Verdammung von ihm abwenden würden.

Eines Tages, als er mit seiner Tante und Donna Sancha durch die Stadt ging, bogen sie in eine Seitengasse ein, um dem Zuge eines Mörders, der zum Schaffot geführt wurde, aus dem Wege zu gehen. Das Verbrechen, für das er litt, war offenkundig, und in die überfließenden Äußerungen des Abscheus und der Genugthuung, dieser Begegnung aus dem Wege gegangen zu sein, von seiten der Damen, mischten sich Gebete für die Seele des Unglücklichen. „Wenn sie alles wüßten," dachte Carlos, als sich die zarten, dichtverschleierten Gestalten vertrauensvoll Schutz suchend an ihn hingen, „würden sie mich für schlechter und verächtlicher als dieses verworfene Geschöpf halten. Sie bemitleiden *ihn*, sie beten für *ihn*; *mich* würden sie nur verfluchen und ausstoßen. Und Juan, mein geliebter, mein hochgeschätzter Bruder — was wird *er* denken?"

Dieser letzte Gedanke verfolgte ihn am häufigsten und beunruhigte ihn am tiefsten.

Aber hatte er nichts, was diese Anfälle von Schmerz und Scham, diese vielen dunklen Vorgefühle aufwog? Ja, er hatte viel. Zuerst, und das war das beste, war der Friede, der höher ist als alle Vernunft, in sein Herz ausgegossen. Sein Licht erblaßte und ermattete nicht mit der Zeit, sondern es wuchs an Glanz und Beharrlichkeit, als neue Wahrheiten wie Sterne in seiner Seele aufgingen und jede neue Wahrheit an sich eine neue Freude für ihn war.

Überdem fand er reiche Freude an der Gemeinschaft der Heiligen. Seine Überraschung war groß, als Losada, nachdem er ihn gründlich allein unterrichtet und seine Aufrichtigkeit geprüft hatte, ihm vorsichtig mitteilte, daß in Sevilla eine förmlich organisierte lutherische Gemeinde bestehe, deren Pastor er selbst sei. Er lud Carlos ein, den Versammlungen beizuwohnen, die mit gehöriger Vorsicht und meist nach einbrechender Dunkelheit in dem Hause einer vornehmen Dame, Donna Isabella de Baëna, gehalten wurden.

Carlos nahm die gefährliche Einladung freudig an und nahm mit tiefer Bewegung seine Stelle ein unter der Schar der „Berufenen, Erwählten und Treuerfundenen" — Männer und Frauen, die alle, wie er glaubte, seine Freuden und Hoffnungen teilten. Sie waren durchaus nicht ein so „kleiner Haufe", als er erwartet hatte. Auch waren sie nicht, mit sehr wenigen Ausnahmen, von den Armen dieser Welt.

Wenn dies strahlende südliche Land, so reich an allem, was die Einbildungskraft entzündet, dennoch zu seinem eignen Verderben die Wahrheit Gottes verwarf, so opferte es wenigstens auf seinem Altar einige seiner auserwähltesten und schönsten Blüten. Viele von denen, die sich in den oberen Gemächern von Donna Isabellas Hause begegneten, waren „Gewaltige" und „von den vornehmsten Weibern". Talent, Wissen und Auszeichnung jeder Art waren dort reichlich vertreten, ebenso auch das „blaue Blut", der Gegenstand der Prahlerei der stolzen spanischen Granden. Eins der ersten Gesichter, die Carlos wiedererkannte, war das liebliche, gedankenvolle Antlitz der jungen Donna Maria de Boharquez, deren frühreifes Wissen und hohe Bildung er oft hatte rühmen hören und an der er jetzt ein neues und besonderes Interesse nahm.

Da waren zwei Edelleute ersten Ranges, Don Domingo de Guzman, Sohn des Herzogs von Medina Sidonia, und Don Juan, Conde de Leon, Sohn des Grafen von Baylen. Carlos hatte oft von der ausgedehnten Wohlthätigkeit des letzteren gehört, der thatsächlich durch seine unbegrenzte Freigebigkeit gegen die Armen sein Vermögen übermäßig belastet hatte. Aber während

Graf Leon so arbeitete, um andern zu helfen, lag auf seinem eignen Geiste eine tiefe Traurigkeit. Er hatte die Gewohnheit, nachts auszugehen und auf und ab zu schreiten auf der großen steinernen Plattform in dem Prado St. Sebastian, welche den fürchterlichen Namen „Quemadero" oder „Brandstätte" führte, während in seinem Herzen der Schatten des Todes — der dunkelste Schatten des schrecklichsten Todes — mit dem Lichte der Unsterblichkeit rang.

Ob noch andre aus dieser andächtigen Schar wohl die Pein jener Vorahnung teilten, welche diese einsamen mitternächtlichen Stunden mit leidenschaftlichem Gebet ausfüllten? Einige von ihnen gewiß. Aber für die meisten webten die Umstände und Beschäftigungen des täglichen Lebens mit ihren zahllosen dünnen Fäden einen Schleier, der dicht genug war, um ihnen die Gefahren ihrer Lage zu verbergen oder doch zu mildern. Die Protestanten von Sevilla machten es möglich, ihr Leben zuzubringen und ihre Arbeit zu thun, Seite an Seite mit andern Menschen. Sie bewegten sich unter ihren Mitbürgern, ohne erkannt zu werden. Sie freieten und ließen sich freien, obgleich fortwährend auf ihre täglichen Pfade der Schatten der grimmigen alten Feste fiel, wo die heilige Inquisition ihren entsetzlichen, verborgenen Gerichtshof hielt.

Zu dieser Zeit aber entfaltete die heilige Inquisition noch keineswegs ihre gewöhnliche schreckliche Thätigkeit. Der Großinquisitor Fernando de Valdez, Erzbischof von Sevilla, war unerbittlich, sobald er einmal aufgewacht war, aber nicht besonders unternehmend. Außerdem war er hauptsächlich damit beschäftigt, ungeheure Reichtümer aus seinen zahlreichen Kirchengefällen zusammenzuscharren. Bisher waren die Feuer von San Dominik für Juden und Mauren angezündet worden, nur ein Protestant war in Spanien verurteilt, und Valladolid und nicht Sevilla war der Schauplatz seines Märtyrertodes gewesen. Sevilla war allerdings Zeuge zweier bemerkenswerter Verfolgungen wegen Luthertums gewesen, der von Rodrigo Valer und von Juan Gil, gewöhnlich Doktor Egidius genannt. Aber Valer ward nur in ein Kloster geschickt, um dort zu sterben, während durch schmachvolle Künste von Egidius ein Widerruf erpreßt worden war.

Während der Jahre, die seitdem vergangen, schien das heilige Offizium zu schlafen. Opfer, welche Schweinefleisch zu essen verweigerten oder am Sonnabend den Sabbat feierten, wurden aus einleuchtenden Gründen selten. Und noch hatte das wilde Tier, das „eiserne Zähne und eherne Klauen" hatte, nicht angefangen, edlere Opfer zu verschlingen. Schlief das mit menschlichem Blut gesättigte Ungeheuer wirklich in seiner Höhle, oder nahm es nur die Stellung und den Schein des Schlafes an, wie manche wilden Tiere es zu thun pflegen, um ihre arglosen Opfer in den Bereich ihrer schrecklichen Klauen zu bringen und dann auf sie loszustürzen?

Niemand kann dies bestimmt behaupten, aber wie es auch gewesen sei, wir zweifeln nicht, daß der Herr die Zeit des Aufatmens, die er so Seiner Kirche gewährte, dazu benutzte, manchen köstlichen Stein vorzubereiten und zu bearbeiten, damit er durch alle Zeiten in der Krone Seiner Herrlichkeit leuchten könne.

Vierzehntes Kapitel.

Die Mönche von San Isodro.

Es gehört zu den erschwerenden Bedingungen unsers irdischen Lebens, daß wir nicht erst reflektieren und dann handeln können, erst unsre Ansichten bilden und dann erst anfangen, sie in der Praxis auszuführen. Gedanke und Handlung müssen gewöhnlich in parallelen Linien nebeneinander herlaufen — eine verhängnisvolle Notwendigkeit und nie verhängnisvoller, als wenn bedeutende Veränderungen im Innern vorgehen.

Ein Mensch überzeugt sich, daß der Stern, auf den er bisher zugesteuert hat, nicht der echte Polarstern ist, und daß sein Schiff unfehlbar verloren gehen muß, wenn er in seinem bisherigen Fahrwasser bleibt. Er darf bei Gefahr seines Lebens nicht innehalten im Suchen nach dem Stern, der ihn nicht irreführt, und doch darf, während er sucht, seine Hand nicht einen Augenblick den Griff des Steuers loslassen, denn die Winde schwellen seine Segel, und er hat keine Wahl, ob er weiterfahren will; er kann nur wählen, wohin. Dies ist die Quelle vieler jener scheinbaren Widersprüche, welche oft den Reformatoren zum Vorwurf gemacht worden sind.

Wenn Carlos diese Schwierigkeit auch nicht so scharf fühlte wie einige seiner Brüder im Glauben, er fühlte sie doch auch. Sein Onkel drängte ihn fortwährend, sich ordinieren zu lassen oder diese oder jene verlockende Beförderung nachzusuchen, während er täglich gewichtigere Zweifel hegte, ob es ihm möglich sein werde, irgendwelche Beförderung in der Kirche anzunehmen, und Bedenken zu hegen anfing, ob er sich überhaupt ordinieren lassen könne.

Während dieser Zeit der Überlegung und der Ungewißheit sagte einer seiner neuen Freunde, Fray Cassiodoro, ein beredter Mönch aus dem Jeromitenorden, welcher Losada in seinem Predigtamt unterstützte, zu ihm: „Wenn Ihr einen religiösen Beruf ergreifen wollt, Sennor Don Carlos, so wird die weiße Tunika und der braune Mantel des heiligen Hieronymus mehr nach Eurem Geschmack sein als irgend ein andres Gewand."

Carlos dachte über den Fingerzeig nach und zeigte kurze Zeit darauf seinen Verwandten an, daß er beabsichtige, eine Zeitlang in das Hieronymuskloster von San Isodro del Campo sich zurückzuziehen, welches ungefähr 2 Meilen von Sevilla lag.

Sein Onkel billigte diesen Entschluß und nicht am wenigsten deshalb, weil er glaubte, daß es wahrscheinlich eine Vorbereitung zur Kutte sein solle. „Es wird sich schon noch herausstellen, Neffe, daß Ihr der klügste Kopf von uns seid," sagte er. „Es ist kein Zweifel, daß in unsern Tagen die Klosterbrüder die Weltpriester in der Jagd nach Reichtum und Ehre schlagen. Und in ganz Spanien ist kein Heiliger so populär als San Hieronymus. Ihr kennt das Sprichwort:

„Wer Graf ist und Herzog möchte sein,
Der geh' nach Guadalupe und stimme mit den Mönchen ein!""

Gonsalvo, der zugegen war, sah hier von seinem Buche auf und bemerkte scharf:

„Keiner wird jemals Herzog werden, der sich dreimal in drei Monaten anders besinnt."

„Ich habe nur einmal meinen Sinn geändert," erwiderte Carlos.

„Ich wette, Du hast ihn überhaupt nie geändert," sagte Don Manuel, „und ich wollte, der Deinige, mein Sohn Gonsalvo, hätte die gleiche gewinnbringende Richtung."

„O ja, gewiß! Opfere den Blinden und Lahmen, finde den Himmel ab mit dem Wrack von einem Menschen, den die Welt in ihren Dienst zu nehmen verschmäht!"

„Schweig', Sohn, der Du geboren bist, um mir zu widerstreben!" sagte der Vater, der bei dieser Herausforderung seine Fassung verlor, obwohl es bei weitem nicht die schlimmste war, die er in letzter Zeit erfahren hatte. „Ist es nicht genug, daß ich Dich immer

wie einen unnützen Klotz daliegen sehen und Deine bösen Launen ertragen muß? Mußt Du mir immer entgegen sein, wenn ich Dir den einzigen Weg bezeichne, auf dem ein Krüppel wie Du grüne Feigen zu seinem Brot verdienen kann, gar nicht davon zu reden, den Rang eines Alvarez de Menaya so aufrecht zu halten, wie es sich gebührte."

Hier verließ Carlos aus Rücksicht für Gonsalvos Gefühle das Zimmer, aber der zornige Wortwechsel zwischen Vater und Sohn dauerte noch lange fort.

Folgenden Tages ritt Carlos auf einem einsamen Wege nach dem stattlichen, schloßähnlichen Kloster San Isodro. Trotz all seiner neuen Interessen erinnerte sich der junge kastillanische Edelmann mit schuldiger Begeisterung, wie dies Gebäude vor mehr als 200 Jahren durch die Hingebung des heroischen Alonzo Guzman erhalten wurde, der lieber seinen eignen Sohn auf den Wällen von Tarifa in den Tod gehen sah als die Stadt den Mauren zu übergeben.

Ehe er Sevilla verließ, legte er eine Abschrift von Fray Constantinos „Summa der christlichen Lehre" zwischen zwei Bände von Gonsalvos Liebling „Lope de Vega". Er hatte früher schon den Damen mehrere kleine Traktate des Fray gegeben, welche eine große Menge von Schriftwahrheiten enthielten, die aber so vorsichtig ausgedrückt waren, daß sie nicht nur der Zensur entgingen, sondern sogar die ausdrückliche Billigung des heiligen Offiziums erhielten. Er hatte sie auch gelegentlich bewogen, ihn zu seinen Predigten in die Kathedrale zu begleiten. Weiter durfte er nicht zu gehen wagen. Auch hielt er es aus andern Gründen noch nicht für ratsam, sich selbst viel Verkehr mit Donna Beatrice zu gestatten.

Die Mönche von San Isodro bewillkommneten ihn mit der starken, eigentümlichen Liebe, wie sie sich zwischen Jüngern eines und desselben Herrn entzündet und ganz besonders dann, wenn sie eine kleine von Feinden umringte Schar bilden. Sie wußten, daß er schon ein eingeweihtes, regelmäßiges Mitglied von Losadas Versammlungen war. Diese Thatsache und die warme Empfehlung Fray Cassiodoros verschaffte ihm ihr unbedingtes Vertrauen, und

sie weihten ihn sofort in ihre Geheimnisse, ihre Schwierigkeiten und Verlegenheiten ein.

Zu seinem Erstaunen befand er sich inmitten einer fast bis auf den letzten Mann protestantischen Gemeinschaft, welche auch so weit als möglich ihre Überzeugung in Thaten umsetzte, während sie zugleich — wie durften sie sie außer Acht lassen? — die äußeren Gebräuche ihrer Kirche und ihres Ordens festhielten. Er schloß sich bald an einen sanften, frommen Mönch, Namens Fernando, an und bat ihn, ihm diese ungewöhnliche Lage der Dinge zu erklären.

„Ich habe soeben mein Noviziat absolviert, da ich wenig mehr als ein Jahr hier bin," sagte der junge Mann, der ungefähr in seinem Alter war, „und schon, als ich herkam, unterrichteten die Väter die Novizen sorgfältig aus der Schrift und ermahnten sie, nicht zuviel Gewicht auf die äußeren Zeremonieen, Bußübungen, Kasteiungen, Weihwasser und dergleichen, zu legen. Aber ich habe sie oft darüber sprechen hören, wie sie zu der Annahme dieser Überzeugungen gekommen seien."

„Wer war ihr Lehrer? Fray Cassiodoro?"

„Später; anfangs nicht. Doktor Blanco hat hier zuerst den Samen der Wahrheit gesäet."

„Wen meint Ihr? In der Stadt geben wir den Namen „Doktor Blanco" (der weiße Doktor) wegen seines Silberhaares einem Manne von Eurem heiligen Orden allerdings, der aber sehr eifrig für den alten Glauben eintritt. Er ist ein Freund und Vertrauter der Inquisitoren, wenn er nicht gar ein gelehrter Ketzerrichter ist. Ich meine Doktor Garcias Arias."*)

„Derselbe. Ihr erstaunt, Sennor, und dennoch ist es wahr. Die älteren Brüder sagen, daß, als er ins Kloster kam, alles in Aberglauben und Unwissenheit versunken war. Die Mönche kannten nichts als leeres Wiederholen unempfundener Gebete und schaustellerische Mummereien eines eitlen Zeremoniells. Aber der weiße Doktor sagte ihnen, dies alles könne ihnen nichts helfen,

---

*) Einer der gelehrten Männer, welche angestellt waren, die Inquisitoren zu unterstützen, und deren Pflicht es war, bei zweifelhaften Lehren zu entscheiden, ob sie ketzerisch seien oder nicht.

wenn sie ihre Herzen nicht Gott darbrächten und ihn im Geist und in der Wahrheit anbeteten. Sie hörten zu, wurden überzeugt, fingen an die Heilige Schrift zu studieren, wie er es ihnen empfahl, und aufrichtig den zu suchen, der darin offenbart ist."

„„Speise ging von dem Fresser,"" sagte Carlos. „Ich bin wahrhaft erstaunt, von solchen Lehren aus dem Munde Don Garcias Arias zu hören."

„Nicht mehr, als es die Brüder über sein nachheriges Betragen waren," erwiderte Fray Fernando. „Gerade als sie mit Freuden die Wahrheit von ihm empfangen hatten und von Herzen sie zu befolgen anfingen, änderte ihr Lehrer plötzlich seinen Ton und bemühte sich eifrig, die Dinge wieder aufzubauen, die er einst niedergerissen hatte. Als die Fastenzeit herankam, war der Inhalt seiner Predigt nichts als Buße und Kreuzigung des Fleisches. Nichts Geringeres konnte ihn befriedigen, als daß die armen Brüder auf der nackten Erde oder stehend schliefen oder Säcke und eiserne Gürtel trugen. Sie konnten nicht begreifen, was sie aus diesen verwirrenden Lehren machen sollten. Einige befolgten sie; andre hingen dem einfacheren Glauben an, den sie zu lieben gelernt hatten; viele versuchten beides zu vereinigen. Das Kloster wurde in Wahrheit ein Schauplatz der Verwirrung, und einige Brüder wurden halb wahnsinnig. Endlich aber gab es ihnen Gott ins Herz, Dr. Egidius zu befragen. Euer Herrlichkeit ist ohne Zweifel mit seiner Geschichte vertraut."

„Nicht so, wie ich es wünschte. Doch laßt uns für den Augenblick bei den Brüdern bleiben! Bestätigte Dr. Egidius ihren Glauben?"

„Das that er, Sennor! Und in vieler Beziehung führte er sie tiefer in die Wahrheit ein."

„Und das Rätsel, Doktor Blanco?"

Fray Fernando schüttelte den Kopf. „Ob er seinen Sinn wirklich änderte, oder ob er seine wahre Ansicht verhehlte aus Furcht oder aus Liebe zur Welt, ich weiß es nicht. Ich darf ihn nicht richten."

„Nein," sagte Carlos leise, „es ist nicht an uns, die wir nie versucht worden sind, die zu richten, die am Tage der Versuchung

nicht bestanden haben. Aber es muß fürchterlich sein, nicht zu bestehen, Fray Fernando!"

„Wie der gute Doktor Egidius selbst. Ach, Sennor, Ihr hättet ihn sehen sollen, wie er aus dem Gefängnis kam. Sein Haupt war gebeugt; sein Haar war weiß. Die ihn gesprochen hatten, sagten, sein Herz sei fast gebrochen. Und doch war er getröstet und dankte Gott, als er sah, welche Fortschritte die Wahrheit während seiner Gefangenschaft gemacht hatte in Valladolid und in Sevilla, besonders aber hier unter den Brüdern. Sein Besuch war uns von großem Nutzen. Aber der kostbarste Segen, den wir je empfangen, war ein Vorrat vom Worte Gottes in unsrer Muttersprache, der uns vor einigen Monaten gebracht wurde."

Carlos sah ihn erfreut an. „Ich glaube, ich weiß, wessen Hand ihn Euch gebracht hat," sagte er.

„Ihr wißt es gewiß, Sennor! Ihr habt ohne Zweifel von Juliano el chico gehört."

Die Farbe stieg Carlos in die Wangen, als er antwortete: „Ich werde Gott mein lebenlang und darüber hinaus danken, daß ich nicht nur von ihm gehört habe, sondern ihm begegnet bin. Er war es, der dies Buch in meine Hand legte." Und er zog sein eignes Testament hervor.

„Auch wir haben alle Ursache, ihm zu danken, und tragen Sorge, auch andern dazu Gelegenheit zu geben. Denn wir brauchen die Bücher, die er uns brachte, nicht nur selbst, sondern lassen sie fleißig weit und breit zirkulieren, so viel in unsern Kräften steht."

„Es ist ein wunderbares Gefühl, so wenig von einem Manne zu wissen und ihm doch so viel zu danken. Könnt Ihr mir etwas Näheres über ihn sagen als den Namen Juliano Hernandez, den ich täglich in meinen Gebeten wiederhole, wenn ich Gott bitte, ihn zu segnen und zu belohnen?"

„Ich weiß nur, daß er ein armer, ungelehrter Mann ist, aus Villa verda in Campos gebürtig. Er ging nach Deutschland und trat in den Dienst von Juan Perez, der, wie Ihr wißt, das Testament übersetzte und druckte, und Juliano half ihm bei diesem Werke als Setzer. Dann unternahm er es aus eignem freien

Willen, einen Vorrat davon in dies Land zu bringen. Ihr wißt wohl, wie gefährlich diese Aufgabe ist, da sowohl die Seehäfen als auch die Übergänge über die Pyrenäen so scharf durch die Emissäre des heiligen Offiziums überwacht werden. Juliano wählte die Reise durchs Land, da er bei seiner genauen Kenntnis des Gebirges seinen Weg unbehelligt zurückzulegen hoffte, indem er gefährliche und unbetretene Pfade einschlug. Gott sei Dank, er kam mit seiner köstlichen Bürde im vorigen Sommer glücklich hier an."

„Wißt Ihr, wo er jetzt ist?"

„Nein; ohne Zweifel wandert er irgendwo, vielleicht nicht weit von hier herum und führt in Stille und Verborgenheit sein edles Missionswerk weiter fort."

„Was gäbe ich, oder vielmehr, was gäbe ich nicht, um ihn noch einmal zu sehen, seine Hand zu fassen und ihm zu danken für das, was er für mich gethan hat!"

„Ach, da läutet die Vesperglocke! Ihr wißt, Sennor, daß Fray Christobal heut abend über die Epistel an die Hebräer spricht. Deshalb ist mir der Dienstag der liebste Tag in der Woche."

Fray Christobal d'Arellano war ein Mönch von San Isodro, bedeutend wegen seines reichen Wissens, welches er der Aufgabe widmete, die Lehren der Reformation zu erklären und auszubreiten. Carlos gab sich in die Lehre dieses Mannes, um seine Kenntnisse im Griechischen zu vervollkommnen, wovon er wenig und dies wenige sehr unvollkommen in Alcala gelernt hatte. Er gewann unendlich durch diesen Unterricht und zahlte zum Teil seine Verpflichtung zurück, indem er die Novizen im Lateinischen unterrichtete, eine Aufgabe, die ihm sehr zusagte, und die er mit vielem Erfolg ausführte.

Fünfzehntes Kapitel.

Der große Sanbenito.

Obgleich die protestantische Kirche in Sevilla noch jung war, hatte sie doch schon ihre Geschichte. Carlos hatte einen Namen in Beziehung zu ihrer ersten Entstehung nennen hören, um welchen sich in seinen Gedanken ein besonderes Interesse oder vielmehr ein Zauber wob. Er wußte jetzt, daß die Mönche von Isodro in Bezug auf ihre Belehrung dem Doktor Juan Gil oder Egidius viel verdankten, und früher schon war ihm gesagt worden, daß Egidius selbst die Wahrheit von einem früheren und kühneren Zeugen, Rodrigo de Valer, gehört hatte. Dies war der Name, den Losada einst mit dem seines Vaters genannt hatte.

Warum hatte er denn nicht nähere Auskunft, die ihm so hoch interessant hätte sein können, bei Losada, seinem Freund und Lehrer, gesucht? Verschiedene Gründe wirkten mit bei seiner Abneigung, dies Thema zu berühren. Bei weitem der triftigste war eine ritterliche, halb romantische Zärtlichkeit zu dem fernen Bruder, von dem er jetzt in Wahrheit sagen konnte, daß er ihm das Liebste auf Erden sei. Es ist sehr schwer, uns so weit in die Lage der Spanier des 16. Jahrhunderts hineinzudenken, um zu verstehen, wie sie sich gewöhnt hatten, Ketzerei anzusehen. In ihren Augen war es nicht nur ein Verbrechen unendlich schlimmer als Mord, es war vielmehr eine furchtbare Schande, welche eines Mannes ganzen Stammbaum aufwärts und abwärts durch Generationen brandmarkte und seinen verhängnisvollen Einfluß auf die entferntesten Anverwandten erstreckte. Carlos fragte sich täglich, wie der hochherzige Don Juan Alvarez, dem der Ruhm sein Abgott und ein edler und geehrter

Name sein größter Stolz war, es ertragen würde, wenn er hörte, daß sein geliebter und einziger Bruder mit dieser alles überwiegenden Schmach bedeckt sei? Jedenfalls aber wäre es schon Qual genug, Juans Herz einst mit eigner Hand zu verwunden, ohne erst die tote Hand des Vaters, dessen Gedächtnis sie beide ehrten, zu bewaffnen und dann die Waffe in seines Bruders Herz zu stoßen. Lieber wollte er die Sache im Dunkeln lassen, selbst wenn er — was noch außerordentlich zweifelhaft war — durch eine Anstrengung von seiner Seite einen Lichtstrahl darauf werfen konnte.

Doch nahm er eines Tages Gelegenheit, seinen Freund Fray Fernando, der durch die älteren Mönche über alle diese Gegenstände unterrichtet war, zu fragen:

„War nicht jener Rodrigo de Valer, dessen Sanbenito in der Kathedrale hängt, der erste Lehrer des reinen Glaubens in Sevilla?"

„Sehr wahr, Sennor, er hat viele gelehrt, während er selbst, wie ich gehört habe, den Glauben nur von Gott allein empfing."

„Es muß ein wunderbarer Mann gewesen sein. Erzählt mir alles, was Ihr von ihm wißt!"

„Unser Fray Cassiodoro hat oft Doktor Egidius von ihm sprechen hören, so daß er, obgleich seine Lippen lange vor meiner und Eurer Zeit, Sennor, zum Schweigen gebracht waren, doch noch unter uns zu leben scheint."

„Ja, einige aus unsrer Zeit sind schon in die triumphierende Kirche eingegangen, aber sie sind doch noch eins mit uns in Christo."

„Don Rodrigo de Valer", fuhr der junge Mann fort, „war von edler Familie und sehr reich. Er war in Lebrixa geboren, aber hielt sich in Sevilla auf, ein heitrer, leichtblütiger, glänzender junger Kavalier, der bald der Tonangeber bei allen Thorheiten der großen Welt wurde. Plötzlich aber verloren diese Dinge ihren Reiz für ihn. Zum größten Erstaunen der fröhlichen Welt, der er so zum Schmuck gedient hatte, verschwand er von dem Schauplatz der Vergnügungen und Feste, die er früher geliebt hatte. Seine Gefährten konnten die Veränderung, die mit ihm vorging, nicht verstehen — aber wir können sie wohl verstehen. Gottes Pfeile der Erkenntnis waren ihm tief in das Herz ge-

drungen. Und Er leitete ihn, Trost zu suchen, nicht in Bußübungen und Kasteiungen, sondern in seinem eignen Worte. Dies Wort war ihm nur in einer Form zugänglich. Er suchte die Bruchstücke seiner alten Studien auf — zur Zeit wenig geachtet und später ganz vergessen — damit sie ihn die Vulgata zu lesen befähigten. Da fand er die Rechtfertigung durch den Glauben und dadurch Friede für sein geängstetes Gewissen. Aber er fand nicht, wie ich Euch, Don Carlos, kaum zu sagen brauche: Fegefeuer, Anbetung Unsrer Frau und der Heiligen und gewisse andre Dinge, die uns unsre Väter gelehrt haben."

„Wie lange ist dies alles her?" fragte Carlos, der mit großem Interesse zuhörte und zugleich diesen Bericht mit der Erzählung verglich, welche er von Dolores gehört hatte.

„Lange genug, Sennor, zwanzig Jahre und länger. Nachdem ihn Gott so erleuchtet hatte, kehrte er zur Welt zurück; aber er kehrte zurück als ein neuer Mensch, entschlossen, fortan nichts zu kennen als Christum, den Gekreuzigten. Er wandte sich zuerst an Priester und Mönche, die er mit wahrhaft erstaunenswerter Kühnheit ansprach, wo er ihnen auch begegnete, selbst auf den öffentlichen Plätzen der Stadt, um ihnen aus der Schrift zu beweisen, daß ihre Lehren nicht die Wahrheit aus Gott seien."

„Es war kein hoffnungsvoller Boden, um das Wort auszusäen."

„Nein, wahrlich! Aber es schien ihm von Gott auferlegt, das auszusprechen, was er fühlte und wußte, ob es die Menschen nun hören wollten oder nicht. Er erregte bald die bittere Feindschaft derer, die das Licht hassen, weil ihre Werke böse sind. Wäre er ein armer Mann gewesen, so würde er am Pfahl verbrannt worden sein, wie der mutige junge Bekenner Francisco de San Romano vor noch nicht langer Zeit in Valladolid verbrannt wurde, indem er denen sagte, die ihm noch Gnade anboten: „Habt Ihr mir mein Glück beneidet?" Aber Don Rodrigos Rang und Verbindungen schützten ihn vor diesem Geschick. Ich habe sogar gehört, es habe selbst an den höchsten Stellen solche gegeben, die im geheimen seine Ansichten teilten oder wenigstens begünstigten. Diese traten für ihn ein."

„Dann wurden seine Worte doch von einigen angenommen?" fragte Carlos ängstlich. „Habt Ihr je die Namen derer gehört, die seine Freunde oder Beschützer waren?"

Fray Fernando schüttelte den Kopf. „Selbst unter uns, Sennor," sagte er, „werden Namen nicht öfter als dringend nötig genannt. Denn „ein Vogel in der Luft kann die Sache weiter tragen", und wenn das Leben von unserm Schweigen abhängt, ist es kein Wunder, wenn wir zuletzt ein wenig überverschwiegen werden. Im Laufe der Jahre kann es wohl geschehen, daß Namen, deren unter uns wohl gedacht werden müßte, aus dieser Furcht, sie auch nur zu flüstern, ganz vergessen werden. Doktor Egidius immer ausgenommen, sind mir doch Don Rodrigos Freunde oder durch ihn Bekehrte unbekannt. Aber, wie ich sagen wollte, die Inquisitoren wurden durch die, welche für ihn eintraten, bewogen, ihn für wahnsinnig auszugeben. Sie entließen ihn also mit keiner schwereren Strafe als dem Verlust seines Vermögens und vielen Ermahnungen zur Vorsicht in seinem künftigen Betragen."

„Ich halte es kaum für wahrscheinlich, daß er sie beobachtet hat."

„Weit entfernt davon, Sennor! Auf kurze Zeit allerdings bewogen ihn seine Freunde, seine Gefühle mehr im vertrauten Kreise auszusprechen, und Fray Cassiodoro sagt, er habe sie in jener Zeit im Glauben befestigt, indem er ihnen die Epistel an die Römer auslegte. Aber er konnte sein Licht nicht lange verborgen halten. Auf alle Vorstellungen antwortete er, er sei ein Soldat, der auf einen verlornen Posten gestellt sei, und er müsse vorwärts stürmen in die Bresche. Falle er, so schade das nichts. An seine Stelle werde Gott andre aufrufen, und diesen werde der Ruhm, die Freude und der Sieg gehören. So legte das heilige Offizium noch einmal die Hand auf ihn und beschloß, daß seine Stimme auf Erden nie mehr gehört werden solle. Deshalb wurde er zu dem lebendigen Tode lebenslänglicher Gefangenschaft verurteilt. Und doch kam trotz all ihrer Vorsicht und all ihrer Bosheit noch einmal von seinen Lippen ein Zeugnis für Gott und Seine Wahrheit."

„Wie geschah das?"

„Sie führten ihn, bekleidet mit dem großen Sanbenito, den Ihr oft gesehen habt, nach der Kirche von San Salvador, um dort mit andern weinenden Büßern zu sitzen und zuzuhören, wie

irgend ein unwissender Priester ihre Ketzereien und Blasphemien verkündigte. Aber er fürchtete sich nicht, nach der Predigt von seinem Platz aufzustehen und die Leute zu warnen vor des Predigers Irrlehre und ihnen zu zeigen, wie und wo sie vom Worte Gottes abweiche. Es ist wunderbar, daß man ihn nicht verbrannte. Aber Gott hemmte ihren Zorn. Sie schickten ihn endlich nach dem Kloster San Lucar, wo er bis zu seinem Tode in einsamer Haft verblieb."

Carlos versank einen Augenblick in Nachdenken; dann sagte er: „Welch ein gesegneter Tausch, aus der einsamen Gefangenschaft in die Gemeinschaft der Gerechten, aus dem Dunkel eines Kloster-kerkers in die Herrlichkeit der Behausung Gottes, welche ewig ist im Himmel!"

„Einige der älteren Brüder sagen, wir könnten wohl berufen sein, selbst noch härtere Prüfungen durchzumachen," bemerkte Fray Fernando. „Ich weiß es nicht; da ich hier zu den Jüngeren gehöre, muß ich meine Meinung bescheiden äußern, aber wenn ich um mich blicke, so kann ich nicht anders als sehen, daß die Menschen überall Gottes Wort mit Freuden aufnehmen. Denkt an die vielen gelehrten und edlen Männer und Frauen in dieser Stadt, die schon zu unserm Häuflein gehören und begierig sind, andre zu gewinnen! Täglich erleben wir neue Bekehrungen, gar nicht zu reden von der großen Schar unter Fray Constantinos Zuhörern, die schon auf unsrer Seite sind, ohne es sich selbst träumen zu lassen. Überdies sagte uns Euer edler Freund Don Carlos de Seso vorigen Sommer, im Norden seien die Anzeichen ebenso ermutigend; er glaubt, daß die Lutheraner in Valladolid noch zahlreicher seien als in Sevilla. In Toro und Logrono verbreitet sich das Licht auch rasch, und in den Distrikten der Pyrenäen hat das Wort freien Lauf, Dank den hugenottischen Kaufleuten von Béarn."

„Ich habe diese Dinge in Sevilla gehört, und mein Herz freut sich wahrhaft darüber, und doch —" hier brach Carlos plötzlich ab und verharrte in Schweigen, während er traurig in das Feuer blickte, an welches sie sich, da es jetzt Winter war, gesetzt hatten.

Endlich fragte Fray Fernando: „Was denkt Ihr, Sennor?"

Carlos erhob seine dunklen, blauen Augen und heftete sie auf das Antlitz des Fragenden.

„Über die Zukunft", sagte er langsam, „denke ich — gar nicht. Ich wage nicht, daran zu denken. Sie steht in Gottes Hand, und Er denkt für uns. Doch eins kann ich nicht umhin zu sehen. Wo wir sind, können wir nicht bleiben. Wir sind an ein großes Rad gebunden, das sich dreht und dreht, und selbst gegen unsern Willen drehen wir uns mit und müssen uns mit drehen. Aber es ist das Rad, nicht des Zufalls, sondern der gewaltigen Absichten Gottes; das ist unser ganzer Trost."

„Und diese Absichten, enthalten sie nicht „Gnade und Wahrheit" für unser geliebtes Land?"

„Das mögen sie enthalten, aber ich weiß es nicht. Sie sind uns nicht offenbart. „Gnade und Wahrheit allen, die Seinen Bund halten", das steht allerdings geschrieben."

„Wir sind es, die Seinen Bund halten."

Carlos seufzte und nahm den Faden seines eignen Gedankens wieder auf. — „Das Rad dreht sich und wir uns mit ihm. Selbst seit ich hierher kam, hat es sich sichtlich gedreht. Und wie es sich einen Schritt weiter drehen soll, ohne uns in Kontakt mit dem fest begründeten Gebäude zu bringen, wie es nun einmal ist, ohne uns zu zermalmen, sehe ich wahrlich nicht. Ich sehe es nicht, aber ich vertraue auf Gott."

„Ihr deutet auf die Streitigkeiten über Opfer und Messe, die jetzt so beständig unter uns im Schwange gehen."

„Das meine ich. Bis jetzt haben wir unter der Decke arbeiten können. Aber wenn das erst angezweifelt werden muß, dann wird die dünne Erddecke, die uns verborgen und geschützt hat, zusammenbrechen und auf unsre Häupter fallen. Und dann?"

„Schon fragen wir alle: und dann?" sagte Fray Fernando. „Es wird uns nichts übrig bleiben als Flucht in ein fremdes Land."

„Aber wie, im Namen Gottes, soll das ausgeführt werden? Aber Gott möge mir diese Worte vergeben und mich und uns alle vor der gefährlichen Schlinge bewahren, in die Frage: „Was ist Sein Wille?" die andre Frage hineinzumischen: „Was wird unser Schicksal sein, wenn wir versuchen, Seinen Willen zu thun?" Wie der edle de Seso mir sagte: Für uns kommt es nur darauf an,

daß wir unter denen erfunden werden, die dem Lamme folgen, wohin Es auch gehe. „Aber Es ging nach Gethsemane.““

Die letzten Worte waren so leise gesprochen, daß Fray Fernando sie nicht hörte.

„Was sagtet Ihr?“ fragte er.

„Nichts. Zeit genug zu hören, wenn Gott selbst es uns sagt.“

Ihre Unterhaltung wurde durch den Eintritt eines Laienbruders unterbrochen, welcher Carlos meldete, daß ein Besucher in dem Sprechzimmer des Klosters ihn erwarte.

Da es eine Stunde war, in welcher die Hausregel — die liberal genug war ohne zu lax zu sein — Besuche zu empfangen erlaubte, ging Carlos ohne Aufenthalt, den seinigen aufzusuchen.

Er wußte, daß, wenn der Besucher einer von den „Ihrigen“ gewesen wäre, von ihren geliebten Brüdern im Glauben, der dienende Bruder mit seiner Person bekannt gewesen sein und seinen Namen genannt haben würde. Er trat daher mit keinen sehr lebhaften Erwartungen in das Zimmer und glaubte höchstens einen von seinen Vettern zu sehen, der ihm die Ehre anthat, aus der Stadt hinausgeritten zu sein, um ihn zu besuchen.

Ein großer, schöner, sonnenverbrannter Mann, der seinen linken Arm in einer Binde trug, stand mit dem Rücken gegen das Fenster. Aber im nächsten Augenblick war der andre Arm um Carlos' Hals gelegt und, Herz an Herz, Lippe auf Lippe gedrückt, hielten sich die Brüder umschlungen.

Sechszehntes Kapitel.

Willkommen daheim.

Nach der ersten stürmischen Begrüßung, bei welcher die Empfindungen mehr durch Blicke und Gebärden als durch Worte zum Ausdruck kamen, setzten sich die Brüder zum Sprechen nieder. Eifrige Fragen drängten sich auf beider Lippen, besonders aber auf die des Carlos, dessen Erstaunen über Juans unerwartete Erscheinung nur seinem Entzücken gleichkam.

„Aber Du bist verwundet, mein Bruder!" sagte er. „Hoffentlich nicht gefährlich?"

„O nein! Nur eine Kugel durch meinen Arm. Eine Probe meines gewohnten Glückes. Ich habe sie in der Schlacht bekommen."

Es bedarf keiner näheren Schilderung, um den glorreichen Tag von St. Quentin zu verherrlichen, wo des Flamländers Egmont ritterlicher Mut, unterstützt durch kastillanische Tapferkeit, dem König Philipp einen so glänzenden Sieg über die Waffen Frankreichs verlieh. Carlos kannte den Bericht schon aus öffentlichen Quellen. Und sowohl Carlos als Juan war es zweifellos, daß es nie eine Schlacht gegeben hätte oder geben würde, die so würdig wäre, in ewigem Andenken zu bleiben.

„Aber rechnest Du die Wunde mit als einen Teil Deines Glückes?" fragte Carlos.

„O gewiß, und wohl darf ich das. Sie hat mich heimgeführt, wie Du schon früher erfahren hast."

„Ich habe nur zwei Briefe von Dir bekommen; den, den Du mir gleich nach Deiner Ankunft aus Cambray geschrieben, und

den, der mir von Deinem wertvollen Preis, dem französischen Gefangenen, berichtet."

„Aber ich habe noch zwei andre geschrieben. Den einen vertraute ich einem Soldaten an, der verwundet nach Hause ging — ich vermute, der Kerl hat ihn verloren —, der andre, den ich gleich nach dem großen Tage von St. Laurente schrieb, ist den Abend, ehe ich selbst dort erschien, in Sevilla angekommen. Seine Majestät wird ein Auge auf seine Posten haben müssen. Sie sind wahrlich die langsamsten Kareten, die man in der ganzen Christenheit finden kann" — und Juans helles Lachen schallte durch das Sprechzimmer des Klosters, welches wenig gewohnt war, solche Töne wiederzugeben.

„So habe ich fast nichts von Dir gehört, Bruder! Nur was ich aus Zeitungsberichten sammeln konnte," erwiderte Carlos.

„Um so besser jetzt. Ich habe nur Neuigkeiten, die mir angenehm sind zu erzählen und Dir nicht unangenehm sein werden zu hören. Zuerst also und in gehöriger Ordnung: Mir ist meine Kompanie versprochen."

„Das ist in der That eine gute Nachricht. Mein Bruder muß unserm Namen durch eine besondre Heldenthat Ehre gemacht haben. War es bei St. Quentin?" fragte Carlos, ihn mit aufrichtigem brüderlichem Stolz betrachtend. Er war durch seinen Feldzug nicht sehr verändert, nur daß seine dunklen Wangen einen gebräunteren Ton hatten und sein Gesicht ein stattlicher Bart schmückte.

„Die Geschichte muß warten," erwiderte Juan. „Ich habe so viel andres Dir zu erzählen. Erinnerst Du Dich, wie ich als Knabe sagte, ich würde einen edlen Gefangenen machen wie Alfonso Vivez und durch sein Lösegeld reich werden? Und Du siehst, ich habe es gethan."

„Zur guten Stunde. Aber doch war es nicht der Herzog von Sachsen."

„Aber darin ihm wenigstens gleich, daß es ein Ketzer war oder ein Hugenott, wenn das ein weniger unheiliges Wort ist, um es in diesen heiligen Umgebungen zu äußern. Überdies ist er ein erfahrener und vertrauter Offizier aus Admiral Colignys Gefolge.

Es war an dem Tage, als der Admiral sich so tapfer in die belagerte Stadt warf, und ich an meinem Teile bin ihm herzlich dankbar dafür. Denn ohne seine Gegenwart würde es überhaupt keine Verteidigung von St. Quentin gegeben haben, die der Rede wert wäre; denn ohne Verteidigung keine Schlacht, ohne Schlacht kein glänzender Sieg für die Spanier und König Philipp. Wir schnitten jedoch die Hälfte von des Admirals Truppen ab, und mir fiel das Los zu, einem tapfern französischen Offizier, den ich allein unter der Menge kämpfen sah, das Leben zu retten. Er übergab mir sein Schwert, und ich führte ihn in mein Zelt und schaffte ihm alle Linderung und Hilfe, die in meiner Macht stand, denn er war schwer verwundet. Es war der Sieur von Ramené, ein Edelmann aus der Provence, und der redlichste, heiterste, tapferste Mann, der mir je begegnet ist. Er teilte Bett und Tisch mit mir, mehr als liebenswürdiger Gast wie als Gefangener, bis wir die Stadt nahmen und den Admiral selbst zum Gefangenen machten, wie Du schon weißt. Inzwischen hatte sein Bruder sein Lösegeld beschafft und mir ehrlich zugeschickt. Aber ich hätte ihn auf jeden Fall nach Heilung seiner Wunden auf sein Ehrenwort entlassen. Er gab mir außer den guten Goldpistolen als Pfand der Freundschaft diesen Diamantring, den Du an meinem Finger siehst."

Carlos nahm das kostbare Kleinod in die Hand und bewunderte es pflichtschuldigst. Er schöpfte vieles aus Juans einfacher Erzählung, was er nicht sagte und auch wohl nicht sagen mochte: In der Zeit der That ritterliches Wagen; nach dem Streit nicht weniger ritterliche Sanftmut und Edelmut, was ihn allen lieb machte, selbst dem überwundenen Feinde. Kein Wunder, daß Carlos stolz auf seinen Bruder war. Aber bei aller Freude und allem Stolz machte sich schon jetzt ein heimliches Flüstern der Furcht geltend: Wie sollte er es ertragen, diese edle Stirn durch Zorn umwölkt zu sehen — diese strahlenden, vertrauenden Augen sich verachtend von ihm abwenden? Seine Gedanken, als ob sie schon strafbar wären, zurückdrängend, fragte er schnell: „Aber wie hast Du Urlaub bekommen?"

„Durch die Güte Seiner Hoheit."

„Des Herzogs von Savoyen?"

„Natürlich, und einem tapferern General zu dienen könnte ich mir niemals wünschen."

„Ich dachte, es hätte vom König selbst geschehen sein können, als er nach dem Siege auf das Schlachtfeld kam."

Don Juans Wangen glühten in bescheidenem Triumph. „Seine Hoheit war gütig genug, mich Seiner katholischen Majestät zu nennen," sagte er, „und der König sprach selbst mit mir."

Es erscheint uns kaum verständlich, wie einige anerkennende Worte aus dem Munde eines der niedrigsten und verächtlichsten Menschen dem wirklich edelherzigen Don Juan Alvarez beinahe wie die höchste Freude seines Lebens erscheinen konnten. Mit der enthusiastischen Loyalität seines Alters und seines Vaterlandes ehrte er in Philipp den König, während ihm der Mensch Philipp ebenso vollständig unbekannt war wie der türkische Sultan. Aber da er sich über ein für ihn selbst so schmeichelhaftes Thema nicht weiter verbreiten wollte, fuhr er fort:

„Der Herzog fand Gelegenheit, mich mit Depeschen nach Hause zu schicken, indem er freundlich sagte, meine Wunde bedürfe der Ruhe und Pflege. Obgleich ich Wichtiges in Sevilla zu ordnen hatte — und hier errötete er bis an die Stirn —, würde ich doch nicht freiwillig das Lager verlassen haben, wenn irgend eine Unternehmung zu erwarten gewesen wäre, die uns einen guten Kampf verheißen hätte. Aber wirklich, Carlos, seit dem Fall von St. Quentin ist es dort herzlich langweilig zugegangen. Obgleich wir unsern König bei uns haben und Heinrich von Frankreich und der Herzog von Guise sich beide bei der feindlichen Armee eingefunden haben, stehen sie alle fest und starren sich an, als ob sie eingefroren und verdammt wären, regungslos bis zum Tage des Gerichts dazustehen. Ich habe keinen Sinn für diese Art Belustigung, ich nicht! Ich bin Soldat geworden, um die Schlachten Seiner katholischen Majestät zu schlagen, aber nicht, um seine Feinde anzusehen, als ob sie Puppen und dafür bezahlt wären, sich zu meiner Unterhaltung auszustellen. So war es mir denn nicht leid, Urlaub zu nehmen."

„Und Dein wichtiges Geschäft in Sevilla? Darf Dein Bruder fragen, was es zu bedeuten hat?"

„Ein Bruder darf fragen, was er will, und wird Antwort bekommen. Wünsche mir Glück, Carlos! Ich habe die kleine Angelegenheit mit Donna Beatrice in Ordnung gebracht." Und seine leichten Worte verbargen halb, halb offenbarten sie die große, tiefe Freude seines starken Herzens. „Der Onkel", fuhr er fort, „begünstigt meine Absichten. Ich habe ihn in der That nie so freundlich gesehen. Unser Verlobungsfest soll zu Weihnachten begangen werden, wenn Deine Zeit der Zurückgezogenheit hier vorüber ist."

Carlos „wünschte ihm Glück" und ganz aufrichtig. Er dankte Gott inbrünstig, daß es in seiner Macht stand, es zu thun, daß die Schlinge, die sich einst so listig um seine Füße geschlungen hatte, zerrissen und seine Seele frei geworden war. Er konnte jetzt seines Bruders Augen ohne Selbstvorwurf begegnen. Und doch kam es ihm sehr plötzlich vor. Er sagte: „Jedenfalls hast Du keine Zeit verloren."

„Warum sollte ich?" fragte Juan einfach. „„Mit der Zeit ist immer zu spät," wie Du zu sagen pflegtest, und ich wollte, sie beherzigten das Sprichwort im Lager. In der That," setzte er ernsthaft hinzu, „ich habe oft während meines dortigen Aufenthaltes gehört, daß ich durch mein Zögern alles hätte verlieren können; aber Du warst mir stets ein guter Bruder, Carlos!"

„Möchtest Du immer so denken!" sagte Carlos, nicht ohne einen Stich zu empfinden, da sein Gewissen ihm sagte, wie wenig er dieses Lob verdiene.

„Aber was in aller Welt", fragte Juan, „hat Dich bewogen, Dich hier unter diesen schläfrigen Mönchen zu vergraben?"

„Die Brüder sind treffliche Menschen, gelehrt und fromm; ich bin nicht begraben," antwortete Carlos lächelnd.

„Und wenn Du zehn Klafter tief begraben wärest, solltest Du doch aus dem Grabe herauskommen, wenn ich Dich brauche, um mir zur Seite zu stehen."

„Du hast nichts zu fürchten. Nun Du gekommen bist, werde ich meinen Aufenthalt hier nicht verlängern, wie ich es sonst gethan haben würde. Aber ich bin hier sehr glücklich gewesen, Juan!"

„Das freut mich, zu hören," sagte der fröhliche, nichts ahnende Juan. „Ich bin auch froh, daß Du keine zu große Eile hast, Dich an den Dienst der Kirche zu binden, obgleich unser verehrter Oheim zu wünschen scheint, Du möchtest ein schärferes Auge auf Dein eignes Interesse haben und besser nach fetten Pfründen ausschauen. Aber ich glaube, seine eignen Söhne haben den Vorrat an weltlicher Klugheit, der für die ganze Familie bestimmt war, sich allein angeeignet, so daß für Dich und mich nichts übrig geblieben ist, Carlos!"

„Das trifft zu bei Manuel und bei Balthasar, aber nicht bei Gonsalvo."

„Gonsalvo! Er ist bei weitem der schlimmste von den dreien!" rief Juan aus mit einem Anflug von Zorn in seinem offenen, sonnigen Gesichte.

Carlos lachte. „Ich vermute, er hat Dir die Ehre erzeigt, Dir etwas von seinen Ansichten über mich mitzuteilen," sagte er.

„Wäre er nicht ein armer, elender Schwächling und Krüppel, so würde ich ihm mit der Spitze meines guten Schwertes antworten. Aber dies sind müßige Reden. Kleiner Bruder — da Carlos beinahe so groß wie er selbst war, war dies Diminutiv nur ein Liebesausdruck, der an die Tage ihrer Kindheit erinnerte und den männlichen Lippen passender erschien, als das gleichbedeutende „Lieber" —, kleiner Bruder, Du siehst ernst und blaß aus und zehn Jahre älter, als da wir uns in Alcala trennten."

„Findest Du's? Ich habe viel seitdem erlebt. Ich bin sehr traurig und sehr glücklich gewesen."

Don Juan legte seine gesunde Hand auf seines Bruders Schulter und sah ihm ernst ins Gesicht. „Keine Geheimnisse vor mir, kleiner Bruder!" sagte er. „Wenn Dir schließlich der Dienst der heiligen Kirche doch nicht lieb ist, so sage es, und Du sollst mit mir nach Frankreich zurückgehen und wohin Du sonst willst, so weit die Welt bekannt ist. Vielleicht ist irgend eine schöne Donna im Spiel?" setzte er mit einem scharfen, prüfenden Blick hinzu.

„Nein, Bruder, das nicht! Ich habe Dir in der That viel zu berichten, aber jetzt nicht, heute nicht."

„Bestimme Deine Zeit, aber merke Dir: keine Geheimnisse! Das wäre die einzige unbrüderliche Handlung, die ich nie vergeben könnte."

„Aber ich bin über Deine Wunde noch nicht beruhigt," sagte Carlos, indem er, vielleicht nicht ganz ohne moralische Feigheit, das Gespräch ablenkte. „Ist der Knochen zerschmettert?"

„Nein, glücklicherweise nicht, nur gestreift. Es wäre ganz unbedeutend geblieben ohne die Behandlung des ungeschickten Feldschers. Es wurde mir geraten, es einem geschickten Manne zu zeigen, und die Vettern haben mir bereits einen empfohlen, der beides, Arzt und Chirurg, ist und sehr geschickt, wie sie sagen."

„Doktor Christobal Losada?"

„Derselbe. Dein Liebling Gonsalvo ist eben bewogen worden, seine Kunst zu erproben."

„Ich bin herzlich froh darüber," erwiderte Carlos. „Er hat seinen Sinn ebenso geändert, wie er es mir nur irgend vorwerfen kann, und ich zweifle nicht, daß es eine Änderung zum Guten ist."

So plauderten sie weiter, viele Gegenstände berührend, keine erschöpfend, und nie näherten sie sich wieder in gefährlicher Weise jenen tiefsten Dingen, von denen einer der Brüder wußte, daß sie in nicht ferner Zeit gründlich erschöpft werden mußten. Um Juans willen und um eines willen, den er noch mehr liebte als selbst Juan, durfte er nicht — nein, wollte er nicht — sich der Aufgabe entziehen. Aber er brauchte oder glaubte wenigstens, er brauche Überlegung und Gebet, damit er dem geliebten Bruder die Wahrheit sowohl mit Weisheit als mit Tapferkeit mitteile.

Siebzehntes Kapitel.

Enthüllungen.

Die Gelegenheit zu freiem Austausch mit seinem Bruder, welche Carlos wünschte und doch fürchtete, verzögerte sich auf unerwartete Weise. Es würde weder mit den Begriffen jener Zeit noch mit seinen eignen Gefühlen in Übereinstimmung gewesen sein, wenn er die Zeit seiner Zurückgezogenheit im Kloster abgekürzt hätte, obwohl er sie jetzt auch nicht verlängern wollte. Und obgleich Don Juan an all den Tagen, an denen Besuche im Kloster gestattet waren, dort erschien, so war er doch immer von einem seiner Vettern, Don Balthasar oder Don Manuel, oder auch von beiden begleitet. Diese schalen, weltlich gesinnten jungen Männer hatten wenig Verständnis dafür, daß Brüder, die lange getrennt gewesen, sich vieles zu sagen hätten, was nicht für fremde Ohren taugte; sie bildeten sich ein, ihren ärmeren Verwandten durch ihre Gunst und ihre Beachtung eine große Ehre zu erweisen. In ihrem Beisein beschränkte sich die Unterhaltung natürlich auf die Ereignisse von Juans Feldzügen und auf Familienangelegenheiten. Ob Don Balthasar die Stelle erhalten würde, die er bei der Regierung nachsuchte, ob Donna Sancha das unschätzbare Gut ihrer Hand dem Don Beltram Vivarez oder Don Alonso de Giron gewähren und ob der enttäuschte Freier sich selbst oder seinem glücklichen Nebenbuhler den Dolch in das Herz stoßen werde — das alles waren Fragen, deren Carlos bald herzlich müde wurde. Aber für alles, was Donna Beatrice betraf, hatte er ein tiefes Interesse. Was er sich auch je erlaubt haben mochte, sich über die Gefühle eines sehr jungen und kindlichen Mädchens einzubilden, so kam es ihm doch nie in den Sinn, daß sie dem ausgesprochenen Wunsche

ihres Vormundes, der sie für Juan bestimmt hatte, irgend welchen Widerstand entgegensetzen würde. Er war sicher, daß sie bald genug seinen Bruder so lieben werde, wie er es verdiente, selbst wenn sie es nicht jetzt schon that. Und es war ihm eine hohe Freude, daß sein Opfer nicht umsonst gewesen war, daß der Becher der Freude, von dem er nur eben gekostet hatte und den er dann standhaft fortgeschoben, jetzt von den Lippen, die ihm die liebsten waren, bis auf den Grund geleert wurde. Freilich war diese Freude noch nicht ganz ohne eine Beimischung von Schmerz, aber der Schmerz war geringer, als er es noch vor wenig Monaten für möglich gehalten hätte. Die Wunde, die ihm einst tötlich schien, war im Begriff zu heilen oder war vielmehr schon fast geheilt, aber die Narbe blieb immer zurück.

Große und mächtige, aber beunruhigende und traurige Gedanken erfüllten sein Herz täglich mehr und mehr. Unter den Gegenständen, die eifrig und beständig zwischen den Brüdern von San Isodro erörtert wurden, war es das alleinige Hoheprieſtertum Christi und die Unmöglichkeit, daß sein vollkommenes und vollgiltiges Opfer sich je wiederholen könne, was sie vorzugsweise beschäftigte.

Aber diese an sich so herrlichen Wahrheiten hatten für die, welche sich dazu bekannten, eine fürchterliche Konsequenz. Ihre volle Anerkennung würde aus dem Opfer auf dem Hauptaltar und aus der Messe, die bis dahin der Gipfel des Gottesdienstes gewesen, eine entsetzliche Lüge machen, entehrend für Gott und verderblich für die Menschen.

Diesem Schlusse kamen die Mönche von San Isodro täglich langsam aber sicher näher. Und Carlos hielt Schritt mit denen, die darin am weitesten waren. Obwohl schüchtern zum Handeln, war er kühn im Denken. Es war seinem scharfen und raschen Geist notwendig, zu denken und Schlüsse zu ziehen. Er konnte sich nicht bei der Oberfläche der Dinge beruhigen oder irgend einen Gegenstand, der ihn beschäftigte, verlassen, ohne seine Tiefen ergründet zu haben.

Aber so weit wenigstens, als die Mönche beteiligt waren, war die jetzt in Frage stehende letzte Konsequenz praktisch eine

sehr bedeutungsvolle. Sie mußte das Licht, das sie erleuchtete, in ein Feuer verwandeln, welches die Hände derer, die zu ihr gelangt waren und sie zu verbergen suchten, verbrennen und foltern mußte. Sie konnten sich vor Verlust und Schaden, vielleicht vor Vernichtung, nur dadurch bewahren, daß sie dieselbe auf den Leuchter eines aufrichtigen und treuen Bekenntnisses stellten.

„Besser," sagten die Brüder zu einander, „daß wir die reichen Ländereien und Besitzungen unsers Ordens hinter uns lassen. Was sind diese Dinge im Vergleich mit einem Gewissen, das rein ist von Schuld gegen Gott und Menschen? Wir wollen ausziehen und Schutz in einem fremden Lande suchen als arme Verbannte, aber treue Zeugen Christi, die sich die Freiheit erkauft haben, Seinen Namen vor den Menschen zu bekennen."

Dieser Vorschlag fand bei der Mehrzahl den lebhaftesten Anklang, obwohl einige dagegen waren, nicht wegen des Verlustes an weltlichem Besitze, sondern wegen der großen Schwierigkeit der Ausführung und der Gefahr, in die es andre verwickeln würde. Um die Frage endgiltig zu erörtern und einen Beschluß zu fassen, beriefen die Mönche von Isodro ein feierliches Kapitel. Carlos hatte natürlich nicht das Recht, zugegen zu sein, aber seine Freunde wollten ihn von allem, was vorgegangen, unterrichten. So suchte er die angstvollen Stunden durch einen Spaziergang in dem Orangenwald, der zum Kloster gehörte, hinzubringen. Es war Dezember und ein für das milde Klima sehr ungewöhnlicher Frost. Jeder Grashalm war mit Perlen besetzt, welche sein Fußtritt im Gehen zerdrückte. Sie erschienen ihm wie die schönen, glänzenden, aber unwahren Gebilde des Glaubens, in welchem er erzogen war. Sie mußten schwinden; selbst wenn er schwach genug wäre, sie zu umgehen und zu schonen, so würde Gottes Sonne sie doch binnen kurzem durch die Wärme ihrer Strahlen auflösen. Aber weshalb um sie trauern? Würde die Sonne nicht doch weiter scheinen und der blaue Himmel, das Sinnbild ewiger Wahrheit und Liebe, sich doch über seinem Haupte ausbreiten? Deshalb wollte er aufwärts schauen, aufwärts und nicht niederwärts. Vergessend, was dahinten war, und sich streckend zu dem, was vor ihm lag, wollte er vor-

wärts eilen nach dem vorgestreckten Ziel. Und er erhob sein Herz in brünstigem Gebet, daß nicht nur er selbst, sondern auch alle, die seinen Glauben teilten, fähig werden möchten, das zu thun.

Als er in einen Weg einbog, der durch das Wäldchen zum Kloster zurückführte, sah er seinen Bruder auf sich zukommen.

„Ich suche Dich," sagte Don Juan.

„Und Du bist immer willkommen. Aber weshalb so früh und noch dazu an einem Freitag?"

„Warum ist Freitag weniger gut als Donnerstag?" fragte Juan lachend. „Du bist weder Mönch noch Novize, daß Du Dich so streng an die Regel binden müßtest und nicht einmal Deinem Bruder ein „Fahr' wohl!" sagen könntest ohne die Erlaubnis des Herrn Abtes einzuholen."

Carlos hatte oft und nicht ungern die Freiheit bemerkt, mit welcher Juan seit seiner Rückkehr von Männern der Kirche und von Kirchenvorschriften sprach. Er antwortete: „Ich bin nur durch die allgemeinen Regeln des Hauses gebunden, denen sich ein Gast schicklicherweise fügen muß. Heute halten die Brüder ein Kapitel, um über Angelegenheiten, die zu ihrer Disziplin gehören, zu verhandeln. Ich kann Dich nicht gut ins Haus bringen, aber wir brauchen kein besseres Sprechzimmer als dieses."

„Das ist wahr. Ich brauche kein andres Dach als Gottes Himmel, und verglaste und vergitterte Fenster verabscheue ich. Würde ich ins Gefängnis geworfen, ich stürbe in einer Woche. Ich bin heut zu früher Stunde und an einem ungewöhnlichen Tage nach San Isodro ausgerückt, um der vortrefflichen, aber langweiligen Gesellschaft meiner Vettern zu entgehen, denn ich bin wahrlich ihres Geschwätzes und ihrer Höflichkeit zum Sterben müde. Überdies, Bruder, habe ich Dir tausenderlei zu erzählen."

„Ich habe auch einiges für Deine Ohren."

„Setzen wir uns! Hier ist ein hübscher Platz, den wohl die Brüder ausfindig gemacht haben, um ihre müden Glieder zu ruhen und die Aussicht zu genießen. Sie verstehen es, sich's bequem zu machen, diese Mönche."

Sie setzten sich also nieder. Über eine Stunde war Juan der Hauptsprecher; da er aus der Fülle seines Herzens redete, war es

kein Wunder, daß Beatrices Name am häufigsten auf seinen Lippen war. Von der langen, ausführlichen Erzählung, die er in Carlos' teilnehmendes Ohr ausschüttete, brauchen wir weiter nichts zu wiederholen, als daß Beatrice ihn nicht nur nicht zurückwies — kein wohlerzogenes spanisches Mädchen würde sich solchen Benehmens gegen den ihr von ihrem Vormund empfohlenen Bewerber schuldig machen —, sondern daß sie ihn wirklich mit freundlicher Gesinnung, ja selbst mit entgegenkommendem Lächeln betrachtete. Sein Entzücken war infolge dessen außerordentlich, und der Ausdruck desselben würde jeden Zuhörer, der nicht ein so tiefes Interesse an seinem Ergehen genommen hätte, ermüdet haben.

Endlich jedoch war der Gegenstand abgethan. „So liegt mein Weg klar und einfach vor mir," sagte Juan, während sein feines, charaktervolles Antlitz von Entschlossenheit und Hoffnung erglänzte. „Ein Soldatenleben mit seiner Arbeit und seinem Lohn und ein glückliches Heim in Nuera, wo ein liebliches Gesicht mich willkommen heißt, wenn ich zurückkehre. Und früher oder später die bewußte Reise nach Indien. Aber Du, Carlos — sprich Dich aus, denn ich gestehe, Du befremdest mich — was wünschest und beabsichtigst Du?"

„Hättest Du mir diese Frage vor ein paar Monaten, nein, ich möchte sagen vor ein paar Wochen vorgelegt, so würde ich nicht, wie jetzt, mit der Antwort gezögert haben."

„Du warst immer bereit und mehr als bereit zum Dienst der heiligen Kirche. Ich weiß nur einen Grund, der Dich andern Sinnes gemacht haben könnte, und Du hast ja schon versichert, daß Dich dieser zarte Vorwurf nicht trifft."

„Die Versicherung ist aufrichtig."

„Gewiß! Du bist doch nicht etwa von einer plötzlichen Leidenschaft für den Soldatenstand erfaßt?" lachte Juan. „Das war nie Dein Geschmack, kleiner Bruder! Und bei allem Respekt vor Dir glaube ich kaum, daß Deine Leistungen mit Schwert und Arkebuse sehr glänzend ausgefallen wären. Aber irgend etwas muß bei Dir nicht in Richtigkeit sein," sagte er in verändertem Ton, als er in das angstvolle Gesicht seines Bruders sah.

„Das eben nicht, aber —"

„Ich weiß," sagte Juan, ihn fröhlich unterbrechend, „Du hast Schulden. Das ist leicht wieder gut gemacht, Bruder! In der That, es ist meine Schuld. Ich habe wirklich schon zu viel von dem gehabt, was uns beiden zu gleichen Teilen gehören sollte. In Zukunft —"

„Still, Bruder, ich habe immer genug gehabt, mehr, als ich brauchte, und Du hast viele Ausgaben und wirst von jetzt ab noch mehr haben, während ich nur einen Wams, Hosen und ein Paar Schuhe brauchen werde."

„Und einen Priesterrock und Überwurf?"

Carlos schwieg.

„Ich gestehe, es ist schwerer, Dich zu begreifen, als Colignys Leibwache mit meinem alleinigen Arm in die Flucht zu schlagen. Und Du, so fromm, ein so guter Christ! Wenn Du ein so ungelehrter, roher Soldat wie ich wärst, und wenn Du einen Hugenotten zum Gefangenen gehabt hättest — und ein prächtiger Kerl war es —, der Monate lang Bett und Tisch mit Dir geteilt hätte, wäre es zu verstehen, wenn Dir gewisse Dinge nicht mehr allzulieb wären und selbst" — und Juan wandte sich ab und sprach leiser — „daß Du gewisse böse Gedanken nährtest, die Du kaum in das Ohr Deines Beichtvaters hauchen würdest."

„Bruder, mir kamen auch Gedanken,' sagte Carlos schnell.

Aber Juan warf plötzlich seinen Montero zurück und strich mit der Hand durch sein schwarzes, lockiges Haar. In früherer Zeit pflegte dies das Zeichen zu sein, daß er ernsthaft sprechen wolle.

Nach kurzer Pause fing er etwas zögernd an, denn er fühlte für seines Bruders Geist ebenso ungeheuchelte Hochachtung als Carlos für seinen Charakter, und das ist schon genug gesagt, ohne noch des Respektes zu gedenken, mit dem er ihn als angehenden Priester betrachtete: „Bruder Carlos, Du bist gut und fromm, Du warst es von Kindheit an und darum passest Du für den Dienst der heiligen Kirche. Du stehst auf und legst Dich zur Ruhe, Du liesest Deine Bücher, sprichst Deinen Rosenkranz und sagst Deine Gebete, alles, wie es Dir befohlen wird. Es ist das beste Leben für Dich, weil Du es leben und damit zufrieden sein kannst. Du sündigst

nicht, Du zweifelst nicht, darum wirst Du niemals Kummer oder Not haben. Aber laß Dir sagen, kleiner Bruder, Du hast nicht die geringste Ahnung davon, was Männern begegnet, die hinaustreten in die große Welt und sich dort ihren Weg erkämpfen müssen und dort auf allen Seiten Dinge sehen, welche, man mag sie nehmen, wie man will, nicht immer mit dem Glauben zusammen stimmen, den sie in der Kindheit gelernt haben."

„Bruder, ich habe auch gekämpft und gelitten; ich habe auch gezweifelt."

„O ja, die Zweifel eines Kirchenmannes! Du brauchst Dir nur zu sagen, daß Zweifeln Sünde ist, ein Kreuz zu schlagen und ein oder zwei Aves zu beten — dann haben alle Deine Zweifel ein Ende. Es wäre ganz etwas andres, wenn Du den Bösen in Gestalt eines Engels des Lichtes — wenigstens in der eines ritterlichen, wohlerzogenen hugenottischen Edelmanns mit ebenso feinem Ehrgefühl wie irgend ein katholischer Christ — beständig an Deiner Seite hättest, um Dir zuzuflüstern, daß die Priester besser scheinen, als sie sind, daß die Kirche der Reform bedarf und der Himmel weiß, was sonst noch mehr und Schlimmeres. Nun, mein frommer Bruder, wenn Du mir mit Glocke, Buch und Kerze fluchen willst, so fange nur gleich an! Ich bin fertig und bereit, gehörig renmütig zu sein. Laß mich nur erst meinen Hut aufsetzen, denn es ist kalt." Und er ließ die That dem Worte folgen.

Als Carlos ihm antwortete, klang seine Stimme leise und zitternd vor Bewegung.

„Statt Dir zu fluchen, geliebter Bruder, segne ich Dich von Herzen für die Worte, die mir zu reden Mut machen. Ich habe gezweifelt — nein, warum sollte ich vor dem Bekenntnis der Wahrheit zurückschrecken? Gott selbst hat mich, wie ich glaube, gelehrt, daß einiges, was die Kirche als *ihre* Lehre verkündigt, nur Menschengebot ist."

Don Juan stutzte und wechselte die Farbe. Seine unklaren freieren Ideen hatten ihn keineswegs hierauf vorbereitet. „Was meinst Du?" rief er, seinen Bruder erstaunt anstarrend.

„Daß ich jetzt in aller Wahrheit das bin, was Du, glaube ich, einen Hugenotten nennen würdest."

Der Würfel war gefallen, das Geständnis gemacht. Carlos erwartete in atemloser Stille die Wirkung, wie jemand, der Feuer an ein Pulvermagazin gelegt hat, die Explosion erwarten mag.

„Alle Heiligen seien uns gnädig!" rief Juan mit einer Stimme, die durch den Hain widerhallte. Aber nach dem einen unwillkürlichen Aufschrei verharrte er in Schweigen. Carlos suchte sein Gesicht mit den Augen, aber er hatte sich von ihm abgewandt. Endlich murmelte er, während er mit seinem Schwert an den Stamm eines nahestehenden Baumes schlug: „Hugenott — Protestant — Ketzer!"

„Bruder," sagte Carlos, indem er sich erhob und sich vor ihn stellte, „sage, was Du willst, aber sprich nur! Mache mir Vorwürfe, verfluche mich, schlage mich, wenn es Dir gefällt, aber sprich nur!"

Juan wandte sich um, schaute ihm voll in das flehende Antlitz und ließ langsam, sehr langsam, das Schwert aus der Hand fallen. Es folgte ein Augenblick des Zweifelns, des Zögerns. Dann streckte er seinem Bruder die Hand entgegen: „Mögen die, deren Amt es ist, Dir fluchen — ich nicht."

Carlos drückte die dargebotene Hand so fest, daß die seine sich an dem Diamantenring seines Bruders so verletzte, daß Blut floß.

Lange schwiegen beide, Juan vor Bestürzung, ja Entsetzen, Carlos aus tiefer Dankbarkeit. Sein Geständnis war gemacht, und sein Bruder liebte ihn noch.

Endlich sprach Juan, langsam und wie noch in halber Betäubung: „Der Sieur de Ramené glaubt an Gott und an den Heiland und Seine heilige Passion — und du?"

Carlos sprach das apostolische Glaubensbekenntnis in seiner Muttersprache.

„Und an Unsre Frau, Maria, die Mutter Gottes?"

„Ich glaube, daß sie die Gesegnetste der Weiber, die Heiligste der Heiligen war, aber ich bitte nicht mehr um ihre Fürsprache. Ich bin der Liebe dessen zu gewiß, der zu mir und zu allen, die Sein Wort halten, spricht: „Mein Bruder, Meine Schwester, Meine Mutter.""

„Ich glaubte, die Verehrung Unsrer Frau sei das sicherste Zeichen von Frömmigkeit," sagte Juan in äußerster Verwirrung. „So bin

ich wohl nur ein Kind der Welt. Aber ach, mein Bruder, dies ist fürchterlich!" Er hielt einen Augenblick inne und fügte dann ruhiger hinzu: „Aber ich habe doch erfahren, daß Hugenotten keine Bestien mit Huf und Hörnern sind, möglicherweise selbst brave und ehrenwerte Männer und ebenso brauchbar für diese Welt als andre. Und doch — die Schande!" Seine dunkle Wange errötete und wurde dann wieder bleich, als sich vor seinem geistigen Auge ein entsetzliches Bild enthüllte — sein Bruder, mit einem scheußlichen Sanbenito bekleidet und eine Fackel in der Hand, in der schrecklichen Prozession eines Autodafé! „Hast Du Dein Geheimnis wie Dein Leben gehütet? Haben unser Oheim und seine Familie keinerlei Verdacht?" fragte er ängstlich.

„Gott sei Dank, nein!"

„Und wer teilte Dir diese verdammten — diese Lehren mit?"

Carlos erzählte ihm kurz, wie er zuerst das spanische Neue Testament kennen gelernt, erwähnte aber nichts von dem persönlichen Kummer, der ihm dessen Lehren so köstlich erscheinen ließ, hielt es auch nicht für nötig, den Namen des Juliano Hernandez zu nennen.

„Die Kirche mag der Verbesserung bedürfen; ich bin gewiß, daß sie ihrer bedarf," räumte Juan freimütig ein. „Aber Carlos, mein Bruder," setzte er hinzu, während der Ausdruck seiner Gesichtszüge allmählich in traurige, mitleidige Zärtlichkeit überging, „kleiner Bruder, sonst so sanft und schüchtern, hast Du an die Gefahr gedacht? Ich spreche jetzt nicht von der Schmach; Gott weiß es, auch daran zu denken ist hart genug — hart genug," wiederholte er bitter, „aber die Lebensgefahr!"

Carlos schwieg. Seine Hände waren gefaltet, sein Blick aufwärts gerichtet in tiefen Gedanken, vielleicht im Gebet.

„Was hast Du an Deiner Hand?" fragte Juan in plötzlich verändertem Ton. „Blut? Der Diamant des Sieur de Ramené hat dich verletzt."

Carlos betrachtete die kleine Wunde und lächelte. „Ich habe es gar nicht gefühlt," sagte er; „mein Herz war so froh, Ruy, über den kräftigen Griff Deiner treuen Bruderhand." Und mit einem eigentümlichen Glanz in seinen Augen setzte er hinzu: „Vielleicht

wird es mir ebenso sein, wenn Christus mich wirklich zum Leiden beruft. In all meiner Schwachheit kann Er doch selbst mir solche selige Gewißheit Seiner Liebe geben, daß ich in der Freude darüber Schmerz und Furcht nicht fühle."

Juan konnte ihn nicht verstehen, aber er empfand einen tiefen, ehrfurchtsvollen Schauder. Sein Herz war nicht mehr zum Reden gestimmt; er erhob sich und schritt langsam und schweigend der Ausgangspforte zu, und Carlos begleitete ihn. Als sie nahe an der Stelle waren, wo sie sich trennen mußten, fragte Carlos: „Hast Du Fray Constantino gehört, wie ich Dich bat?"

„Ja, und ich bewundere ihn sehr."

„Er verkündet die göttliche Wahrheit."

„Warum kannst Du Dich dann nicht mit seiner Lehre zufrieden geben und mußt, der Himmel weiß wo, nach besserem Brot als Weizen suchen?"

„Wenn ich nächste Woche in die Stadt zurückkehre, will ich Dir alles erklären."

„Das hoffe ich. Bis dahin adieu!" Er schlenderte einige Schritte weiter, kehrte dann noch einmal um und sagte: „Du und ich, Carlos, wir wollen zusammen stehen gegen die ganze Welt."

Achtzehntes Kapitel.

Der alte Mönch.

Carlos fühlte sich durch seine Unterredung mit Don Juan sehr gestärkt. Seines Bruders Zorn und Verachtung, die er so sehr gefürchtet, hatten ihn nicht getroffen. Juan hatte vielmehr eine Mäßigung, eine Offenheit und Willigkeit, ihm zuzuhören, gezeigt, die, während sie ihn in Erstaunen setzte, ihn gleichzeitig mit freudigster Hoffnung erfüllte. Mit frohem Herzen wiederholte er die beseligenden Worte des Psalmisten: „Der Herr ist meine Stärke und mein Schild. Auf Ihn hoffet mein Herz, und mir ist geholfen, und mein Herz ist fröhlich, und ich will Ihm danken mit meinem Liede."

Er bemerkte bald, daß das Kapitel vorüber war, denn er sah weiß und braun gekleidete Gestalten sich zwischen den Bäumen bewegen. Er trat in das Haus und gelangte, ohne jemandem zu begegnen, in den verlassenen Kapitelsaal. Der einzige dort Zurückgebliebene war ein sehr bejahrter Mönch, das älteste Mitglied der Brüderschaft. Er saß an dem Tisch, das Gesicht in die Hände begraben und seine abgezehrte Gestalt wie durch Schluchzen erschüttert.

Carlos trat an ihn heran und fragte freundlich: „Was fehlt Euch, Vater?"

Der alte Mann erhob langsam sein Haupt und sah ihn mit traurigen, müden Augen an, die mehr als achtzig Jahre hatten vorübergehen sehen. „Mein Sohn," sagte er, „wenn ich weine, so ist es aus Freude."

Carlos war erstaunt, denn er sah keine Freude auf der runzlichen Stirn und in dem thränenvollen Antlitz. Aber er fragte nur: „Was haben die Brüder beschlossen?"

„Gottes Ratschluß hier zu erwarten. Gelobt sei Sein heiliger Name dafür!" Und der alte Mann neigte sein silberweißes Haupt und weinte wieder.

Für Carlos war dieser Beschluß gleichfalls eine Veranlassung zu tiefer Dankbarkeit. Er hatte immer die beabsichtigte Flucht der Mönche mit großer Sorge betrachtet als ein beinahe sicheres Mittel, den Verdacht des heiligen Offiziums zu erregen und damit alle, die ihren Glauben teilten, dem Verderben preiszugeben. Es war keine Kleinigkeit, daß die Gefahr wenigstens verzögert war, immer vorausgesetzt, daß dadurch kein Prinzip geopfert wurde.

„Gott sei Dank," wiederholte der alte Mönch, „denn hier habe ich gelebt und hier will ich sterben und begraben sein, neben den heiligen Brüdern aus alter Zeit, in der Kapelle von Don Alonso dem Guten! Mein Sohn, als ich hierher kam, war ich ein Jüngling wie Du. Nein, jünger, jünger! Ich weiß nicht, wie viel Jahre es her ist; ein Jahr ist so ganz wie das andre, drum kann ich es nicht sagen. Ich könnte es Dir aus dem großen Buch sagen, aber meine Augen sind zu trübe, um es zu lesen; sie sind in letzter Zeit sehr schnell schwach geworden; als Doktor Egidius uns noch zu besuchen pflegte, konnte ich mein Brevier so gut wie die Jüngsten lesen. Aber es ist gleichgültig, wie viel Jahre es her ist. Es waren ihrer genug, um einen blühenden schwarzlockigen Knaben in einen alten Mann zu verwandeln, der dem Rande des Grabes zuschleicht. Und ich sollte noch hinausziehen in die große böse Welt jenseit der Klosterpforte? Ich sollte fremde Gesichter sehen und unter fremden Menschen leben oder unter ihnen sterben, denn das würde sehr bald geschehen? Nein, nein, Sennor Don Carlos, hier habe ich die Kutte genommen, hier habe ich gelebt und hier will ich sterben und begraben sein. Gott und die Heiligen mögen mir helfen!"

„Und doch, mein Vater, um der Wahrheit willen würdet Ihr bereit sein, selbst dies Opfer zu bringen und in Eurem Alter in die Verbannung zu gehen?"

„Wenn die Brüder gehen müssen, so muß ich wohl auch gehen. Aber der heilige Hieronymus sei gepriesen, sie gehen nicht!" wiederholte der Greis.

„Mögen sie gehen oder bleiben, immer wird die Gegenwart dessen mit ihnen sein, dem sie dienen und für den sie Zeugnis ablegen."

„Es mag sein, es mag sein, was weiß ich's! Aber in meiner Jugend waren so viel schöne Worte nicht Gebrauch. Wir sangen unsre Metten, unsre Vesper, wir sagten die heilige Messe und alle unsre Gebete, und Gott und der heilige Hieronymus sorgten für das übrige."

„Aber Ihr möchtet doch diese Zeiten nicht wieder zurückhaben, mein Vater? Ihr kanntet damals das heilige Evangelium von der Gnade Gottes noch nicht."

„Evangelium, Evangelium? Wir haben stets das Evangelium des Tages gelesen. Junger Herr, ich kenne mein Brevier so gut als jeder andre. Und an Festtagen hat immer einer über das Evangelium gepredigt. Wenn Fray Domingo predigte, kamen immer eine Menge vornehmer Leute aus der Stadt, ihn zu hören, denn er hatte eine große Beredsamkeit, und zu seiner Zeit wurde ebensoviel aus ihm gemacht als jetzt aus Fray Christobal. Aber nach kurzer Zeit sind sie alle vergessen; so werden wir es auch in ein paar Jahren sein."

Carlos machte sich Vorwürfe, daß er das Evangelium genannt hatte, statt den zu nennen, dessen Worte und Thaten der Schwerpunkt des Evangeliums sind, denn selbst diesem stumpfen, von Alter beschwerten Ohre war der Name Jesus süß, und dieser stumpfe Geist, eingelullt durch den Schlummer einer langen Lebenszeit, war wenigstens halb erwacht zu dem Bewußtsein Seiner Liebe.

„Lieber Vater," sagte er sanft, „ich weiß, daß Ihr wohl vertraut seid mit dem Evangelium; Ihr wißt, was Unser gesegneter Herr zu denen sagt, die Ihn vor den Menschen bekennen, und wie Er Sich nicht schämen will, sie vor Seinem Vater im Himmel zu bekennen. Und ist es nicht eine Freude für uns, wenn wir in irgend einer Weise, die Er uns zeigt, Ihm unsre Liebe beweisen können, Ihm, der uns geliebt und Sich selbst für uns gegeben hat?"

„Ja, ja, wir lieben Ihn, und Er weiß, daß ich nur das zu thun wünsche, was vor Seinen Augen recht und wohlgefällig ist."

Später sprach Carlos mit den jüngeren und einsichtsvolleren Brüdern über das Ereignis des Tages, besonders mit seinem Lehrer Fray Christobal und seinem speziellen Freunde Fray Fernando. Er konnte nur den Geist bewundern, der ihre Beratungen geleitet hatte, und seine Dankbarkeit für den Entschluß, den sie gefaßt hatten, nahm zu. Der Friede, dessen sich die ganze Gemeinschaft der spanischen Protestanten damals erfreute, gefährdet und unsicher, wie er war, lag in der Hand jedes einzelnen, der zu dieser Gemeinschaft gehörte. Die unerklärte Flucht irgend eines unbekannten Mitglieds von Losadas Versammlungen hätte schon genügt, Verdacht zu erregen und die Bluthunde der Verfolgung auf die Gemeinde loszulassen. Wievielmehr, wenn ein wohlhabendes und angesehenes Kloster von dem größten Teil seiner Bewohner verlassen worden wäre?

Das Schwert hing über ihren Häuptern an einem einzigen Haar, welches eine rasche, unvorsichtige Bewegung, ein Wort, selbst ein Hauch zerreißen konnte.

Neunzehntes Kapitel.

Wahrheit und Freiheit.

Wie in seinem ganzen Leben hatte sich eine solche Begriffsverwirrung Don Juans bemächtigt als jetzt bei seines Bruders Eröffnungen. Dieser Bruder, den er immer als die Verkörperung der Güte und Frömmigkeit angesehen hatte, der in seinen Augen schon berühmt war durch allerhand akademische Auszeichnungen und geheiligt durch den Nimbus des bevorstehenden Priesterberufs, hatte sich thatsächlich dazu bekannt, das zu sein, was auf das tiefste und tötlichste zu verabscheuen ihm gelehrt worden war, ein lutherischer Ketzer. Anderseits aber schöpfte Juan aus der weisen, frommen und in jeder Hinsicht unvergleichlichen Art, wie Carlos sich ausgesprochen, noch Hoffnung, daß das, was dieser wahrscheinlich aus einer unerklärlichen Verirrung seines Gemüts durchaus als Luthertum bezeichnen wollte, sich schließlich als eine sehr harmlose und orthodoxe Art von Frömmigkeit ausweisen werde. Vielleicht könnte sein Bruder selbst einen neuen, heiligen Mönchsorden gründen, oder sogar — er war ja so begabt — sich an die Spitze einer Kirchenverbesserung stellen, welche, das konnte kein ehrlicher Mann leugnen, dringend nötig war. Indessen mußte er einräumen, daß der Sieur de Ramené sich manchmal mit ebenso scheinbarer Rechtgläubigkeit ausgedrückt habe, und doch war er unzweifelhaft ein erklärter Ketzer — ein Hugenott.

Aber wenn die Erinnerung an diesen Mann, der monatelang mehr sein Gast als sein Gefangener gewesen war, einerseits seine Bedenklichkeiten vermehrte, so half sie ihm anderseits die schwierigste derselben zu heben. Don Juan war niemals religiös gewesen,

aber immer leidenschaftlich „orthodox", wie sich dies für einen kastillanischen Edelmann von reinstem Blute gehörte und für den Erben der Traditionen eines alten Hauses, welches durch Generationen in dem großen Kampfe wider den Unglauben vorangegangen war. Er hatte sich gewöhnt, den katholischen Glauben als etwas zu betrachten, das unlöslich verwachsen war mit der ritterlichen Ehre, dem fleckenlosen Ruf, dem edlen Stolze seines Geschlechts und demzufolge mit allem, was seinem Herzen das Teuerste war. Ketzerei erschien ihm als etwas unaussprechlich Niedriges und Entehrendes. Er verband damit die Vorstellung von Juden und Mauren, Schurken und Landstreichern, alle gemein und schmutzig, einige von ihnen Erbfeinde seines Geschlechts. Mohammedaner, Ungläubige, die „mein Cid" mit Wonne mit seinem Schwert tizona zu Boden schlug „zur Ehre Gottes und Unsrer Frau" — das waren Ketzer. Ketzer feierten das Passahfest mit geheimnisvollen, unheiligen Gebräuchen, nach denen man am besten gar nicht fragt; Ketzer töteten (und aßen vielleicht) Christenkinder; sie spieen auf das Kreuz; sie mußten häßliche gelbe Sanbenitos bei den Autodafés tragen, und mit einem Wort: sie rochen nach Feuer. Um dieser letzteren Erwähnung volles Gewicht zu verleihen, muß man bedenken, daß der Feuertod in den Augen Don Juans und seiner Zeitgenossen noch nichts Versöhnendes und Heiligendes an sich hatte, um seine Schrecken zu verhüllen. Der Brandpfahl war für ihn das, was in der Vorzeit das Kreuz war und für uns der Galgen ist, nur noch weit entehrender. So war es denn weniger sein Gewissen als sein Ehrgefühl und sein Stolz, die sich gegen den neuen Glauben aufbäumten. Aber ihm selbst unbewußt war sein Widerstand durch den Sieur de Ramené schon leise unterwühlt. Es würde für Don Juans Protestantismus sehr gefährlich gewesen sein, wenn das erste Beispiel eines Protestanten ein bescheidener Maultiertreiber gewesen wäre. Zum Glück waren ihm die neuen Lehren durch einen edlen und tapferen Ritter entgegengebracht worden, welcher

„In offner Schlacht wie beim Turnier
Wohl seinen Vorteil wahrte,"

der seine Ehre so sorglich hütete wie der beste kastillanische Edel-

mann und selbst ihm nicht nachstand in all jenen Kennzeichen guter Erziehung, welche, die Wahrheit zu gestehen, Don Juan Alvarez de Santillanos y Menaya weit höher schätzte, als alle abstrakten Glaubenssätze.

Dieser Umstand machte ihn willig, an seinem Teile seines Bruders Überzeugung freien Spielraum zu gönnen. Als Carlos nach Sevilla zurückkehrte, was etwa eine Woche nach dem Zusammentritt des Kapitels geschah, war er hocherfreut, Juan so bereit zu finden, alles, was er ihm zu sagen hatte, mit Ruhe und Geduld anzuhören. Überdies fühlte sich der junge Krieger durch die Predigten von Fray Constantino sehr angezogen, welchen er in der Lagersprache für „einen echten, guten Kameraden" erklärte. Carlos benutzte diese günstige Disposition aufs beste, las ihm Stellen aus dem Neuen Testament vor und erklärte ihm mit tiefem, betendem Ernst die Wahrheiten, die es enthält, natürlich mit der Vorsicht, seine Vorurteile nicht unnötig zu verletzen. Und bald zeigte es sich von Tag zu Tag deutlicher, daß Don Juan „die neuen Ideen" aufnahm und zwar mit viel weniger Kampf und Widerstreben als Carlos selbst. Denn bei ihm hatte der lutherische Glaube nur Vorurteile, keine Überzeugungen zu überwinden. Als jene erst niedergerissen waren, war das übrige leicht. Und dann war es ihm so natürlich, in allem, was das Denken betraf, Carlos' Leitung zu folgen.

Die Freude des zärtlichen Bruders war unbegrenzt, als er endlich glaubte, ihn sicher bei Losada als einen hoffnungsvollen Schüler einführen zu können.

Inzwischen verlief ihr äußeres Leben glatt und glücklich. Juans Verlobung mit Donna Beatrice wurde mit vielen Festen und vieler Freude gefeiert. Er hatte sie seit seiner Knabenzeit hingebend geliebt; er liebte sie jetzt mehr als je. Aber seine Liebe war eine tiefe, lebenslange Leidenschaft — kein plötzlicher Traum der Phantasie, so daß sie ihn nicht jedes andre Band vergessen ließ oder gegen jeden andern Eindruck verschloß. Sie spornte vielmehr und besänftigte zugleich seine ganze Natur. Sie machte ihn nicht weniger, sondern mehr empfänglich für alle die erregenden und veredelnden Einflüsse, die auf ihn einwirkten.

In Donna Beatrice bemerkte Carlos eine Veränderung, die ihn überraschte, während sie ihm zugleich deutlicher wie je zeigte, wie sehr er sich geirrt hatte, wenn er die passive Dankbarkeit eines Kindes gegen jemand, der sie beachtete und ihr schmeichelte, für die wahre, tiefe Liebe eines Frauenherzens gehalten. Donna Beatrice war jetzt kein passives Kind mehr. An dem Verlobungstage hing ein stolzes und strahlendes Weib am Arme seines schönen Bruders und schaute sich um in dem Kreise der versammelten Familie mit königlichem Blick und Haltung, während ihre Wangen mit dem Purpur ihres Damastkleides wetteiferten und ihre großen schwarzen Augen in leidenschaftlicher, unaussprechlicher Freude strahlten. Carlos verglich sie in Gedanken mit der hübschen geschnitzten Alabasterlampe, die auf dem eingelegten Mitteltisch in dem Empfangszimmer seiner Tante stand. Die Liebe hatte in Beatrice die Veränderung bewirkt, die das Licht in jener stets hervorbrachte, ihre verborgene Durchsichtigkeit offenbarend und ihr blasses, kaltes Weiß mit so schönen warmen Tönen durchleuchtend, daß die Abendwolken sie darum beneiden konnten.

Die Verlobung von Donna Sancha mit Don Beltram Vivarez folgte bald darauf. Don Balthasar erlangte die gewünschte Anstellung bei der Regierung und genoß fortan zu seiner großen Befriedigung die Ehren und die Einkünfte eines „empleado“. Um dem Glück der Familie die Krone aufzusetzen, erfreute sich Donna Inez der Geburt eines Sohnes und Erben; während selbst Don Gonsalvo, um auch ihn nicht zu vergessen, einige Fortschritte in seiner Gesundheit einräumte, die er Losadas geschickter Behandlung zuschrieb. Das Gemüt eines geistvollen Mannes kann kaum von einem großen Gegenstande erfaßt sein, ohne daß sich die Wirkung davon bei allen seinen Beschäftigungen geltend macht. So konnte es auch nicht ausbleiben, daß Losadas Patienten aus seiner Gewohnheit unabhängigen Denkens und forschender Prüfung und aus seiner Freiheit von allgemeinen Vorurteilen Nutzen zogen. Diese bei seiner Nation so selten vorkommende Freiheit gestattete ihm sogar gelegentlich, wenn auch sehr vorsichtig, einige Mittel anzuwenden, die in Spanien noch nicht gebräuchlich waren. Weniger Verdienst hatte der Arzt bei der Behandlung von Juans ver-

wundetem Arm, welchen die Natur heilte, sobald ihre segensreiche Thätigkeit nicht mehr durch unwissende Quacksalberei aufgehalten wurde.

Don Juan sprach oft die Hoffnung aus, daß sein Vetter bald zu völliger Genesung gelangen möchte; aber während die Worte freundlich klangen, waren seine Motive nicht eben sehr liebevoll. „Ich gäbe einen meiner Finger dafür, wenn er ein Pferd besteigen und ein Schwert schwingen könnte; dann sollte er schon seine Sprache und sein Benehmen gegen Dich bereuen, Carlos! Aber was kann ein Mann mit einem Wurm wie er anders anfangen als ihn in Ruhe lassen? Er ist aber Memme genug, solche Schonung zu mißbrauchen und die zu schlagen, die durch seine Hilflosigkeit verhindert sind, den Schlag zu erwidern."

„Wenn er ein Pferd besteigen und ein Schwert schwingen könnte, Bruder, würdest Du, glaube ich, in seiner Haltung und in seiner Sprache eine wunderbare Veränderung zum Guten bemerken. Was ist diese Bitterkeit im Grunde anders als die Frucht des Schmerzes oder von dem, was selbst noch schlimmer als Schmerz ist, niedergehaltener Kraft und Energie? Er möchte in der großen Welt leben, handeln und wagen, und sieh, er ist an ein enges Zimmer gefesselt und quält sich, im besten Falle mühsam ein paar hundert Schritte zu gehen! Kein Wunder, daß die starken Winde, die in ihren Höhlen gefesselt sind, zuzeiten jammervoll stöhnen und schreien; wenn ich sie höre, empfinde ich viel zu viel Mitleid, um an Ärger zu denken. Und ich würde einen meiner Finger — nein, ich würde meine rechte Hand geben, mein Bruder Juan," setzte er lächelnd hinzu, „wenn er unsre selige Hoffnung teilte."

„Von unsrer ganzen Bekanntschaft könnte ich ihn mir am allerwenigsten bekehrt denken."

„Das sage ich nicht. Weißt Du, daß er mehr als einmal an Sennor Christobal Geld für die Armen gegeben hat — er, der doch so wenig hat?"

„Das hat gar nichts zu bedeuten," sagte Juan. „Er war immer freigebig. Erinnerst Du Dich nicht, wie er uns in unsrer Kindheit bei dem geringsten Anlaß schlug und doch darauf bestand, daß wir seine

Näschereien und seine Spielsachen mit ihm teilten, und selbst mit uns zankte, wenn wir sie zurückwiesen, während die andern den Wert eines Dukaten kannten, ehe sie ihren angelus wußten, und ihre kleinen Habseligkeiten verschacherten wie holländische Krämer?"

„Welchen Titel Du ihnen nicht ersparteſt und Dich in den Raufereien, die natürlich darauf folgten, mit unerschrockener Tapferkeit benahmſt, während ich Dir durch thränenreiches Flehen um Frieden um jeden Preis oft Schande machte," sagte Carlos lachend. „Aber mein Bruder," fuhr er ernster fort, „ich frage mich oft, ob wir auch in unsrer jetzigen Lage alles thun, um den Schatz, den wir gefunden, mit andern zu teilen."

„Ich hoffe, er wird bald allen zugänglich sein," sagte Juan, der jetzt schon weit genug gekommen war, um sein Recht, selbstständig zu denken und zu urteilen, festzufassen und damit auch den Gedanken einer Befreiung von der Kontrole durch eine stolze und willkürliche Priesterschaft. „Die Wahrheit ist groß und wird siegen."

„Zuletzt gewiß. Aber vieles, was vor menschlichen Augen wie eine Niederlage aussieht, wird noch vorhergehen müssen."

„Ich glaube, mein gelehrter Bruder, der sonst in vielen Stücken so viel weiser ist als ich, deutet doch die Zeichen der Zeit nicht recht. Wer ist's, der da spricht: „Wenn der Feigenbaum saftig wird und Blätter gewinnt, so wisset ihr, daß der Sommer naht"? Überall treiben die Feigenbäume jetzt Knospen."

„Aber es kann wieder Frost kommen."

„Sage das nicht, mein allzumutloser Bruder! Du hättest gestern etwas andres lernen sollen, als Du mit mir die Tausende beobachteteſt, die atemlos an den Lippen unsres Fray Constantino hingen. Sind diese Tausende nicht wirklich für uns und für Wahrheit und Freiheit?"

„Ohne Zweifel sind solche unter ihnen, die Christo angehören."

„Du denkst immer mehr an die Individuen als an unser Vaterland. Du vergissest, daß wir Söhne Spaniens sind, kastillanische Edle. Natürlich freuen wir uns, wenn hier und da auch nur ein Mensch für die Wahrheit gewonnen wird. Aber unser Spanien, unser glorreiches Land, das größte und schönste der Erde, unser Land der Eroberer, deren Arme bis an das Ende der

Welt reichen, mit der einen Hand den Ungläubigen in Afrika bändigend, während die andre es mit dem Gold und den Schätzen des fernen Westens krönt, unser Land, das den Nationen auf dem Wege der Entdeckungen vorangegangen ist, dessen Schiffe den Ozean bevölkern, dessen Heere die Länder beherrschen — sollte es nicht auch vorangehen auf dem Wege zur großen Gottesstadt und die selige Zeit heraufführen, wo sie alle Ihn kennen werden vom Geringsten bis zum Größesten, wenn sie die Wahrheit kennen werden und die Wahrheit sie frei machen wird? Carlos, mein Bruder, ich wage nicht, dies zu bezweifeln."

Don Juan drückte sich nicht oft so lang und energisch, um nicht zu sagen pathetisch, aus. Aber seine Liebe für Spanien war eine leidenschaftliche, und wenn es galt, es zu erheben und seine Sache zu vertreten, fehlten ihm nie die Worte. Als Antwort auf diesen Ausbruch des Enthusiasmus sagte Carlos nur sanft: „Amen, und der Herr möge es geben zu Seiner Zeit!"

Don Juan sah ihn scharf an. „Ich dachte, Du hättest Glauben, Carlos!" sagte er.

„Glauben?" wiederholte Carlos fragend.

„Solchen Glauben," sagte Don Juan, „wie ich ihn habe. Glauben an Wahrheit und Freiheit!" Und er rief die klangvollen Worte: „Verdad y liberdad!" als dächte er, wie er es auch wirklich dachte, sie dürften nur hineingeschleudert werden in eine unterwürfige und beglückte Welt, um „zu siegen und wieder zu siegen".

„Ich habe Glauben an Christum," antwortete Carlos ruhig.

Und in diesen beiden kurzen Sätzen enthüllte jeder unbewußt dem andern die tiefsten Tiefen seiner Seele und verkündete das Geheimnis seiner inneren Geschichte.

Zwanzigstes Kapitel.

Der erste Tropfen eines Gewitters.

Inzwischen glitten glückliche Wochen geräuschlos und schnell dahin und brachten volle Beschäftigung für Kopf und Herz, ebenso wie wechselvolle und tiefe Freude. Don Juans beständiger Verkehr mit Donna Beatrice war deshalb nicht weniger genußreich, weil er auch schon versuchte, ihrer Seele die Wahrheit mitzuteilen, die er selbst täglich mehr lieben lernte. Er hielt sie für eine fähige und hoffnungsvolle Schülerin, war aber unter den vorwaltenden Umständen wohl kaum ein kompetenter Richter.

Carlos war nicht ganz so zufrieden mit ihren Fortschritten. Er empfahl, ihr die Geheimnisse mit Vorsicht und Zurückhaltung anzuvertrauen, damit sie dieselben nicht durch Unachtsamkeit ihrer Tante und ihren Kousinen verraten möchte. Juan sah dies als einen Beweis seiner angeborenen Zaghaftigkeit an, beachtete aber doch seine Warnung insoweit, daß er Donna Beatrice nachdrücklich die Notwendigkeit ans Herz legte, ihre religiösen Gespräche ganz geheim zu halten, und daß er sie nicht mit Nennung so verhaßter Worte wie „Ketzer- und Luthertum" erschreckte.

Juan selbst machte unzweifelhaft Fortschritte unter der Belehrung seines Bruders, Losadas und Fray Cassiodoros. Er fing bald an, Carlos zu den Versammlungen der Protestanten zu begleiten, welche den neuen Zuwachs mit herzlicher Freude begrüßten. Sie fühlten sich alle angezogen durch Don Juans Wärme und Offenheit und durch seine freie, fröhliche und hoffnungsvolle Gemütsart, wenngleich er von keinem so intensiv geliebt wurde wie

Carlos von den wenigen, die ihn wirklich kannten, wie von Losada, Don Juan Ponte de Leon und dem jungen Mönch Fernando.

Teils durch den Einfluß seiner religiösen Freunde, teils durch den glänzenden Ruf, der ihm von Alcala gefolgt war, war er Lektor an der Universität geworden, deren Rektor, Fernando de San Juan, ein entschiedener und eifriger Lutheraner war. Dieses Amt war ein ehrenvolles und galt in keiner Weise als seiner gesellschaftlichen Stellung unwürdig und war ihm von Nutzen, um seinen Onkel zu überzeugen, daß er „etwas that" und nicht seine Zeit träge verträumte.

Auch Beschäftigungen andrer Art boten sich ihm dar. Einige der aufrichtigen und ängstlichen Forscher, die sich noch darum sorgten, wie sie den alten Glauben mit dem neuen in Einklang bringen sollten, wandten sich an ihn mit dem instinktiven Gefühl, daß er ihnen helfen könne. Dies war gerade die Thätigkeit, die seinen Fähigkeiten und seiner Gemütsart am meisten zusagte. Trösten, raten und in inneren Kämpfen helfen, wie es nur der kann, der selbst gekämpft hat, war seine besondere Gottesgabe. Und der, welcher durch das Leben geht und, wo er irgend kann, ein Wort zu rechter Zeit für die Beladenen hat, dem wird es selten an solchen fehlen, die solch ein Trostwort von ihm hören möchten.

Über eine Frage nur waren die Brüder noch verschiedener Meinung. Juan sah die Zukunft in den glänzenden Farben, die er seinem eignen glühenden, hoffnungsvollen Sinn entlehnte. In seinen Augen waren die Spanier schon „für Wahrheit und Freiheit" gewonnen, wie er sich auszudrücken liebte. Er erwartete nichts geringeres als eine herrliche Wiedergeburt des Christentums, in welcher sein geliebtes Vaterland vorangehen würde, und viele in Losadas Versammlung teilten diese schönen, strahlenden, wenn auch trügerischen Träume und die Begeisterung, aus der sie geboren waren und die wiederum durch sie genährt wurde.

Wieder gab es andre, die sich nur mit großem Zittern der guten Nachrichten freuten, die ihnen oft zugingen über die Verbreitung des Glaubens in den verschiedenen Landesteilen, und die jeden Neubekehrten in ihren Reihen begrüßten, wie wenn sie ihn

zum Opfer schmückten. Sie konnten den fürchterlichen Namen „die heilige Inquisition" nicht vergessen und schlossen aus gewissen drohenden Anzeichen, daß das schlafende Ungeheuer sich in seiner Höhle zu regen anfange. Warum wären sonst kürzlich neue und verschärfte Dekrete gegen die Ketzer von Rom erlangt worden? Und warum war vor allem der Bischof von Taragona, Gonzales de Munebraga, schon bekannt als ein unerbittlicher Verfolger der Juden und Mauren, zum General-Vize-Inquisitor von Sevilla erhoben worden?

Dennoch waren im ganzen Hoffnung und Vertrauen überwiegend, und wunderbar, ja unglaublich, wie es uns erscheinen mag, die Lutheraner fuhren fort, geradezu unter dem Schatten der Triana ihre Versammlungen bei fast offenen Thüren zu halten.

Eines Abends begleitete Don Juan Donna Beatrice zu einer Festlichkeit, von der er sich nicht gut fernhalten konnte, während Carlos einer Gebetsversammlung an dem gewohnten Orte, dem Hause der Donna Isabella de Baëna, beiwohnte.

Don Juan kehrte spät und in gehobener Stimmung zurück. Er ging gleich in das Zimmer, wo sein Bruder ihn erwartete, warf seinen Mantel ab und stand vor ihm, eine heitere, schöne Gestalt, in seinem Wams von rotem Atlas, seiner goldenen Kette und seinem wohlerprobten Schwerte, das er jetzt als Schmuck trug, mit der Scheide von getriebener Arbeit und dem gestickten Gehäng.

„Ich habe Donna Beatrice nie so schön gesehen," hob er an. „Don Miguel de Santa Cruz war da, aber er konnte keinen einzigen Tanz von ihr erlangen und sah aus, als müsse er sterben vor Neid. Aber Gott bewahre mich vor der Frechheit des Luis Rotelo! Ich werde ihn nächstens prügeln müssen, wenn er nicht durch mildere Mittel zur Erkenntnis kommt. Er, der Sohn eines einfachen Hidalgo, wagt es, seine Augen zu Donna Beatrice de Lavella zu erheben! Der unverschämte Schurke! Aber Du hörst nicht zu, Bruder! Was hast Du?"

Es war kein Wunder, daß er fragte. Carlos' Angesicht war bleich, und die tiefen, traurigen Augen sahen aus, als ob kürzlich noch Thränen darin gestanden hätten. „Einen großen Kummer, mein Bruder!" antwortete er mit leiser Stimme.

„Dann ist es auch mein Kummer. Sag' mir, was ist es?" fragte Juan in augenblicklich verändertem Ton und Wesen.

„Juliano ist ergriffen."

„Juliano? Der Maultiertreiber, der Dir die Bücher brachte und das Testament gab?"

„Der Mann, der dies köstliche Buch in meine Hand legte, dem ich meine Freude hienieden und meine Hoffnung für die Ewigkeit verdanke," sagte Carlos mit bebenden Lippen.

„Weh uns! Aber vielleicht ist es nicht wahr."

„Nur zu wahr! Ein Schmied, dem er einen Abdruck des Buches zeigte, hat ihn verraten. Gott wolle es ihm vergeben, wenn es für einen solchen überhaupt Vergebung giebt! Es mag schon einen Monat her sein, aber wir haben es erst jetzt gehört. Und er liegt dort — dort."

„Wer sagte es dir?"

„Sie sprachen in der Versammlung alle darüber, als ich eintrat. Es ist der Schmerz aller, aber ich zweifle, ob irgend einer solchen Grund zum Schmerz hat als ich. Denn er ist mein Vater im Glauben, Juan! Und jetzt", setzte er nach langer, trauriger Pause hinzu, „jetzt werde ich ihm niemals sagen können, was er für mich gethan hat — wenigstens nicht diesseit des Grabes."

„Es giebt keine Hoffnung für ihn," sagte Juan traurig und wie in Gedanken.

„Hoffnung? Nur in Gottes großer Barmherzigkeit. Selbst diese fürchterlichen Kerkermauern können Ihn nicht ausschließen."

„Nein, Gott sei Dank!"

„Aber das lange, das bittere, das entsetzliche Leiden! Ich habe versucht, es mir vorzustellen und es zu betrachten, aber ich kann es nicht, ich wage es nicht. Und was ich nicht zu denken wage, das muß er erdulden."

„Er ist ein einfacher Landmann, Du ein Edelmann; das ist doch ein Unterschied," sagte Don Juan, bei dem die Gemeinschaft in Christo noch nicht alle Standesbegriffe verwischt hatte. „Aber Carlos," fragte er plötzlich und mit einem Ausdruck von Besorgnis, „weiß er nicht alles?"

„Alles," antwortete Carlos ruhig. „Ein Wort von seinen Lippen, und für uns alle ist der Scheiterhaufen angezündet. Aber das Wort wird niemals gesprochen werden. Heute abend hat unter uns keiner für sich selbst gezittert; wir haben nur um ihn geweint."

„Du vertraust ihm also so vollständig. Das ist viel gesagt. Die, in deren Händen er ist, sind grausame Feinde. Sie werden ohne Zweifel —"

„Still!" unterbrach ihn Carlos mit solchem Ausdruck tiefsten Schmerzes, daß Juan sofort schwieg. „Es giebt Dinge, über die wir nicht reden können, außer im Gebet mit Gott. O mein Bruder, bete für ihn, daß der, für den er so viel gewagt hat, ihn aufrecht halte und, wenn es sein kann, seine Qual abkürze!"

„Gewiß werden mehr als zwei oder drei sich dazu im Gebet vereinigen. Aber mein Bruder," setzte Juan nach kurzer Pause hinzu, „laß Dich nicht so niederdrücken! Weißt du nicht, daß jede große Sache ihren Märtyrer haben muß? Wann ist ein Sieg gewonnen worden und kein Tapferer auf dem Schlachtfelde geblieben, eine Stadt erstürmt und keiner in der Bresche gefallen? Vielleicht wird dieser arme Bauer der großen Herrlichkeit gewürdigt, durch alle Zeiten als heiliger Märtyrer geehrt zu werden, dessen Tod unsre große Sache zum Sieg geweiht hat. Wahrlich, ein erhabenes Los und wert, dafür zu leiden!" Und Juans dunkles Auge leuchtete, und seine Wange glühte vor Begeisterung.

Carlos schwieg.

„Meinst Du das nicht, Bruder?"

„Ich meine, daß Christus es wert ist, für Ihn zu leiden," sagte Carlos endlich, „und daß nichts als Seine persönliche Gegenwart, im Glauben ergriffen, genügen kann, um einen Menschen siegreich durch so fürchterliche Prüfungen hindurchzubringen. Möge das — möge Er jetzt mit Seinem treuen Diener sein, wenn menschliche Hilfe und aller Trost fern ist!"

Einundzwanzigstes Kapitel.

Am Guadalquivir.

Am nächsten Sonntagabend wohnten beide Brüder dem stillen Gottesdienst in Donna Isabellas Gemächern bei. Er war feierlicher als gewöhnlich wegen des tiefen Schattens, der auf den Herzen aller dort Versammelten lag. Aber Losadas ruhige Stimme sprach weise und liebevolle Worte über Leben und Tod und über den, der, weil Er der Herr des Lebens ist, den Tod überwunden hat für alle, die an Ihn glauben. Dann folgte Gebet, das aufrichtige Opfer auf dem goldenen Alter, der da stand „vor dem Gnadenstuhl" und den nur „der Vorhang, welcher davor hänget", vor den Augen der Anbetenden verhüllt.*) Aber in solchen Stunden bricht mancher Strahl von der innern Herrlichkeit durch den Schleier.

„Laß uns noch nicht nach Hause gehen!" sagte Carlos, als sie sich von den Freunden getrennt hatten. „Die Nacht ist schön."

„Wohin sollen wir unsre Schritte lenken?" Carlos nannte einen Lieblingsspaziergang durch die Olivengärten am Ufer des Flusses, und Juan richtete sein Auge auf eins der Stadtthore.

„Warum solchen Umweg machen?" fragte Carlos, der Lust zeigte, sich nach der entgegengesetzten Richtung zu wenden. „Dies ist bei weitem der kürzeste Weg."

„Gewiß, aber weniger angenehm."

Carlos sah ihn dankbar an. „Mein Bruder will meine Schwachheit schonen," sagte er, „aber das ist nicht nötig. Ich bin schon

*) S. 2. Mose 30, 6.

zweimal in letzter Zeit, wenn Du bei Donna Beatrice warst, allein dahin gegangen und — nach dem Prado San Sebastian."

So gingen sie durch die Puerta de Triana, und nachdem sie die Schiffbrücke überschritten, wandelten sie unter den Mauern der schaurigen alten Feste auf und ab. Dabei beteten sie beide in der Stille für den, der in ihren Kerkern schmachtete. Don Juan, dessen Interesse an Julianos Schicksal natürlich nicht so tief sein konnte als das seines Bruders, brach zuerst das Schweigen. Er bemerkte, daß das Dominikanerkloster, das an die Triana grenzte, fast ebenso düster aussähe als das Inquisitionsgefängnis selbst.

„Ich meine, es sieht aus wie alle andern Klöster," erwiderte Carlos gleichgültig.

Sie waren bald im Schatten der dunkeln, geisterhaften Olivenbäume. Der Mond stand im ersten Viertel und gab wenig Licht, aber die großen, klaren Sterne blickten durch die südliche Atmosphäre herab wie feurige Lampen, welche weniger am Himmel leuchteten als vom Himmel herab strahlten. Sollten diese strahlenden Wächter eine Botschaft bringen aus dem fernen Lande, welches ihnen an dem erhabenen Standpunkte, von dem aus sie die Nacht regierten, so nahe zu sein schien? Carlos saugte in der Stille den Geist dieses Bildes ein. Aber seinem weniger zur Betrachtung geneigten Bruder gefiel es nicht so. „Woran denkst Du?" fragte er.

„„Die Lehrer werden leuchten, wie des Himmels Glanz, und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich.""

„Denkst Du an den Gefangenen in der Triana?"

„An ihn und auch noch an einen andern, der uns beiden sehr teuer ist und von dem ich mir schon seit einiger Zeit vorgenommen habe mit Dir zu reden. Wie, wenn Du und ich Kinder gewesen wären, die einen Stern auf der Erde suchten, während er schon über uns in Gottes erhabenem Himmel leuchtete?"

„Weißt Du nicht von alters her, kleiner Bruder, daß wenn Du mit Deiner Bildersprache anfängst, ich gleich dahinten bleiben muß? Ich bitte Dich, laß die Sterne Sterne sein und rede die Sprache der Erde!"

„Was war es für eine Aufgabe, die wir beide, Du und ich, Bruder, uns in unsrer Kindheit gelobten?"

Juan sah ihn in dem unsichern Lichte scharf an. „Ich fürchtete schon manchmal, Du hättest es vergessen", sagte er.

„Die Gefahr brauchst Du nicht zu fürchten. Aber ich hatte guten und genügenden Grund, nicht mit Dir zu sprechen, bis ich ganz und voll Deiner Übereinstimmung gewiß wäre."

„Meiner Übereinstimmung? Bei irgend etwas, das den Traum, die Leidenschaft meines Lebens — unser beider junger Leben betraf? Carlos, wie konntest Du nur daran zweifeln?"

„Ich hatte anfangs Grund zu zweifeln, ob ein Lichtstrahl, der auf unsers Vaters Schicksal gefallen, von seinem Sohn als Segen oder als Fluch angesehen werden würde."

„Halte mich nicht in solcher Spannung, Bruder! Sprich in des Himmels Namen!"

„Ich zweifle jetzt nicht mehr. Es wird Dir, Juan, ebenso wie mir eine unaussprechliche Freude sein, zu denken, daß unser verehrter Vater selbst Gottes Wort gelesen hat und die Wahrheit kannte und ehrte, wie wir es zu thun gelernt haben."

„Nun, Gott sei Dank," rief Juan, indem er still stand und die Hände zusammenschlug, „dies ist in der That eine freudige Nachricht. Aber sage, Bruder, woher weißt Du es? Aber weißt Du es gewiß, oder ist es nur Traum, Hoffnung, Vermutung?"

Carlos erzählte ihm ausführlich zuerst die Andeutung, die er von de Seso und Losada gehört, dann die Berichte von Dolores, zuletzt was er in San Isodro über Don Rodrigo de Valer gehört hatte, und während er in seinem Bericht fortfuhr, schmiedete er die zerstreuten Glieder in eine ununterbrochene Kette der Beweisführung zusammen.

Juan, ganz Eifer, konnte kaum das Ende erwarten. „Warum hast Du nicht mit Losada gesprochen?"

„Geduld, Bruder, höre mich zu Ende! Das beste kommt noch. Ich habe es vor kurzem gethan; aber bis ich sicher war, wie Du die Sache ansehen würdest, lag mir nichts daran, Fragen zu thun, deren Antworten Dein Herz verwunden möchten."

„Jetzt hast Du diesen Zweifel nicht mehr? Was hast Du von Sennor Christobal erfahren?"

„Ich hörte, daß Dr. Egidius den Grafen von Nuera genannt habe als einen von denen, die mit Don Rodrigo befreundet waren, und daß er zugegen gewesen sei, als dieser mutige und treue Lehrer im geheimen die Epistel an die Römer auslegte."

„Daher!" rief Juan erstaunt, „daher also stammt mein zweiter Lieblingsname Rodrigo. Bruder, Bruder, dies ist die beste Kunde, die ich seit Jahren vernommen habe." Und sein Haupt entblößend, sprach er brünstige und feurige Worte des Dankes, auf welche Carlos ein tiefes Amen sagte und fortfuhr: „So glaubst Du also, Bruder, daß wir berechtigt sind, diese Freude in unser Herz aufzunehmen?"

„Ohne Zweifel!" rief der sanguinische Don Juan.

„Und daraus folgt, daß sein Verbrechen —"

„Das war, was in unsern Augen den höchsten Ruhm bedeutet: das Bekenntnis eines reinen Glaubens," sagte Juan mit Entschiedenheit, indem er mit einem Sprung zu dem Schluß gelangte, den Carlos auf viel langsamerem Wege erreicht hatte.

„Und die geheimnisvollen Worte auf der Fensterscheibe, das Entzücken und das Wunder unsrer Kindheit —"

„Ah!" wiederholte Juan:

„El dorado
yo hé trovado."

Aber was die mit der Sache zu thun haben, sehe ich noch nicht ein."

„Das siehst Du nicht ein? Die Erkenntnis Gottes in Christo, der uns geöffnete Himmel ist doch sicher das wahre Eldorado, das goldene Land, welches alle, die es finden, auf ewig reich macht."

„Das ist alles recht gut," sagte Juan mit dem Ausdruck eines Menschen, der noch nicht ganz zufrieden gestellt ist.

„Ich zweifle nicht, daß unser Vater das gemeint hat," fuhr Carlos fort.

„Aber ich bezweifle es. Bis zu diesem Punkte folge ich Dir, Carlos, aber da gehen wir auseinander. Ich meine, etwas muß der Vater doch in der Neuen Welt gefunden haben."

Nun folgte eine längere Debatte, in welcher Carlos, einigermaßen zu seiner Überraschung, entdeckte, daß Juan noch an seinem jugendlichen Glauben an ein buchstäblich goldenes Land festhielt. Der tiefer denkende und überlegende Bruder bemühte sich vergebens, ihm diese Vorstellung auszureden. Auch hatte er ebensowenig Erfolg, als er ihm seine feste Überzeugung zu eigen machen wollte, sie würden ihres Vaters Angesicht auf Erden nie wiedersehen. Er hegte nicht den geringsten Zweifel, daß der Graf von Nuera wegen seines lutherischen Glaubens — wie man es in der Sprache der Zeit einfach nannte — „aus dem Wege geräumt" war. Aber ob dies auf der Reise geschehen oder an den wilden, unbekannten Gestaden der Neuen Welt, das würden seine Kinder wohl niemals erfahren.

Auf diesem Punkt aber schlug keine Beweisführung bei Juan durch. Er schien entschlossen, nicht an seines Vaters Tod zu glauben. Er bekannte, daß sein Herz bei dem Gedanken aufjauchze, daß er gelitten habe für die Sache der „Wahrheit und Freiheit". „Er hat Verbannung erlitten", sagte er, „und alles verloren; aber ich sehe nicht ein, warum er nicht noch irgendwo in der großen wunderbaren Neuen Welt leben sollte."

„Ich bin zufrieden, wenn ich denke," erwiderte Carlos, „daß er alle diese Jahre mit den in Christo Entschlafenen geruht hat und daß wir sein Angesicht zuerst bei Christo sehen werden, wenn Er in Herrlichkeit erscheint."

„Aber ich bin nicht zufrieden. Wir müssen etwas erfahren."

„Wir werden niemals mehr erfahren. Wie sollten wir?" fragte Carlos.

„Das sieht Dir ähnlich, kleiner Bruder! Immer mutlos, immer so leicht von Deinem Vorhaben zurückgeschreckt!"

„Nun ja, es mag so sein," sagte Carlos demütig.

„Aber was ich beschließe, das thue ich!" sagte Juan. „Wenigstens soll der Onkel reden," fuhr er fort. „Ich habe nie geglaubt, daß er etwas wisse."

„Aber wie soll das angefangen werden?" fragte Carlos. „Doch thue alles, was Du kannst, und Gott helfe Dir! Nur", fügte er mit großem Ernst hinzu, „bedenke die Bedrängnis unsrer jetzigen Lage, und um unsrer Freunde und unsrer selbst willen sei vorsichtig und klug!"

„Fürchte nichts, mein allzuvorsichtiger Bruder! — Der beste und liebste Bruder der Welt," fügte er freundlich hinzu, „wenn er nur ein bißchen mehr Mut hätte!"

So weiter sprechend, lenkten sie ihre Schritte schnell zur Stadt zurück, denn es war spät geworden. —

Einige Wochen glitten hin ohne irgend ein Ereignis von Bedeutung. Der Winter hatte dem Frühling Platz gemacht; die Zeit der Singvögel war gekommen. Trotz zahlreicher und schwerer Sorgen und trotz eines Schmerzes, der mehr oder weniger alle bedrückte, war doch noch Frühlingszeit für manches tapfere und hoffnungsvolle Herz unter den Anhängern der neuen Lehre in Sevilla. Jedenfalls war es Frühlingszeit für Don Juan Alvarez.

Eines Sonntags traf ein Brief durch einen Boten von Nuera ein, der die unwillkommene Nachricht enthielt, daß der alte, treue Diener des Hauses, Diego Montes, im Sterben liege. Es war sein letzter Wunsch, seine Verwaltung in die Hände seines jungen Herrn, Sennor Don Juan, niederzulegen. Juan konnte nicht zögern. „Ich will morgen früh reisen," sagte er zu Carlos, „aber sei versichert, daß ich so schnell als möglich zurückkomme! Die Tage sind zu kostbar, um sie zu verlieren."

Sie gingen noch einmal zusammen nach Donna Isabellas Hause. Don Juan teilte den Freunden, die sie dort trafen, seine beabsichtigte Abreise mit, und ehe sie sich trennten, drückte mancher seine Hand herzlich, und manche Stimme rief ihm ein freundliches: „Ziehet mit Gott!" für seine Reise zu.

„Es bedarf keines langen Abschieds, Ihr Herren und Brüder," sagte Juan. „Meine Abwesenheit wird kurz sein. Nächsten Sonntag noch nicht, aber vielleicht in vierzehn Tagen und gewiß in vier Wochen werde ich Euch alle hier wiedersehen."

„Wenn es Gottes Wille ist," sagte Losada ernst, und so trennten sie sich.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die Flut bricht herein.

Carlos begleitete Don Juan auf der ersten Strecke seiner Reise. Sie brachten die Zeit in lebhafter Unterhaltung hin, hauptsächlich über Nuera, da Carlos freundliche Aufträge für den Sterbenden, für Dolores und für jeden einzelnen im Hause hatte. „Vergiß nicht, Bruder," sagte er, „Dolores die kleinen Bücher zu geben, die ich in die Alforjas gesteckt habe, besonders „das Bekenntnis eines Sünders"!"

„Ich will an alles denken, sogar daran, Dir Nachricht von allen Kranken im Dorf zu bringen. — Nun, Carlos, hier hatten wir beschlossen, uns zu trennen. Nein, keinen Schritt weiter!"

Sie drückten einander die Hände. „Es ist kein langer Abschied," sagte Juan.

„Nein! Vaya con Dios, mein Ruy!"

„Quede con Dios,*) Bruder!" Und er ritt davon, von seinen Dienern gefolgt.

Carlos sah ihm lange nach. Ob er sich umsehen werde nach einem letzten Blick? Er sah sich um. Seinen Samthut lüftend, winkte er ihm ein heiteres Lebewohl und gewährte Carlos noch einen Blick auf seine dunklen, schönen, entschlossenen Züge, seine durchdringenden, blitzenden Augen und sein schwarzes, lockiges Haar — während Juan in ein feines, seelen- und gedankenvolles Jünglingsantlitz blickte mit hoher, bleicher Stirn, von der der Wind die hellen Locken zurückgeweht hatte (hell für ein südliches

*) Bleibe mit Gott!

Auge, obwohl in der That von schönem, sanftem Braun) und mit Lippen, welche die alte Milde des Ausdrucks bewahrt hatten, obgleich, sei es durch den aufsprossenden, männlichen Flaum, sei es durch die Veränderung, die in ihm vorgegangen, der ihnen sonst eigne Zug von Schwäche nicht mehr so sichtbar war.

Noch einen Augenblick, und beide hatten die Köpfe ihrer Pferde gewendet. Als Carlos die Stadt erreichte, machte er einen Umweg, um einer der sehr häufigen Prozessionen auszuweichen, da er mit der Zeit mehr und mehr Abneigung gegen das durchaus unerläßliche Niederknieen empfand. Dann sprach er bei Losada vor, um ihn nach der Adresse von jemand zu fragen, den er ihn zu besuchen gebeten hatte. Er fand ihn beschäftigt und setzte sich in dem Vorhof nieder, um zu warten, bis er für ihn zu sprechen sei.

Bald darauf kam Don Christobal an ihm vorüber, höflich einen Kanonikus der Kathedrale hinaus begleitend, dem er ärztlichen Rat erteilt hatte. Der Priester, der augenscheinlich auf dem besten Fuß mit dem Arzt stand, bewies ihm sein Wohlwollen dadurch, daß er ihm die laufenden Neuigkeiten aus der Stadt mitteilte, die Losada zuvorkommend anhörte mit ernstem, ruhigem Lächeln und, wo es ihm passend erschien, mit einer Frage oder Bemerkung. Nur eine Andeutung machte Eindruck auf Carlos. Sie bezog sich auf eine schöne Besitzung an der Küste, welche Munebraga eben gekauft und dadurch einen Verwandten des Kanonikus sehr gekränkt hatte, der sie auch gern hatte besitzen wollen, aber den hohen Preis nicht zahlen konnte, den der Inquisitor bereitwillig bot.

Endlich war der Besucher fort. In demselben Augenblick war das Lächeln auf dem sorgenvollen Antlitz des Arztes erloschen. Sich mit wunderbar verändertem Ausdruck zu Carlos wendend, sagte er: „Die Mönche von San Isodro sind geflohen."

„Geflohen?" wiederholte Carlos in bleichem Erstaunen.

„Ja, nicht weniger als zwölf von ihnen haben das Kloster verlassen."

„Wie habt Ihr es erfahren?"

„Einer von den Laienbrüdern kam heut morgen, mich davon zu benachrichtigen. Sie haben noch ein feierliches Kapitel ge-

halten, in dem beschlossen wurde, daß jeder der Leitung seines eignen Gewissens folgen solle. Und so sind die, die es für besser hielten zu fliehen, geflohen; die übrigen bleiben."

Sie sahen sich einen Augenblick schweigend an. Die Gefahr, in welche diese rasche That sie alle stürzte, war so fürchterlich, daß es beinahe war, als hätten sie ihr Todesurteil vernommen.

Carlos' Stimme stockte, als er endlich fragte: „Ist Fray Christobal oder Fray Fernando fort?"

„Nein, sie sind beide unter den Edleren, wenn nicht auch Weiseren, die beschlossen haben, zu bleiben und zu nehmen, was Gott ihnen schicken will. Hier ist ein Brief von Fray Christobal, welchen der Laienbruder mitgebracht hat. Er wird Euch alles sagen, was ich selbst weiß."

Carlos las ihn aufmerksam. „Mir scheint," sagte er, nachdem er geendet, „daß das Gewissen derer, die geflohen sind, ihnen nicht mehr gestattete, sich, wenn auch nur äußerlich, ihrer Ordensregel zu unterwerfen. Überdies glauben sie nach den Zeichen der Zeit, daß bald ein Sturm über die Gemeinde der Gläubigen hereinbrechen werde."

„Gott gebe, daß sie sich selbst vor seiner Wut gerettet haben!" sagte Losada mit leichtem Nachdruck auf das „sich selbst".

„Und wir? — Gott helfe uns!" stöhnte Carlos fast, während das Blatt seiner zitternden Hand entfiel. „Was sollen wir thun?"

„Seid stark in dem Herrn und in der Kraft Seiner Stärke!" antwortete Losada mutvoll.

„Uns bleibt keine andre Kraft. Aber Gott gebe, daß keiner von uns in der Stadt so unbedacht sein möge, dem Beispiel der Brüder zu folgen! Die Flucht eines einzelnen könnte das Verderben aller sein."

„Und die edlen, treuen Männer, die in San Isodro bleiben?"

„Stehen in Gottes Hand wie wir."

„Ich will hinausreiten und sie besuchen, besonders Fray Fernando."

„Verzeiht, Sennor Don Carlos, aber Ihr werdet nichts derart thun; das hieße den Verdacht herausfordern. Ich will jede Botschaft für Euch übernehmen."

„Und Ihr?"

Losada lächelte traurig. „Der Arzt hat das Recht, überall hinzugehen. Er ist eine sehr nützliche Person, die oft mit ihrem weißen Mantel den „dogmatisierenden Ketzer" zudeckt."

Carlos erkannte die offizielle Redeweise des heiligen Offiziums. Er unterdrückte einen Schauer, konnte aber den Ausdruck des Schreckens in seinen großen blauen Augen nicht verbergen.

Der ältere Mann, der erfahrene Christ, hatte Mitgefühl mit dem jüngeren. Losada, der selbst „angesichts des Todes" stand, sprach zu Carlos freundliche Worte des Trostes und des Rates. Er ermahnte ihn dringend, vorsichtig zu sein, damit er seine Selbstbeherrschung nicht verliere und sich dadurch unnötig in Gefahr stürze. „Ganz besonders", sagte er, „bitte ich Euch, Sennor Don Carlos, der Pflicht zu gedenken, Euch nicht unnütz der Gefahr auszusetzen, denn Ihr seid uns schon sehr nützlich, und wenn Gott Euch am Leben erhält, werdet Ihr es noch mehr werden. Wenn ich falle —"

„O sagt das nicht, mein geliebter Freund!"

„Es wird geschehen, wie es Gott gefällt," sagte Losada ruhig. „Aber ich brauche Euch nicht daran zu erinnern, daß andre in der nämlichen Gefahr stehen wie ich, besonders Fray Cassiodoro und Don Juan Ponte de Leon."

„Von den Edelsten kann man am sichersten annehmen, daß sie fallen," murmelte Carlos.

„Dann müssen jüngere Streiter aus den Reihen hervortreten und die Fahne aufnehmen, die den Händen jener entfallen ist. Don Carlos Alvarez, wir setzen große Hoffnungen auf Euch. Eure ruhigen Worte treffen das Herz, denn Ihr redet, was Ihr wisset, und zeuget, was Ihr gesehen habt. Und die guten Geistesgaben, die Gott Euch verliehen hat, befähigen Euch, noch eindringlicher zu reden. Er hat vielleicht noch viel Arbeit für Euch in Seinem Erntefeld. Aber ob Er Euch zum Arbeiten oder zum Leiden berufe, fürchtet Euch nicht, sondern seid getrost und freudig! „Laß dir nicht grauen und entsetze dich nicht, denn der Herr dein Gott ist mit dir in allem, das du thun wirst!" "

„Ich will suchen, Ihm zu vertrauen, und möge Er Seine Kraft in meiner Schwachheit mächtig sein lassen!“ sagte Carlos. „Aber für den Augenblick“, fügte er hinzu, „gebt mir nur irgend welche geringe Arbeit zu thun, womit ich Euch helfen und Eure Last erleichtern kann, mein geliebter Freund und Lehrer!“

Losada gab ihm freudig, wie er es schon mehrere Male gethan hatte, den Auftrag, verschiedene Personen, die in Seelenangst und Not waren, zu besuchen.

Er füllte die nächsten Tage mit diesen Dienstleistungen aus unter beständigem Gebet, besonders für die zurückgebliebenen Mönche von San Isodro, deren große Gefahr ihm schwer auf dem Herzen lastete. Er suchte soviel als möglich andre Gedanken zu verbannen oder, wenn sie sich dennoch mit Gewalt aufdrängen wollten, die Last, die ihm sonst unerträglich gewesen sein würde, auf den zu werfen, der sicher für Seine Kirche, für Seine wenigen Schafe in der Wildnis sorgen würde.

Eines Morgens blieb er lange in seinem Zimmer, um einen Brief an seinen Bruder zu schreiben, und ging dann aus in der Absicht, Losada zu besuchen. Da es ein Festtag war und er die kirchlichen Festtage streng inne hielt, so hatte er zufällig noch niemand von seines Onkels Familie gesehen.

Der Eingang zu dem Hause des Arztes bot nicht den gewohnten heiteren Anblick dar. Das Thor war geschlossen und verriegelt und keine Spur von aus und ein gehenden Patienten. Das beunruhigte Carlos. Es dauerte lange, bis er eine Antwort auf sein wiederholtes Rufen erhielt. Endlich jedoch rief jemand von innen: „Wer ist da?“

Carlos nannte seinen Namen, der dem ganzen Hause wohlbekannt war.

Darauf wurde die Thür halb geöffnet, und ein Diener, ein Mulatte, zeigte sein entsetztes Gesicht.

„Wo ist Sennor Christobal?“

„Fort, Sennor!“

„Fort? Wohin?“

Die Antwort wurde in einem ängstlichen Flüstern gegeben: „Gestern abend — die Alguazils des heiligen Offiziums“ — Und die Thür wurde geschlossen und verriegelt.

Carlos stand wie angewurzelt, sprachlos, regungslos, fast erstarrt vor Entsetzen. Endlich wurde er dadurch aufgerüttelt, daß jemand etwas rauh seinen Arm ergriff.

„Bist Du mondsüchtig geworden, Vetter Carlos?" fragte Gonsalvos Stimme. „Du hättest wenigstens so höflich sein können, mir Deinen Arm anzubieten und mir die Schande zu ersparen, daß ich elender Krüppel Dich erst darum bitten muß." Und er machte sich Luft in einem Strom von Verwünschungen über seine eigne Gebrechlichkeit und brauchte so anstößige und lästernde Ausdrücke, daß Carlos vor Schmerz bebte.

Aber gerade dieser Schmerz that ihm gute Dienste. Er erweckte ihn aus seiner Betäubung, wie ein stechender Schmerz oft einen Kranken aus seiner Ohnmacht aufwecken kann. Er sagte: „Verzeih, Vetter, ich sah Dich nicht; aber ich höre Dich jetzt — mit Kummer."

Gonsalvo würdigte ihn keiner Antwort, nur seines gewöhnlichen, kurzen, bitteren Lachens.

„Wohin wünschest Du zu gehen?"

„Nach Hause. Ich bin müde."

Sie gingen schweigend weiter. Endlich fragte Gonsalvo: „Hast Du die Neuigkeit gehört?"

„Welche Neuigkeit?"

„Die Neuigkeit, die heute in jedermanns Munde ist. Die Stadt ist wirklich beinahe toll geworden vor heiligem Schauder. Aber es ist kein Wunder. Ihre Gnaden, die Inquisitoren, haben eine Gemeinde von abscheulichen Lutheranern in unsrer Mitte entdeckt, ein wahres Natternnest. Man sagt sogar, die Schurken hätten es gewagt, ihren Gottesdienst irgendwo hier in der Stadt zu halten. Ach, kein Wunder, daß Du entsetzt aussiehst, mein frommer Vetter! Du hättest Dir nicht träumen lassen, daß so etwas möglich wäre, nicht wahr?" Nach einem raschen, scharfen Blick sah er seinen Vetter nicht wieder an; aber er hätte das Schlagen seines Herzens an seinem Arme fühlen können.

„Man sagt mir," fuhr er fort, „es seien beinahe zweihundert Personen bereits festgenommen."

„Zweihundert?“ stieß Carlos heraus.

„Und die Verhaftungen werden fortgesetzt.“

„Wer ist verhaftet?“ zwang Carlos seine bebenden Lippen zu fragen.

„Losada, und das ist schade. Ein guter Arzt, obschon ein schlechter Christ.“

„Ein guter Arzt und auch ein guter Christ,“ sagte Carlos mit der Stimme eines Mannes, der trotz fürchterlicher physischer Schmerzen sich bemüht, ruhig zu sprechen.

„Eine Ansicht, die Du besser thätest, für Dich zu behalten, wenn ein verworfener Mensch wie ich es wagen darf, einer so gelehrten und frommen Persönlichkeit einen Rat zu geben.“

„Wer sonst noch?“

„Jemand, auf den Du nicht kommen würdest: Don Juan Ponte de Leon. Zu denken, daß der Sohn des Grafen von Baylen sich so erniedrigt! Auch der Lehrer an der Rechtsschule San Juan und eine Anzahl St. Hieronymus-Mönche von San Isodro. Das sind alle, die ich weiß, unter denen, die es wert sind, daß ein Edelmann sie nennt. Es sind noch einige bettelhafte Kaufleute darunter, wie Medel d'Espinosa, der Teppichhändler, und Luis d'Albergo, von dem Dein Bruder die wundervolle Ausgabe der Evangelien kaufte, die er Donna Beatrice geschenkt hat. Aber, wenn nur solches Gesindel davon betroffen wäre, würde niemand danach fragen.“

„Einige Thoren,“ fuhr Gonsalvo nach einer Pause fort, „sind nach der Triana gelaufen und haben gegen sich selbst Zeugnis abgelegt in der Meinung, dadurch besser fortzukommen. Thoren, sage ich noch einmal.“ Und er bekräftigte seine Worte durch einen Druck des Armes, auf den er sich lehnte.

Endlich erreichten sie die Thür von Don Manuels Hause. „Ich danke Dir für Deine Hilfe,“ sagte Gonsalvo. „Da ich eben daran denke, Carlos: ich höre, es soll Dienstag eine große Prozession stattfinden mit Bannern und Kreuzen zu Ehren Unsrer Frau und unsrer heiligen Patroninnen Justina und Rufina, um Abbitte zu thun für die Sünde und das Ärgernis, das so lange in unsrer höchst katholischen Stadt geduldet worden ist. Du, mein

frommer Vetter, Lizentiat der Theologie und fast schon geweihter Priester, wirst natürlich eine Kerze tragen."

Carlos würde gern die Frage unbeantwortet gelassen haben, aber Gonsalvo war entschlossen, eine Antwort zu erlangen.

„Du wirst es thun!" wiederholte er, die Hand auf seinen Arm legend und ihm lächelnd in das Gesicht sehend. „Es würde sehr passend sein, wenn einer von unsrer Familie erschiene. Ernstlich: ich rate Dir, es zu thun."

Da sagte Carlos ruhig „Nein!" und schritt über den Hof der Treppe zu, die nach seinem Zimmer führte. Gonsalvo blickte ihm nach und nahm bei seinem letzten Wort innerlich den Ausspruch zurück, den er früher über ihn gethan hatte: „Ein Feigling, nicht halb ein Mann."

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Die Schreckensherrschaft.

Es war spät am Abend, als Carlos aus seinem Zimmer trat. Wie er die dazwischen liegenden Stunden verbrachte, hat er nie jemand gesagt. Aber so viel ist gewiß, er bekämpfte und besiegte einen wilden, fast unzähmbaren Drang, Schutz in der Flucht zu suchen. Seine Vernunft sagte ihm, dies hieße sich rettungslos in das Verderben stürzen, so sicher waren alle Ausgänge verwahrt, und so wachsam und vollständig war in jeder Stadt und in jedem Dorf des Reichs die inquisitorische Organisation, gar nicht zu gedenken der Hermandad oder Brüderschaft — einer Art von Zivilpolizei, die immer bereit war, mit den geistlichen Autoritäten zusammen zu wirken.

Und doch, wenn er auch nicht zu retten war, so konnte doch Juan gerettet werden. Dieser Gedanke klärte und kräftigte sich mehr und mehr in seinem wirren Gehirn und wunden Herzen, während er in seinem Zimmer kniete und in der bloßen Stellung des Gebetes Erleichterung fand; denn nur wenige abgerissene Worte kamen über seine zitternden Lippen. Der Aufschrei seines Herzens war: „Herr, erbarme Dich unser! Christe, erbarme Dich unser! Du, der Du uns liebst, verlaß uns nicht in unsrer bittern Not, denn Dein ist das Reich, und Du regierst noch."

Das war alles, was er zu bitten fand für sich oder für seine gefangenen Brüder, obgleich für diese sein Herz von unaussprechlicher Angst zerrissen wurde. Einmal über das andre wiederholte er:

„Dein ist das Reich und die Kraft, Dein, o Vater, Dein, o Herr und Heiland! Du kannst uns erlösen."

Es war gut für ihn, daß er Juan zu retten hatte. Er erhob sich endlich und fügte dem Briefe, den er vorher an seinen Bruder geschrieben hatte, einige Zeilen ernster Ermahnung hinzu, auf keinen Fall nach Sevilla zurückzukehren. Aber dann, seine eigne Lage bedenkend, wunderte er sich selbst, daß er so einfältig gewesen, einen solchen Brief durch die königliche Post befördern zu wollen, eine Einrichtung, welche, merkwürdig genug, Spanien viel früher besaß als irgend ein andres Land in Europa. Wenn er verdächtigt würde, so würde sein Brief zurückgehalten und untersucht und könnte so das Mittel werden, Juan gerade der Gefahr auszusetzen, vor der er ihn schützen wollte. Es kam ihm bald ein besserer Gedanke. Um ihn auszuführen, ging er spät am Abend in den kühlen, marmorgepflasterten Hof oder Patio, in dessen Mitte fortwährend ein Springbrunnen murmelte und glänzte, von tropischen Pflanzen umgeben, die zum Teil in voller Blüte standen.

Wie er gehofft hatte, brannte in einem Winkel eine einsame Lampe, und ihr Licht beleuchtete die Gestalt eines jungen Mädchens, das auf einem niedrigen Stuhl vor einem eingelegten Tische saß und eifrig schrieb. Donna Beatrice hatte sich von einer Abendgesellschaft entschuldigt, um sich in ungestörter Einsamkeit der Abfassung ihres ersten Liebesbriefes, ja selbst ihres ersten Briefes überhaupt zu widmen. Denn wie kurz auch seine Abwesenheit sein sollte, hatte Juan doch um diesen Trost gebeten, und sie wußte, daß die königliche Post folgenden Tags nordwärts fuhr und auf ihrem Wege zu den Städten der Mancha Nuera berührte.

Sie war so von ihrer Beschäftigung hingenommen, daß sie Carlos' Schritte nicht hörte. Er trat näher und stand hinter ihr. Perlen, ein goldener Reif und ein oder zwei Granatblüten waren in ihr glänzendes, rabenschwarzes Haar geflochten, und die Lampe warf einen milden Strahl auf ihr feines Angesicht, auf welchem durch den olivenfarbigen Ton hindurch ein rosiges Freudenlicht glänzte. Ein auserwählter, wenn auch nicht sehr kostbarer Parfum, welcher sich für Carlos stets mit dem Gedanken an ihre Gegenwart verknüpfte, war noch immer der von ihr bevorzugte und erfüllte den ganzen Platz mit seinem Duft. Er erinnerte ihn an

die Vergangenheit, an den wilden, eitlen, aber bezaubernden Traum, die kurze Romantik seines Lebens. Jetzt aber war nicht Zeit, selbst für den Traum eines Traumes. Es war nur Zeit, Gott aus tiefster Seele zu danken dafür, daß es in der ganzen weiten Welt kein Herz gab, das um ihn brechen würde.

„Donna Beatrice!" sagte er sanft.

Sie erschrak und wandte sich halb um, während ihre Wange errötete.

„Ihr schreibt an meinen Bruder?"

„Und woher wißt Ihr das, Sennor Carlos?" fragte die junge Dame mit einer Art unschuldiger Koketterie.

Aber Carlos, welcher fürchterlichen Wirklichkeiten ins Auge sah, schob ihre kleinen Künste beiseite wie jemand, welcher einen Sterbenden zu retten eilt, einen Zweig wilder Rosen, der seinen Pfad beengt, fortschieben würde.

„Ich bitte Euch sehr ernstlich, Sennora, ihm eine Botschaft von mir zu übermitteln!"

„Und warum könnt Ihr ihm nicht selbst schreiben, Sennor Lizentiat?"

„Ist es möglich, Sennora, daß Ihr nicht wißt, was geschehen ist?"

„Geht, geht, Don Carlos! Wie Ihr einen erschreckt! Meint Ihr jene fürchterlichen Verhaftungen?"

Carlos erkannte, daß einige starke, eindringliche Worte unerläßlich seien, damit Donna Beatrice die Gefahr, in der sein Bruder schwebte, begreife. Sie hatte bisher Don Juans Auszügen aus der Schrift und seinen Betrachtungen und Erläuterungen gelauscht, allerdings in dem Bewußtsein, daß dies Geheimnisse seien, die eifersüchtig bewahrt werden müßten, aber nicht ahnend, daß sie das waren, was die Welt als Ketzerei brandmarkte. Und so, obwohl sie die Verhaftung Losadas und seiner Freunde mit Bedauern und einer unklaren Furcht vernahm, war sie doch weit davon entfernt, das Verbrechen, für welches sie litten, mit dem Namen dessen in Verbindung zu bringen, der ihrem Herzen der Teuerste war. Sie war noch sehr jung und hatte noch nicht viel gedacht — sie hatte nur geliebt. Und sie folgte blindlings dem, den sie liebte, ohne zu fragen, wohin er selbst gehe und

wohin er sie führe. Als Carlos ihr endlich verständlich machte, daß Losada in den Kerker der Triana geworfen war, weil er die Schrift gelesen und über die Rechtfertigung allein durch den Glauben gesprochen hatte, tönte ein durchdringender Angstschrei von ihren Lippen.

„Still, Sennora!" sagte Carlos, und zum erstenmal klang seine Stimme streng. „Wenn auch nur Euer kleiner Page solchen Schrei hörte, könnte er uns alle verderben."

Aber Beatrice war nicht an Selbstbeherrschung gewöhnt. Ein neuer Schrei folgte und selbst Andeutungen von hysterischem Weinen und Lachen. Carlos versuchte ein wirksameres Mittel.

„Still, Sennora!" wiederholte er. „Wir müssen stark und still sein, wenn wir Don Juan retten wollen."

Sie sah ihn flehend an und wiederholte: „Don Juan retten?"

„Ja, Sennora, hört mich an! Ihr wenigstens seid eine gute Katholikin. Ihr habt Euch in keiner Weise kompromittiert; Ihr sprecht Euren Angelus; Ihr thut Eure Gelübde; Ihr bringt Blumen zum Schrein unsrer Frau — Ihr seid sicher."

Sie wandte sich um und sah ihn an, ihre Wangen dunkelrot und ihre Augen sprühend.

„Ich bin sicher. Ist das alles, was Ihr zu sagen habt? Wer fragt danach? Was ist mein Leben wert?"

„Geduld, Sennora! Eure Sicherheit dient der seinigen. Hört mich an! Ihr schreibt ihm eben. Teilt ihm die Verhaftungen mit, denn er muß sie doch erfahren. Sagt über Ketzerei, was Euch einfällt, was ich aber — Gott helfe mir! — nicht sagen könnte! Dann verlaßt den Gegenstand, schreibt alles andre, was Euch in den Sinn kommt, aber ehe Ihr Euren Brief schließt, sagt, daß ich wohl sei an Leib und Seele und ihm herzlich empfohlen sein möchte! Fügt hinzu, daß ich ihn dringend bitte, zu unserm beiderseitigen Besten und zur Abwickelung unsrer Geschäfte nicht nach Sevilla zurückzukehren, sondern in Nuera zu bleiben. Er wird das verstehen, bekräftigt es durch Euren Befehl — Euren Befehl, merket wohl, Sennora!"

„Das will ich alles thun — aber da kommt meine Tante und meine Kousine!"

Sie hatte Recht. Der Pförtner hatte schon die düstere Außenpforte für sie geöffnet, und nun wurde auch die vergoldete, reich verzierte innere Thür aufgerissen, und die zurückkehrende Familie füllte den Hof. Sie sprachen zusammen, nicht ganz so fröhlich wie sonst, aber doch eifrig genug. Donna Sancha näherte sich bald Beatrice und fing an, sie mit ihrer Beschäftigung zu necken, indem sie scherzend drohte, den unvollendeten Brief zu lesen. Niemand sagte Carlos ein Wort, aber das konnte ein bloßer Zufall sein.

Es war aber nicht bloß Zufall, daß seine Tante, als sie auf ihrem Wege in die innern Gemächer an ihm vorbeikam, ihre Mantille fester um sich zog, aus Furcht, ihre langen Spitzenfransen möchten sein Kleid berühren. Kurz darauf ließ Donna Sancha ihren Fächer fallen. Nach gewohnter Weise bückte sich Carlos danach und gab ihn ihr mit einer Verbeugung zurück. Die junge Dame nahm ihn mechanisch, ließ ihn aber fast sogleich wieder fallen mit einem Blick der Verachtung, als ob er durch seine Berührung verunreinigt wäre. Das fein geschnitzte Elfenbein, von maurischer Hand gearbeitet, lag in Stücken auf dem Marmor des Fußbodens, und von dem Augenblick an wußte Carlos, daß er unter dem Bann war, daß er allein stand in seines Oheims Hause, ein verdächtigter und entehrter Mann.

Es war kein Wunder. Seine Intimität mit den Mönchen von San Isodro, seine Freundschaft mit Don Juan Ponte de Leon und dem Arzte Losada waren wohlbekannte Thatsachen. Hatte er außerdem nicht an der Rechtsschule gelehrt unter der unmittelbaren Leitung von Fernando de San Juan, einem andern der Opfer? Und es gab noch mehr Andeutungen seiner Richtung, welche kaum der Beobachtung entgehen konnten, sobald einmal der Verdacht derer erregt war, die mit ihm unter einem Dache wohnten.

Eine Zeitlang stand er schweigend, das Gesicht seines Onkels beobachtend und das Runzeln bemerkend, das jedesmal seine Stirn zusammenzog, wenn er sein Auge auf Carlos richtete. Aber als Don Manuel in einen kleineren Saal trat, der sich nach dem Hof öffnete, folgte Carlos ihm kühn. Sie standen sich Auge in Auge gegenüber, konnten sich aber kaum sehen. Das Zimmer war dunkel bis auf einige durchbrechende Mondstrahlen.

„Sennor, mein Onkel," sagte Carlos, „ich fürchte, meine Gegenwart hier ist Euch störend."

Don Manuel zögerte mit der Antwort.

„Neffe," sagte er endlich, „Ihr seid jammervoll unvorsichtig gewesen. Mögen die Heiligen geben, daß es nicht noch Schlimmeres sei!"

Ein Augenblick starker Erregung bringt manchmal in dem Antlitz eines Mannes charakteristische Familienzüge zum Vorschein, die in ruhigeren Zeiten darin nicht hervortraten. So ist es auch mit den Zügen der Seele. Es war nicht der sanfte, schüchterne Don Carlos, der jetzt sprach, es war Alvarez de Santillanos y Menaya. Beides, Stolz und Mut, lag in seinem Ton.

„Wenn ich so unglücklich gewesen bin, meinen geehrten Oheim, dem ich so viel verdanke, zu beleidigen, so thut mir das leid, obgleich ich mir keine Schuld dafür beimessen kann. Ich würde aber entschieden eine Schuld auf mich laden, wenn ich meine Anwesenheit in einem Hause länger ausdehnen wollte, wo ich nicht mehr das bin, was ich bis jetzt, dank Eurer Freundlichkeit, mein Oheim, gewesen bin — ein willkommener Gast."

Nachdem er so gesprochen, wandte er sich zum Gehen.

„Bleibt, junger Thor!" rief Don Manuel, der um seiner stolzen Worte willen nur besser von ihm dachte. Sie erhoben ihn in seiner Wertschätzung von einer Zielscheibe seiner Verachtung zu einem berechtigten Gegenstand seiner Entrüstung. „Das war die Stimme Deines Vaters. Aber ich sage Dir trotz alledem, Du sollst den Schutz meines Daches nicht verlassen."

„Ich danke Euch!"

„Die Mühe kannst Du Dir sparen. Ich frage Dich nicht, denn ich will es lieber nicht wissen, bis zu welcher gefährlichen und tollköpfigen Ausdehnung Du Deine Beziehungen zu den Ketzern getrieben hast. Ohne selbst berufen zu sein, über Ketzerei abzurteilen, kann ich doch so viel sagen, daß Du nach Feuer riechst. Und in der That, Jüngling, wenn Du etwas Geringeres wärest als ein Alvarez de Santillanos, würde ich mir schwerlich meine Finger verbrennen, um Dich daraus fernzuhalten. Ich würde den Teufel — dem Du, fürchte ich, trotz all Deines täuschenden Scheines doch gehörst — für den Seinigen sorgen lassen. Aber da die

Wahrheit eine Himmelstochter ist, sollst Du sie von meinen Lippen hören, und die einfache Wahrheit ist, daß ich nicht Lust habe, jeden Hund in Sevilla hinter mir und den Meinigen herbellen zu hören und unsern alten und geachteten Namen durch den Kot und Schmutz der Straße gezerrt zu sehen."

„Ich habe dem Namen nie Schande gemacht."

„Habe ich Dir nicht gesagt, daß ich keine Beteuerungen von Dir zu hören wünsche? Was auch meine persönliche Überzeugung sein mag, die Ehre unsrer Familie fordert es, die Deinige noch für unbefleckt zu halten. Darum sage ich Dir ganz einfach: ich und die Meinigen werden Dich noch schützen, nicht aus Liebe, aber aus Gründen, die vielleicht schließlich sich als noch stärker erweisen. Ich bin ein guter Katholik, ein treuer Sohn der Kirche, unsrer Mutter, aber ich bekenne es frei, ich bin kein Held des Glaubens, um auf seinem Altar die zu opfern, die meinen Namen tragen. Ich strebe nicht nach solcher Höhe der Heiligkeit, ich nicht." Und Don Manuel zuckte die Achsel.

„Ich beschwöre Euch, Onkel, erlaubt mir, zu erklären —!"

Don Manuel machte eine abwehrende Handbewegung. „Ich will keine Erklärung von Dir," sagte er. „Ich bin „kein thörichter Hahn, der so lange scharrt, bis er das Messer findet"; gefährliche Geheimnisse läßt man am besten ruhen. Aber *das* will ich doch sagen, daß von allen verächtlichen Thorheiten dieser bösen Zeit Ketzerei die schlimmste ist. Wenn ein Mensch seine Seele verlieren *will*, so soll er sie doch im Namen des gesunden Menschenverstandes um schöne Häuser, fette Ländereien, einen Herzogstitel, einen erzbischöflichen Schatz verlieren oder um irgend etwas, was wenigstens für diese Welt Wert hat. Aber alles aufzugeben und nichts wiederzugewinnen als Feuer hier und wieder Feuer dort! Es ist reiner, barer Blödsinn."

„Ich *habe* etwas dafür gewonnen," sagte Carlos bestimmt, „ich habe einen Schatz gewonnen, mehr wert, als was ich einsetze, mehr als das Leben selbst."

„Was? Steckt wirklich ein Sinn hinter diesem Wahnsinn? Habt Ihr und Eure Freunde ein Geheimnis?" fragte Don Manuel mit sanfterer Stimme und nicht ohne Neugier, denn er war ein

Kind seiner Zeit, und hätte Carlos ihm gesagt, die Ketzer hätten den Stein der Weisen gefunden, so würde er nichts Unmögliches darin gesehen, er würde nur nach Beweisen gefragt haben.

„Die Erkenntnis Gottes in Christo," hub Carlos mit neuem Eifer an, „giebt mir Freude und Friede —"

„Ist das alles?" rief Don Manuel mit einem Fluch. „Thor, daß ich nur einen kurzen Augenblick glauben konnte, daß noch ein Körnchen gesunden Menschenverstandes in Deinem verrückten Gehirn stecke! Aber da es sich nur um Worte und Namen und mystische Lehren handelt — habe ich die Ehre, Sennor Don Carlos, Dir guten Abend zu wünschen. Ich befehle Dir nur, so Dir Dein Leben lieb ist und Du den Aufenthalt unter meinem Dach einem Kerker in der Triana vorziehst, Deine Tollheit in Schranken zu halten und Dich so zu betragen, daß Du Verdacht vermeidest. Unter dieser Bedingung wollen wir Dir Obdach geben. Gelegentlich, wenn es mit Sicherheit geschehen kann, könnten wir Dich auch nach irgend einem fremden Lande einschiffen, wo Ketzer, Schurken und Diebe frei herumlaufen dürfen." Mit diesen Worten verließ er das Zimmer.

Carlos fühlte sich tief verletzt durch seine Verachtung, aber er erinnerte sich bald, daß es ein Teil des wirklichen Kreuzes war — in der That der erste, der ihm zufiel —, das er zur Ehre seines Meisters tragen sollte.

In dieser Nacht kam kein Schlaf in seine Augen. Der folgende Tag war ein Sonntag, der Tag, den er mit Freuden willkommen zu heißen, gewohnt war. Niemals wieder sollte die evangelische Kirche von Sevilla in dem Raum vereinigt werden, der der Schauplatz so viel gesegneten Austausches gewesen war. Für die nächste Vereinigung war ein andrer Ort bestimmt, ein Haus, nicht mit Händen gemacht, das ewig ist im Himmel. Donna Isabella de Baëna und Losada lagen in den Kerkern der Triana; Fray Cassiodoro de Reyna war noch entronnen; dagegen war Fray Constantino unter den zuerst Verhafteten gewesen; aber Carlos ging wie gewöhnlich nach der Kathedrale, wo die beredte Stimme nie wieder gehört werden sollte. Ein schweres, schwüles Dunkel,

wie das, welches einem Ungewitter vorausgeht, schien den gedrängt vollen Raum zu belasten.

Und doch fiel da der erste Strahl des Trostes in Carlos' brechendes Herz. Er kam ihm durch die vertrauten lateinischen Worte des Kultus, die er von Kindheit an geliebt hatte.

Er sagte später zu den unglücklichen Kindern eines der Opfer, die er in ihrer verwaisten Heimstätte aufsuchte: „Mich hatte ein Grauen ergriffen, ich wagte nicht zu denken, kaum zu beten anders als in abgerissenen Worten, die einem Schreckensschrei glichen. Das erste, was mir Hilfe brachte, war der großartige Vers in dem Tedeum; von den lieblichsten Kinderstimmen des Kirchenchors gesungen — „tu, devicto mortis aculeo aperuesti credentibus regna coelorum." „Denkt doch lieben Freunde, nicht nur den Tod, sondern auch seinen Stachel, seine Bitterkeit hat Er — für uns und unsre Lieben — überwunden, und sie und wir in Ihm! Die Pforten des Himmelreichs stehen offen; Seine Hände haben sie geöffnet, und weder Mensch noch Teufel können sie wieder schließen."

Carlos fand Gelegenheit, solche Worte zu vielen von denen zu sprechen, denen der Trost ihrer Augen genommen war durch einen Schlag, der bitterer war als der Tod. Diese Liebesthätigkeit erhöhte seine eigne Gefahr nicht sehr, denn je weniger er an seiner gewohnten Lebensweise änderte, desto weniger lief er Gefahr, Verdacht zu erregen; aber wäre es auch anders gewesen, so war er doch jetzt nicht im stande zu berechnen. Vielleicht war er dem Himmel schon zu nahe; jedenfalls hatte er schon zu viel um Christi willen gewagt, als daß er nicht willig sein sollte, auf Sein Gebot noch etwas mehr zu wagen.

Inzwischen wurde seine Vereinsamung in dem Hause seines Oheims fast überwältigend. Niemand machte ihm Vorwürfe, niemand stichelte auf ihn, nicht einmal Gonsalvo; er sehnte sich oft nach einem bitteren Wort, ja selbst wenn es ein Fluch gewesen wäre, um die drückende Stille zu unterbrechen. Jedes Auge sah mit Haß und Verachtung auf ihn; jede Hand schreckte vor der leisesten zufälligen Berührung mit der seinigen zurück. Er kam beinahe selbst dazu, sich zu betrachten, wie alle andern ihn betrachteten — als befleckt, erniedrigt, unter dem Bann.

Immer wieder hätte er gern versucht, durch die Flucht einer Atmosphäre zu entkommen, in der zu atmen ihm immer unmöglicher wurde. Aber Flucht hieß Verhaftung, und Verhaftung brachte, außer den überwältigenden Schrecken für ihn selbst, die Gefahr, Juan zu verraten. Sein Oheim und dessen Familie, obgleich sie ihn jetzt zu verachten und zu hassen schienen, hatten versprochen, ihn zu retten, wenn sie könnten, und so weit trauete er ihnen.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Ein Lichtstrahl.

Kurz darauf wurde der Sohn und Erbe von Donna Inez mit den gebräuchlichen Zeremonien getauft. Nach der Handlung nahmen die Familie und die Freunde eine Vesper von Früchten, Konfekt und Wein in dem Patio von Don Garcias Hause ein. Carlos war sehr gegen seine Neigung gezwungen, daran teilzunehmen, da seine Abwesenheit Bemerkungen und Nachfragen veranlaßt haben würde.

Als die Gäste anfingen, sich zu zerstreuen, näherte sich die Wirtin der Stelle, wo er dicht bei dem Springbrunnen stand, indem sie eine weiße Azalie in herrlicher Blüte bewunderte oder zu bewundern schien.

„Wirklich, Vetter Don Carlos," sagte sie, „Ihr vergeßt alte Freunde sehr schnell. Aber ich vermute, es liegt daran, daß Ihr Euch so bald ordinieren lassen wollt. Jedermann weiß, wie gelehrt und fromm Ihr seid, und Ihr habt gewiß sehr recht, Euch beizeiten von den Interessen und Vergnügungen dieser undankbaren Welt loszusagen."

Kein Wort dieser kleinen Anrede ging verloren für die größte Neuigkeitsträgerin von Sevilla, eine vornehme Dame, die in der Nähe stand und sich auf den Arm von Losadas früherem Patienten, des reichen Kanonikus, stützte. Und dies war es wahrscheinlich, was die Sprecherin in ihrer Gutmütigkeit beabsichtigte.

Carlos sah sie an, und seine Augen strahlten von Dankbarkeit über ihre Freundlichkeit.

„Kein neuer Stand, Sennora, kann mich jemals die Güte meiner

schönen Kousine vergessen lassen," antwortete er mit einer Verbeugung.

„Die kleine Tochter Eurer Kousine", sagte die Dame, „hatte einst einen Platz in Eurem Herzen. Aber ich bin überzeugt, bei Euch wie bei allen andern gilt der Knabe alles; meiner armen, kleinen Inez unbedeutende Persönlichkeit dagegen gilt jetzt gar nichts mehr in der Welt; es ist gut, daß sie ihre Mutter hat."

„Nichts würde mir mehr Freude machen, als meine Bekanntschaft mit Donna Inez zu erneuern, wenn es mir erlaubt wäre."

Dies war es augenscheinlich, was die Mutter wünschte. „So geht hier rechts herum, amigo mio," sagte sie, die beabsichtigte Richtung durch eine rasche Bewegung ihres Fächers andeutend, „und ich will das Kind zu Euch schicken!"

Carlos gehorchte und ging dann lange Zeit auf und ab in einem kühlen, großen Zimmer, das nur durch Marmorsäulen, zwischen welche kostbare Vorhänge gezogen waren, von dem Hofe getrennt war. Da er ein Spanier war und unter Spaniern lebte, so war er weder überrascht noch verstimmt durch die lange Verzögerung. Endlich jedoch fing er an zu fürchten, seine Kousine habe ihn vergessen. Dies war aber nicht der Fall. Zuerst rollte eine bemalte Elfenbeinkugel über den glatten Fußboden; dann wurde einer der Vorhänge rasch aufgezogen, und die kleine Donna Inez hüpfte, ihr Spielzeug suchend, fröhlich in das Zimmer. Es war ein heiteres, gesundes Kind, etwa zwei Jahre alt und wirklich sehr hübsch, obgleich für ihre kindlichen Reize das Nonnenkleidchen nicht vorteilhaft war, welches sie wegen eines Gelübdes trug, das ihre Mutter während der ernsten Krankheit, in der Carlos Doktor Losada gerufen hatte, der Madonna von Carmel dargebracht hatte.

Ihr folgte unmittelbar nicht ihre ehrbare, alte Wärterin, welche gewöhnlich um sie war, sondern ein siebzehnjähriges Mädchen, eine wahre Schönheit, deren muntre, dunkle Augen unter den langen Wimpern hervor schüchterne aber augenscheinlich bewundernde Blicke auf den schönen, jungen Edelmann richteten.

Carlos, der Kinder immer lieb gehabt hatte und sich der augenblicklichen Befreiung von der peinlichen Spannung seines täglichen Lebens erfreute, bückte sich nach dem Ball, nahm ihn auf und ließ

sein strahlendes Rot durch seine Finger scheinen. Da das Kind nicht im mindesten blöde war, so war er bald in vollem Spielen mit ihm.

Als er mitten im Spielen aufblickte, sah er, daß die Mutter leise eingetreten war und ihn mit so forschenden, ängstlichen Blicken betrachtete, daß ihm dies augenblicklich alle seine Sorgen zurückrief. Er ließ den Ball auf den Boden gleiten und rollte ihn durch einen Stoß seines Fußes in den äußersten Winkel der weiten Halle. Das Kind lief fröhlich hinterher, während die Mutter und die Wärterin Blicke austauschten. „Du kannst das Kind fortbringen, Juanita!" sagte erstere.

Juanita führte ihren Pflegling fort, ohne ihm zu erlauben, sich Carlos zu nähern, dadurch jedes feierliche Lebewohl abschneidend. Geschah dies auf Anstiften der Mutter, damit der Ketzer nicht durch Bezauberung in Wort und Gebärde oder gar durch einen Kuß ihr unschuldiges Kind beflecken oder gefährden möchte?

Als sie allein zusammen waren, sprach Donna Inez zuerst: „Ich glaube schließlich doch nicht, daß Ihr so verderbt seid, da Ihr Kinder liebt und noch mit ihnen spielt," sagte sie in leisem, halb ängstlichem Ton.

„Gott segne Euch für diese Worte, Sennora!" sagte Don Carlos mit bebender Stimme. Er fing an zu lernen, sich gegen Verachtung zu stählen, aber Freundlichkeit war eine schwerere Prüfung für seine Selbstbeherrschung.

„Mein Vetter," fuhr sie fort, ihm näher tretend und rascher sprechend, „ich kann die Vergangenheit nicht ganz vergessen; es ist sehr unrecht, ich weiß es, und ich bin schwach. Ach, wenn es wahr ist, daß Ihr wirklich so etwas Schreckliches seid, was ich nicht nennen mag, müßte ich den Mut haben, dabei zu stehen und Euch sterben zu sehen."

„Aber meine Verwandten wollen nicht, daß ich sterben soll, und ich bin ihnen dankbar für den Schutz, den sie mir gewähren. Mehr konnte ich nicht von ihnen erwarten; sie hätten aber weniger thun können. Aber wollte Gott, ich könnte ihnen und Euch zeigen, daß ich nicht das schmutzige, entehrte Geschöpf bin, für das sie mich halten!"

„Wenn es nur etwas Anständiges gewesen wäre," sagte Donna Inez, „zum Beispiel eine jugendliche Verirrung, oder jemand erstechen — oder erschlagen! Aber was nützen Worte? Ich wollte Euch raten, auf Eure Sicherheit bedacht zu sein. Kennt Ihr meine Brüder nicht?"

„Ich glaube, ich kenne sie, Sennora! Daß ein Alvarez de Santillanos der Ketzerei bezüchtigt würde, wäre ihnen mehr als Schande; sie würden es als eine tötliche Beleidigung ansehen."

„Es giebt verschiedene Wege, dies Unglück zu vermeiden."

Carlos sah sie fragend an. Etwas in ihrem halb abgewandten Gesicht und ein kurzes Zucken ihrer Schultern bewogen ihn zu fragen: „Also glaubt Ihr, daß sie Böses gegen mich im Schilde führen?"

„Dolche sind scharf, Knoten zu zerschneiden," sagte die Dame, mit ihrem Fächer spielend und seinen Blick meidend.

Carlos' Gemüt hatte sich mit so viel unheimlicheren Schrecken vertraut gemacht, daß ihm dies fast wie eine Erleichterung erschien. Also sollte für ihn vielleicht die „Bitterkeit des Todes" nichts weiter als ein Dolchstoß sein — einen Augenblick hier, den nächsten schon in des Heilands Gegenwart. Wer nur irgend eine Ahnung hatte von dem „zärtlichen Erbarmen" des heiligen Offiziums, der mußte Gott auf den Knieen für eine solche Aussicht danken.

„Es ist nicht der Tod, den ich fürchte," sagte er, sie ruhig anblickend.

„Aber Ihr könnt ebenso gut leben — nein, Ihr müßt leben, denn Ihr könnt bereuen, Ihr könnt Eure unglückliche Seele retten; ich will für Euch beten."

„Ich danke Euch, liebe, gütige Sennora! Aber meine Seele ist durch Gottes Gnade schon gerettet; ich glaube an Jesum Christum —"

„Still, um Himmelswillen!" unterbrach ihn Donna Inez, indem sie ihren Fächer fallen ließ und sich die Ohren zuhielt. „Still, oder ich habe, ehe ich es mich versehe, irgend eine schreckliche Ketzerei mit angehört. Alle Heiligen mögen mir helfen! Wie kann ich genau wissen, wo die gut katholischen Worte aufhören und die bösen, verbotenen anfangen? Der Teufel könnte mich in seinen

Netzen fangen, und dann könnten mich weder Heilige noch Engel, noch selbst Unsre Frau erretten. Aber hört mir zu, Don Carlos, denn auf jeden Fall möchte ich Euer Leben retten!"

„Ich will alles geduldig anhören, was von Euren Lippen kommt —."

„Ich weiß, daß Ihr in diesem Augenblick nicht wagen könnt, aus der Stadt zu fliehen. Aber wenn Ihr an irgend einem ruhigen, stillen Ort innerhalb derselben verborgen bleiben könntet, bis dieser Sturm vorüber ist, so könntet Ihr Euch dann unbeobachtet fortstehlen. Don Garcia sagt, daß jetzt ein so eifriges Nachforschen nach Lutheranern im Gange ist, daß jeder, der nicht ganz genügend über sich Rechenschaft geben kann, Gefahr läuft, für einen von der verfluchten Sekte gehalten zu werden. Aber das kann nicht ewig währen. In sechs Monaten ungefähr wird die Panik vorüber sein. Und diese sechs Monate könnt Ihr in Sicherheit zubringen, in der Wohnung meiner Wäscherin versteckt."

„Ihr seid sehr freundlich —."

„Still und hört weiter! Ich habe die ganze Sache vorbereitet, und wenn Ihr einmal dort seid, werde ich dafür sorgen, daß es Euch an nichts fehle. Es ist in dem maurischen Stadtviertel ein Haus, das in einem wahren Labyrinth von Gärten versteckt liegt, und ein Zimmer in dem Hause, das man schon sehr sorgfältig suchen muß, wenn man es entdecken will."

„Wie soll es mir gelingen, es zu finden?"

„Ihr habt das hübsche Mädchen bemerkt, welches meine kleine Inez hereinführte. Pepe, der Sohn der Wäscherin, stirbt vor Liebe zu ihr. Sie wird Euch ihm beschreiben und um seine Hilfe bei dem Abenteuer bitten, indem sie ihm die Geschichte erzählt, die ich ihr erzählt habe, daß Ihr Euch eine Zeitlang verbergen müßt, weil Ihr Euren Nebenbuhler in einem Liebeshandel erstochen habt."

„O Donna Inez! Ich — beinahe ein Priester!"

„Nun, nun, Freund, seht nicht so entsetzt aus! Was sollte ich machen? Hätte ich ihnen eine Andeutung von der Wahrheit gegeben, so hätten meine beiden Hände voll Dukaten sie nicht bewegen können, einen Finger in dieser Sache zu rühren. So dachte ich, es wäre keine Schande, wenn ich für Euch ein Verbrechen

erfände, das ihr Interesse und ihre Sympathie erweckte und sie geneigt machte, Euch zu helfen."

„Sehr wunderbar!" sagte Carlos. „Hätte ich nur gegen Gottes Gebot und das Leben meines Nächsten gesündigt, würden sie mir gern zur Flucht beigestanden haben; wenn sie ahnten, daß ich Seine Worte in meiner Muttersprache lese, würden sie mich dem Tode überantworten."

„Juanita ist eine gute kleine Christin," bemerkte Donna Inez, „und Pepe ist auch ein ehrlicher Bursche, aber vielleicht findet Ihr etwas Anklang bei der alten Wäscherin, die von maurischem Blut ist und, wie man munkelt, mehr von Mohammed als von ihrem Brevier weiß."

Carlos verwahrte sich gegen jede Beziehung zu den Nachfolgern des falschen Propheten.

„Wie kann ich den Unterschied wissen!" sagte Donna Inez. „Ich dachte, es wäre alles dasselbe; Ketzerei ist Ketzerei. Aber, was ich sagen wollte, Pepe ist ein frischer Bursche, ein echter Majo; seine Hand weiß so gut mit den Saiten einer Guitarre, wie mit dem Griff eines Dolches bescheid. Er hat oft Kavalieren gedient, die des Nachts ihren Damen Ständchen brachten, und er soll ausgerüstet werden wie zu solchem Abenteuer. Ihr hängt Euch auch eine Guitarre über die Schulter. — Ihr konntet sie in alten Zeiten und zu guten Zwecken wohl gebrauchen, wenn Ihr nur nicht alle Eure christlichen Vollkommenheiten vergessen hättet. — Also bestecht nur den alten Sancho, die Thore unverschlossen zu lassen und schlüpft morgen abend hinaus, wenn die Glocke Mitternacht schlägt! Pepe wird bis 1 Uhr in der Calle de Candilejo auf Euch warten."

„Morgen abend?"

„Ich würde „heut abend" gesagt haben, aber Pepe muß bei einem Tanz aufspielen. Auch wußte ich nicht, ob ich dies Zusammentreffen früh genug einrichten könne, damit Ihr Euch vorbereiten könnt. Nun, Vetter," setzte sie ängstlich hinzu, „wißt Ihr Eure Rolle und werdet sie durchführen."

„Ich weiß alles, Sennora, meine Kousine, und danke Euch von Herzen für die edle Bemühung, mich zu retten. Mag ein

Erfolg erreicht werden oder nicht; so viel ist schon jetzt erreicht, mir Hoffnung und Kraft wiederzugeben und meinen Glauben an altgewohnte, freundliche Gesinnungen."

„Still! Das ist Don Garcias Schritt. Es ist besser, Ihr geht."

„Nur noch ein Wort, Sennora! Will meine edelmütige Kousine ihre Güte noch so weit treiben, meinem Bruder, wenn es ohne Gefahr geschehen kann, einen Wink darüber zu geben, was aus mir geworden ist?"

„Ja, dafür soll gesorgt werden. Nun adios!"

„Ich lege mich Euch zu Füßen, Sennora!"

Sie reichte ihm hastig die Hand, auf welche er einen Kuß der Freundschaft und der Dankbarkeit drückte. „Gott segne Euch, meine Kousine!" sagte er.

„Geht mit Gott!" antwortete sie. „Denn es ist unsre letzte Begegnung," fügte sie im stillen hinzu.

Sie sah der entschwindenden Gestalt mit Thränen in ihren strahlenden Augen nach, und in ihrem Herzen stieg eine Erinnerung aus alter Zeit auf, wo sie gewohnt gewesen war, bei ihren wilden Brüdern für das zarte, schüchterne Kind einzutreten, das jünger und gebrechlicher war als alle die andern. „Er war immer sanft und gut und paßte zum heiligen Priester," sagte sie. „Aber welche wunderbare, traurige Verwandlung! Und doch sehe ich eigentlich nicht, daß er so sehr verändert wäre. Als er mit dem Kinde spielte und mit mir sprach, war er ganz derselbe alte Carlos. Aber der Teufel ist sehr listig. Gott und die heilige Jungfrau mögen uns vor seinen Schlingen bewahren!"

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Wartezeit.

So wurde Carlos aus der dumpfen Apathie gezwungener Unthätigkeit aufgerüttelt. Mit dem Mut und der Energie, die aus der Hoffnung geboren werden, traf er die wenigen einfachen Vorbereitungen zu seiner Flucht, die in seiner Macht standen. Er besuchte auch noch diejenigen seiner trauernden Freunde, welche er erreichen konnte, in dem Gefühl, daß seine Thätigkeit unter ihnen zu Ende gehe.

Er traf wie gewöhnlich bei der Abendmahlzeit mit der Familie seines Onkels zusammen. Don Balthasar, der Empleado, war anfangs nicht zugegen, trat aber bald ein und zwar mit so verstörtem Aussehen, daß sein Vater ihn fragte: „Was ist vorgefallen?"

„Es ist nichts vorgefallen, mein Vater," sagte der junge Mann, indem er einen großen Becher Manzanilla an die Lippen setzte.

„Giebt's etwas Neues in der Stadt?" fragte sein Bruder Don Manuel.

Don Balthasar setzte den Becher nieder. „Keine große Neuigkeit," antwortete er. „Fluch über diese lutherischen Hunde, die die Stadt in Aufregung bringen!"

„Was, noch mehr Verhaftungen?" fragte Don Manuel der Ältere. „Es ist schrecklich! Es waren gestern schon achthundert. Wer ist jetzt noch eingesteckt?"

„Ein Priester vom Lande, Doktor Juan Gonzales, und ein Mönch mit Namen Olmedo. Aber das ist gar nichts. Meinetwegen könnten sie alle Kirchenmänner von ganz Spanien nehmen

und sie in die untersten Kerker der Triana werfen. Aber es ist ein andres Ding, wenn es sich um Damen handelt, Damen noch dazu aus den ersten und angesehensten Familien."

Ein leiser Schauer durchzuckte die Tischgesellschaft, und alle beugten sich vor, wie um noch mehr zu hören. Aber Don Balthasar schien nicht geneigt, mehr zu sagen.

„Ist es jemand aus unsrer Bekanntschaft?" fragte endlich die hohe, scharfe Stimme von Donna Sancha.

„Wir kennen alle Don Pedro Garcia de Xeres y Boharquez. Es ist — ich zittre, es Euch zu sagen — seine Tochter."

„Welche?" rief Gonsalvo in einem Ton, der alle Blicke auf sein farbloses Antlitz und den wilden, gespannten Ausdruck seiner Augen zog.

„San Jago! Bruder! Du brauchst mich nicht so anzustarren. Ist es meine Schuld? Es ist natürlich die Gelehrte, Donna Maria. Armes Mädchen! Sie mag jetzt wohl wünschen, daß sie sich nie mit etwas anderm als mit ihrem Brevier befaßt hätte."

„Unsre Frau und alle Heiligen mögen uns beschützen! Donna Maria gefangen wegen Ketzerei? Entsetzlich! Wer wird jetzt noch sicher sein?" riefen die Damen, sich schaudernd bekreuzend.

Aber die Männer bedienten sich schärferer Ausdrücke. Die Anathemas, die sie auf Ketzerei und Ketzer schleuderten, waren heftig und bitter. Doch fordert die Gerechtigkeit, zu sagen, daß sie sich vielleicht anders geäußert hätten, wenn sie es hätten wagen dürfen. Wahrscheinlich galt in ihrem innersten Herzen ihr Fluch weniger den Opfern als ihren Bedrückern, und wäre Spanien ein Land gewesen, wo Männer reden durften, was sie dachten, so hätte Gonzales de Munebraga einen tieferen Platz in der Hölle bekommen als Luther oder Calvin.

Nur zwei schwiegen. Vor Carlos' Augen schwebte das Bild des lieblichen, gedankenvollen jungen Mädchens, wie er es zuletzt gesehen hatte, strahlend von Glaube und Hoffnung, die die erhabenen Worte himmlischer Verheißung, welche Losada gesprochen, in ihr entzündet hatten. Aber der Anblick eines andern Angesichts, still, starr und totenbleich, verscheuchte diese Vision. Gonsalvo

saß ihm am Tisch gegenüber, und hätte er nie die wunderbare Geschichte gehört, die Donna Inez ihm erzählt hatte, so würde dieser Anblick sie ihm enthüllt haben.

Weder Fluch noch Gebet gingen über die weißen Lippen Gonsalvos. Keins von all seinen bitteren Worten, die er bei geringeren Anlässen so leicht fand, kam ihm jetzt zu Hilfe. Der heftigste Ausbruch der Leidenschaft würde Carlos weniger schrecklich gewesen sein als dies unnatürliche Schweigen.

Doch schien keines von den andern ihn nach dem ersten Augenblick noch zu bemerken, oder, wenn sie etwas Besonderes in dem Blick und dem Wesen Gonsalvos beobachteten, wurde es auf Rechnung der physischen Schmerzen geschrieben, die er so oft litt, für die er aber jede Teilnahme zurückwies, ja selbst übel vermerkte, so daß sie ihm zuletzt gar nicht mehr angeboten wurde. Nachdem sie ihren erregten Gefühlen allen nur möglichen Ausdruck gegeben, wandten sie ihre Aufmerksamkeit wieder dem unvollendeten Mahl zu. Es war durchaus kein fröhliches Mahl, wurde aber doch gehörig gewürdigt, außer von Gonsalvo und Carlos, welche beide die Tafel verließen, sobald sie es, ohne Aufmerksamkeit zu erregen, thun konnten.

Carlos würde gern versucht haben, seinen Vetter zu trösten; aber er wagte nicht, mit ihm zu sprechen oder ihn nur erraten zu lassen, daß er die Angst seiner Seele sah.

Es blieb ihm noch ein Tag bis zu seiner Flucht. Am Morgen, wenn auch nicht sehr früh, ging er aus, um seine Abschiedsbesuche bei seinen Freunden zu vollenden. Er war erst wenige Schritte vom Hause entfernt, als ihm ein Herr in einfacher schwarzer Kleidung mit Schwert und Mantel ins Auge fiel, der ihn, als er vorbeiging, aufmerksam betrachtete. Einen Augenblick später eilte dieselbe Person, welche anscheinend in Bezug auf die einzuschlagende Richtung ihren Sinn geändert hatte, in raschem Schritt an ihm vorbei und steckte mit einem gemurmelten „Verzeihung, Seinor!“ ein Papier in seine Hand.

Nicht zweifelnd, daß einer seiner Freunde ihm einen Boten sende, um ihn vor irgend einer Gefahr zu warnen, bog Carlos in eine schmale, schlängelnde Gasse ein, an denen die orientalischen

Städte reich sind, und als er sich vor Beobachtung sicher glaubte, warf er einen eiligen Blick in das Billet.

Sein Auge fiel auf die Worte: „Seine Herrlichkeit der Inquisitor — Don Gonsalvo — nach Mitternacht — wichtige Enthüllungen — strenge Verschwiegenheit." Was bedeutete das alles? Wollte der Schreiber ihn benachrichtigen, daß sein Vetter ihn der Inquisition verraten wolle? Er glaubte es nicht. Beim Klange nahender Schritte steckte er das Papier hastig fort, und im nächsten Augenblick faßte ihn Gonsalvo am Arm.

„Gieb es mir!" sagte er in atemlosen Flüstern.

„Was soll ich Dir geben?"

„Das Papier, das jener Thor und Tölpel in Deine Hand gegeben hat, weil er Dich für mich hielt. Verdammt sei der Dummkopf! Wußte er nicht, daß ich lahm bin?"

Carlos zeigte ihm den Zettel, ohne ihn aus der Hand zu geben. „Ist's dies, was Du meinst?" fragte er.

„Du hast's gelesen? Sehr ehrenhaft!" rief Gonsalvo mit bitterem Spott.

„Du bist ungerecht gegen mich. Der Brief hat keine Aufschrift, und ich konnte nicht anders annehmen, als daß er für mich bestimmt sei. Ich habe aber nur die wenigen unzusammenhängenden Worte gelesen, auf die mein Blick fiel."

Die Vettern blieben stehen und sahen sich einander an wie solche, die sich in tötlichem Kampfe begegnen, ehe sie ihn versöhnt beschließen. Jeder suchte zu ergründen, ob der andre wohl fähig wäre, ihm ein tötliches Leid anzuthun. Und doch hatte jeder im tiefsten Herzen eine Zuversicht, daß er dem andern trauen könne.

Carlos, obgleich er am meisten Anlaß zu Befürchtungen hatte, gelangte zuerst zu einem Entschluß. Fast lächelnd reichte er Gonsalvo den Brief. „Was auch dies geheimnisvolle Billet für Don Gonsalvo enthalten mag," sagte er, „so bin ich doch überzeugt, daß es nichts Nachteiliges für irgend jemand enthält, der den Namen Alvarez de Menaya trägt."

„Dies Wort wirst Du niemals bereuen, und in dem Sinne, wie Du es aussprichst, ist es wahr," erwiderte Gonsalvo, ihm das

Papier aus der Hand nehmend. In diesem Augenblick war er unentschlossen, ob er Carlos vertrauen solle oder nicht. Aber als er seines Vetters Hand berührte, war er entschieden. Sie war kalt und zitternd. Jemand, der im Herzen und in den Nerven so schwach war, war gänzlich unfähig, eines tapferen Mannes verzweifelten Entschluß zu teilen.

Carlos ging seines Weges im festen Glauben, daß Gonsalvo nichts Böses gegen ihn beabsichtige. Aber was beabsichtigte er denn? Hatte er den Inquisitor nur um eine mitternächtliche Privataudienz gebeten, um sich ihm zu Füßen zu werfen und mit leidenschaftlicher Beredsamkeit für Donna Maria zu flehen? Waren die „wichtigen Enthüllungen" nur ein Vorwand, um Zutritt zu erlangen?

Unmöglich! Welcher Mensch, der über die Kindheit hinaus ist, würde vor dem Sturm niederknieen, um ihn zu bitten, innezuhalten, oder vor dem Feuer, daß es seine Wut mildere? Ein träumerischer Enthusiast höchstens, der die Welt und ihr Treiben nicht kennt, könnte vielleicht sanguinisch genug für solch ein Vorhaben sein, aber Don Gonsalvo Alvarez sicher nicht.

Oder wollte er eine Bestechung versuchen? Es war bekannt, daß Inquisitoren wie andre Priester nicht frei von menschlichen Schwächen waren. Natürlich würden sie kein Gold annehmen, aber nach einem wohlbekannten spanischen Sprichwort wurde es einem nahe gelegt, es ihnen „in den Rachen zu werfen". Und Munebraga würde schwerlich seinen zahlreichen Troß indolenter, mit Gold und Purpur überdeckter Mietlinge, die seltene Pflanzen und Blumen aus allen Ländern in seine prachtvollen Gärten brachten, haben erhalten können ohne bedeutende Zuschüsse zu seinem bekannten Einkommen als General-Inquisitor. Und doch würden alle Schätze Indiens nicht genügen, einem verstockten Ketzer die Pforten der Triana zu öffnen, wenn sie auch vielleicht die Ansichten Seiner Herrlichkeit in Bezug auf einen zweifelhaften Fall mildern konnten. Aber selbst einige kleine Erleichterungen in der Behandlung eines Angeklagten zu erreichen, dazu würde es eines viel umfangreicheren Geldbeutels bedurft haben als Gonsalvos.

Überdies sah Carlos, daß der junge Mann verbitterten Herzens und zu jeder verzweifelten That bereit war. Wie, wenn er sich selbst anklagen wollte? Unter den unvorsichtigen Profanationen, die er sich zu schulden kommen ließ, hätte sich vielleicht auch manches Wort finden lassen, das in den Augen der Inquisitoren der gesunden Lehre widersprach, so unverfänglich es auch im Vergleich mit den wirklich gotteslästerlichen gewesen sein mochte. Was konnte aber für Donna Maria dadurch gewonnen werden, wenn er sich in die Klauen des Todes warf? Und wenn er wirklich entschlossen sein sollte, einen Selbstmord zu begehen, um seinem eignen Elend ein Ende zu machen, so konnte er es jedenfalls auf einfachere und weniger schmerzhafte Weise thun.

So überlegte Carlos. Aber wie er die Sache auch ansehen mochte, er konnte von dem Gedanken nicht los, daß sein Vetter irgend einen gefährlichen und verhängnisvollen Schritt beabsichtige. Gonsalvo war so still, so schweigsam; das war ein schlimmes Zeichen. Carlos würde verhältnismäßig über ihn beruhigt gewesen sein, wenn er ihn durch einen Ausbruch der heftigsten, wildesten Flüche in Schreck und Schauder versetzt hätte; denn je weniger Gefühl in Worten verschwendet wird, desto mehr bleibt, wie bei einem gefüllten Dampfkessel, für die Maschine, um sie in ihrem Laufe vorwärts zu treiben. Auch hatten Gonsalvos Augen einen gefährlichen Glanz, einen Schimmer wie von Hoffnung, aber einer Hoffnung, die jedenfalls nicht von oben stammte.

Obgleich er der Krisis seines eignen Schicksals näher rückte und er alle seine Fähigkeiten für näherliegende Dinge brauchte, verfolgte Carlos doch fortwährend der Gedanke an seinen Vetter. Er beschäftigte ihn nicht bloß während der Besuche bei seinen Freunden, sondern auch nachher in der Einsamkeit und Stille seines Zimmers. Wir wissen ja alle, mit welch wunderbarer Beharrlichkeit die Seele zuweilen in Zeiten der Spannung und der Sorge an anscheinend unbedeutenden und geringfügigen Dingen haftet.

Die Stunden schlichen langsam dahin. Es waren elende Stunden für Carlos, soweit er sie nicht in Gebet, jetzt seine einzige Zuflucht und Rettung, zubringen konnte. Nachdem er für sich

selbst gefleht hatte, für Juan, für seine teuren, gefangenen Brüder und Schwestern, nannte er Gonsalvo und fühlte sich getrieben, inbrünstig Gottes Barmherzigkeit für seinen unglücklichen Vetter zu erflehen. Als er an seinen Jammer dachte, der so viel größer war als sein eigner, an seine Verlassenheit ohne Gott in der Welt, seine Traurigkeit ohne Hoffnung, wurde sein Flehen leidenschaftlich. Und als er sich endlich von seinen Knieen erhob, geschah es mit der süßen Empfindung, daß Gott ihn erhören werde — nein, daß Er ihn schon erhört habe, was eben zu den Geheimnissen des neuen Lebens gehört, zu den köstlichen Dingen, die nur der kennt, der sie empfangen hat.

Dann voraussetzend, daß es bald Mitternacht sein müsse, beendete er schnell seine einfachen Vorbereitungen, nahm seine Guitarre, die jetzt lange unbenutzt gelegen hatte, und verließ das Zimmer.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Gonsalvos Rache.

Don Manuels Haus hatte einst einem maurischen Cid oder Anführer gehört. Es war dem ersten Grafen von Nuera als einem der Miteroberer von Sevilla zugeteilt worden, und dieser hatte es seinem zweiten Sohne vermacht. Es hatte einen Turm in maurischem Stil, und das obere Zimmer in demselben war Carlos bei seiner ersten Ankunft in der Stadt gegeben worden, weil man glaubte, daß ein Student der Theologie für seine Studien und seine Andachtsübungen einen einsamen Raum brauche, oder daß es wenigstens schicklich sei, dies vorauszusetzen. Das Zimmer darunter war von Don Juan bewohnt gewesen, aber seit dessen Abreise hatte es sich Gonsalvo angeeignet, welcher Einsamkeit liebte und dem seine gebesserte Gesundheit gestattete, der Wohnung im Erdgeschoß zu entfliehen, an welche seine Gebrechlichkeit ihn so lange gebunden hatte.

Als Carlos die schmale Wendeltreppe geräuschlos hinabstieg, bemerkte er Licht in seines Vetters Zimmer. Dies überraschte ihn an sich nicht. Aber er fühlte sich allerdings etwas aus der Fassung gebracht, als gerade, wie er bei der Thür vorbeikam, Gonsalvo diese öffnete und ihm gegenüberstand. Er war auch vollständig ausgerüstet mit Schwert und Mantel und hielt eine Fackel in der Hand.

„Sieh', sieh', Don Carlos," sagte er vorwurfsvoll, „schließlich konntest Du mir doch nicht trauen?"

„Nein, ich traute Dir."

Aus Furcht, belauscht zu werden, gingen beide in das nächste Zimmer — Don Gonsalvos — und der Inhaber desselben machte leise die Thür zu.

„Du willst Dich fortstehlen aus Furcht vor mir und dadurch stürzest Du Dich ins Feuer. Thu' es nicht, Carlos! Laß Dir raten und thu' es nicht!" Er sprach ernst und diesmal ohne einen Schatten von Bitterkeit und Sarkasmus.

„Nein, so ist es nicht. Meine Flucht war schon vorgestern verabredet und mit jemand, der mir die Mittel zur Sicherheit geben kann und will. Es ist das beste, ich gehe."

„Genug denn," erwiderte Gonsalvo kühler. „Lebe wohl! Ich suche nicht Dich zu halten. Lebe wohl! Denn obwohl wir zusammen hinausgehen, so scheiden sich unsre Wege an der Thür und für immer."

„Dein Weg ist vielleicht weniger sicher als der meine, Gonsalvo!"

„Sprich über das, was Du verstehst, Vetter! Mein Weg ist die Sicherheit selbst. Und eben fällt mir ein — wenn man Dir trauen könnte —, Du könntest mir vielleicht helfen. Wenn Du alles wüßtest, so zweifle ich nicht, daß Du Dich freuen würdest, es zu thun."

„Gott weiß, wie freudig ich Dir helfen würde, wenn ich könnte, Gonsalvo! Aber ich fürchte, Dein Vorhaben ist nutzlos und schlimmer als das."

„Du kennst mein Vorhaben nicht."

„Aber ich weiß, zu wem Du heut abend gehst. O mein Vetter, ist es möglich, daß Du Dir einbildest, Deine Bitten könnten Herzen erweichen, die härter sind als Mühlsteine?"

„Ich weiß den Weg zu einem Herzen, und wäre es auch das härteste von allen, ich werde es erweichen."

„Wenn Du alle Schätze Eldorados zu den Füßen von Gonzales de Munebraga niederlegen könntest, so könnte und würde das doch nicht einen Riegel des Kerkers öffnen."

Gonsalvos wilder Blick verwandelte sich plötzlich in nachdenklichen Ernst, beinahe in Zärtlichkeit. Er sagte mit gedämpfter Stimme:

„So nahe mir auch der Tod sein mag, der alle Geheimnisse aufdeckt, es giebt doch noch einiges, was fragenswert ist. Vielleicht kannst Du einen Strahl des Lichtes auf dies fürchterliche Dunkel werfen. Wir sprechen jetzt offen und wie vor Gottes Augen. Sage mir, ist diese Anklage wahr?"

„Ganz aufrichtig und in dem Sinn, wie Du es meinst — ist sie es."

Die letzten verhängnisvollen Worte hatte Carlos nur geflüstert.

Gonsalvo antwortete nicht, aber es ging ein kurzes Zucken über sein Gesicht.

Carlos fuhr dann mit gedämpfter Stimme fort: „Sie kannte das Evangelium lange vor mir, obwohl sie so jung ist, noch nicht einundzwanzig. Sie war eine Schülerin von Doktor Egidius, aber er hat oft gesagt, er lerne mehr von ihr als sie von ihm. Ihr schneller, klarer Geist durchschnitt die Sophismen und erfaßte die Wahrheit rasch. Und Gott schenkte ihr reichlich Seine Gnade und machte sie willig, alles für diese Wahrheit zu leiden. Ich habe oft gesehen, wie ihr süßes Angesicht leuchtete und glühte, während unser Lehrer von der Freude und der Kraft sprach, welche denen gegeben wird, die um des Namens Christi willen dulden. Ich bin überzeugt, Er ist jetzt mit ihr und wird auch mit ihr sein bis ans Ende. Könntest Du Einlaß finden zu ihr, wo sie jetzt ist, ich glaube, sie würde Dir sagen, daß sie einen Schatz des Friedens besitzt, den weder Tod noch Leiden, weder die Grausamkeit der Teufel noch die schlimmere Grausamkeit teuflischer Menschen ihr rauben könne."

„Sie ist eine Heilige — sie wird eine gesegnete Heilige im Himmel sein, mögen sie sagen, was sie wollen," murmelte Gonsalvo mit heiserer Stimme. Dann kam der wilde Ausdruck wieder über sein Gesicht. „Aber ich meine, die alten kastillanischen Christen, die Männer, deren gute Schwerter die Ungläubigen in den Staub beißen ließen und die das Kreuz auf ihre Türme malten, sind nichts als Schurken und Memmen."

„Weil sie diese Dinge geschehen lassen?"

„Ja, und tausendmal ja! Bei Männerehre und Frauenschönheit! Sind denn in unsrer guten Stadt Sevilla weder Väter noch Brüder noch Liebhaber mehr am Leben? Kein Mann, der die

süßesten Augen, die man je gesehen hat, wert hält, sechs Zoll Stahl in fünf geübte Finger zu nehmen? Kein einziger Mann außer dem armen, vergessenen Krüppel Don Gonsalvo Alvarez? Aber er dankt Gott heut nacht, daß er sein Leben erhalten und ihm Kraft genug in seinen schwachen Gliedern gelassen hat, um ihn in die Nähe eines Mörders zu bringen."

„Don Gonsalvo, was meinst Du?" rief Carlos, vor ihm zurückbebend.

„Sprich leiser, wenn es Dir gefällig ist! Aber warum sollte ich fürchten, es Dir zu sagen — Dir, der Du guten Grund hast, der Todfeind der Inquisitoren zu sein? Wenn Du nicht auch ein Schurke und eine Memme bist, mußt Du mir zujauchzen und für mich beten. Denn ich setze voraus, Ketzer beten, wenigstens so gut wie Inquisitoren. Ich sagte, ich wollte diese Nacht das Herz des Munebraga erreichen. Nicht mit Gold; es giebt ein andres Metall von schärferer Wirkung, welches da eindringen kann, wohin das Gold nicht reicht."

„So, meinst Du — Mord?" sagte Carlos, indem er ihm näher rückte und die Hand auf seinen Arm legte. Gonsalvo sank auf einen Sessel, halb mechanisch, halb aus dem Instinkt, die Kräfte sparen zu müssen, die er bald so nötig brauchen würde.

Während der kurzen Pause, welche folgte, schlug es Mitternacht von dem Turm von San Vincente.

„Ja," erwiderte Gonsalvo fest. „Ich meine Mord, wie der Hirt, der den Wolf erwürgt, während er seine Tatze auf das Lamm legt."

„O bedenke —!"

„Ich habe alles bedacht. Und höre mich, Don Carlos, ich bedaure nur eins, das ist, daß meine Waffe einen augenblicklichen Tod giebt. Das ist doch nur eine armselige und kümmerliche Rache. Ich habe von Giften gehört, von denen ein Tropfen, mit dem Blute vermischt, einen langsamen, qualvollen Tod herbeiführt und Zeit giebt zu erfahren, was Martern bedeuten, und bis auf den letzten Tropfen den Becher zu leeren, der für andre gefüllt wurde — und Gott und Menschen vor dem Sterben zu fluchen.

Für eine solche Phiole, meine Klinge damit zu salben, würde ich diese Nacht meine Seele verkaufen."

„O Gonsalvo, das ist fürchterlich! Du sprichst wilde, ruchlose Worte. Bitte Gott, sie Dir zu verzeihen!"

„Ich flehe Ihn an bei Seiner Gerechtigkeit, es mir gelingen zu lassen," sagte Gonsalvo, sein Haupt trotzig erhebend.

„Er wird es Dir nicht gelingen lassen — und bildest Du Dir ein, daß solch vermessenes Beginnen — vorausgesetzt, daß es wirklich gelingt — Kerkerthüren öffnen und Gefangene freimachen werde? Ach, ach, unsre Leiden sind nicht abhängig von dem Willen eines Tyrannen, denn die schlimmsten Tyrannen können milder gestimmt werden und — sie sind sterblich. Was uns zermalmt, ist kein lebendes Wesen, kein Organismus mit Nerven, Gehirn und Blut. Es ist ein System, ein Ding, eine furchtbare Maschine, die sich fortbewegt auf ihrem widerstandslosen Wege, kalt und leblos, ohne Willen oder Gefühl. Fest wie Diamant, tötet, martert und vernichtet sie, Gesetzen gehorchend, die weit außer unserm Gesichtskreis liegen. Wenn Valdez und Munebraga und das ganze Inquisitionsgericht beim Morgenlicht Leichen wären, so würde doch kein einziger Kerker der Triana seine erbarmungslosen Thore öffnen."

„Das glaube ich nicht," erwiderte Gonsalvo etwas ruhiger. „Es würde doch sicher eine Verwirrung entstehen, welche Freunde der Gefangenen benutzen könnten, und dies ist mein Beweggrund, mich Dir zu vertrauen. Du kennst vielleicht die, welche, wenn ihnen die Gelegenheit geboten würde, eine kühne That wagen würden, um die, welche ihnen die Liebsten auf Erden sind, vor Folter und Tod zu retten."

Aber Gonsalvo las in Carlos' traurigem Gesicht keine Antwort auf den fragenden Blick, mit dem er dies sagte. Nach kurzem Schweigen fuhr er fort:

„Nimm selbst das Schlimmste an! Jedenfalls braucht das heilige Offizium einen kleinen Aderlaß und wird sich viel besser danach befinden. Was auch der Erfolg sein möge, Munebraga wird den Blitz meiner Klinge sehen und sich vorsehen, wie er seine Gefangenen behandelt und wen er verhaftet."

„Ich beschwöre Dich, denke an Dich selbst!“ sagte Carlos.

Gonsalvo lächelte. „Ich weiß, ich werde die That bezahlen müssen,“ sagte er, „wie die, welche den Inquisitor Pedro Arbues vor dem Hochaltar in Saragossa erschlugen. Aber“, hier verschwand das Lächeln, und der starre, feste Blick kehrte in sein Antlitz zurück, „ich werde nicht mehr bezahlen müssen für die triumphierende Rache eines Mannes, als diese Teufel es wagen werden, einem zarten, fein erzogenen Mädchen für das Verbrechen mystischer Betrachtung und einiger nicht gehörig durch ein Ave abgerundeter Gebete aufzuerlegen.“

„Das ist wahr. Aber sie leidet nicht allein; Gott ist mit ihr.“

„Ich kann allein leiden.“

Um dieses Wort beneidete ihn Carlos. Ihm schauderte vor Einsamkeit, vor Leiden, vor dem bloßen Gedanken an Kerker und Folterkammer. Und gerade in dem Augenblick schlug die erste Viertelstunde seiner Gnadenfrist vom Turm San Vincente. Wie, wenn er und Pepe sich verfehlten? Er wollte jetzt nicht daran denken. Was auch geschah, Gonsalvo mußte gerettet werden. Er fuhr fort:

„Hier kannst Du allein leiden und stark sein, aber wie wirst Du hernachmals die lange Einsamkeit ertragen, ausgeschlossen von Gottes Gegenwart, von Licht und Leben und Hoffnung? Bist Du es zufrieden, daß Ihr beide, Du und die, für welche Du Dein Leben giebst, für alle Ewigkeiten getrennt sein sollten?“

„Nein! Ich werfe mein Los mit dem ihren zusammen. Wenn die Kirche sie verflucht — rein und heilig, wie sie immer war —, so soll ihr Anathema auch auf mich fallen. Wenn nur die Schlüssel der Kirche den Himmel öffnen, werden wir beide, sie und ich, draußen stehen.“

„Doch sie wird in den Himmel kommen. Aber Du?“

Gonsalvo zögerte. „Das Blut eines Bösewichts wird mir nicht den Weg versperren,“ sagte er.

„Gott spricht: „Du sollst nicht töten!““

„Was wird dann Gott mit Gonzales de Munebraga thun?“

„Er wird das mit ihm thun, was, wenn Du es Dir nur träumen ließest, Deinen wildesten Haß in das tiefste, traurigste

Mitleid verwandeln würde. Hast Du Dir's klar gemacht, was die Spanne unsers Lebens im Vergleich zu den unzählbaren Jahrtausenden der Ewigkeit ist? Bedenke: Für die Auserwählten Gottes ein paar Wochen, höchstens ein paar Monate der Einsamkeit, der Furcht und des Schmerzes, und das Ende vielleicht — aber das, wie es ihm gefällt — jedenfalls ein Ende. Und nun zähle die Millionen Jahre, fülle sie mit der Freude des Sieges und der Gegenwart und Liebe Christi selbst — können sie sich nicht damit zufrieden geben und wir für sie?"

„Bist Du für Dich selbst damit zufrieden?" unterbrach ihn Gonsalvo plötzlich. „Du fliehst?"

Die Farbe schwand aus Carlos' Gesicht. Seine Augen senkten sich zu Boden. „Christus hat mich noch nicht gerufen," antwortete er in leiserem Ton. Es folgte eine Stille, dann fuhr er fort: „Wende Dich nun nach der andern Seite! Würdest Du in dieser Stunde mit Gonzales de Munebraga tauschen? Aber nimm ihm seine Güter, seinen Pomp, seinen sündhaften, blutgetränkten Luxus, was bleibt ihm dann? Ewiges Feuer, das bereitet ist dem Teufel und seinen Engeln."

„Ewiges Feuer!" wiederholte Gonsalvo, als ob ihm der Gedanke gefiele.

„Überlasse ihn der Hand Gottes! Es ist eine stärkere Hand als die Deine, Gonsalvo!"

„Ewiges Feuer! Ich will ihn diese Nacht da hineinschicken."

„Und wohin wolltest Du Deine eigne sündige Seele schicken?"

„Gott könnte vergeben, wenn auch die Kirche verfluchte."

„Möglich. Aber in Gottes Himmel einzugehen, bedarf es noch mehr als Vergebung."

„Was?" fragte Gonsalvo halb müde, halb ungläubig.

„Heiligung, ohne die kein Mensch den Herrn sehen kann."

„Heiligung?" fragte Gonsalvo, als ob das Wort ihm fremd sei und er dessen Bedeutung nicht verstände.

„Ja," fuhr Carlos mit eindringlichem und immer wachsendem Ernste fort. „Wenn nicht aus Deinem leidenschaftlichen Herzen Rache und Haß verbannt sind, kannst Du nimmer Gott sehen, nimmer dahin kommen, wo —"

„Genug der Tändeleien!" unterbrach ihn Gonsalvo mit zorniger Ungeduld. „Ich habe schon zu lange gezögert und Deinem eitlen Geschwätz zugehört. Priester und Frauen begnügen sich mit Worten; brave Männer handeln. Leb' wohl!"

„Ein Wort noch, nur eins!" Carlos trat näher und legte die Hand auf seines Vetters Arm. „Nein, Du sollst mich anhören. Scheint es Dir so unglaublich, daß Dein Herz verwandelt und erweicht werden kann durch eine Liebe, wie der sie hatte, der am Kreuz für Seine Mörder betete? Und doch kann es geschehen. Er kann es machen. Er schenkt Vergebung, Heiligung, Frieden, Frieden, wie Du ihn Dir nicht träumen läßt, den aber sie schon in vollem Maße kennt. O Gonsalvo, besser, da mit ihr vereinigt werden, wohin sie jetzt geht, als Deine Seele, um sie zu retten, in wildes, rasches, höchst nutzloses Verderben stürzen."

„Nutzlos! Wenn das wahr wäre —"

„Wer kann daran zweifeln?"

„Hätte ich nur Zeit zu überlegen —"

„Nimm sie Dir in Gottes Namen und bete zu Ihm, daß Er Dich vor einem großen Verbrechen bewahre!"

Einige Augenblicke saß er still wie ein Toter. Dann regte er sich plötzlich. „Schon läuft die Stunde ab!" rief er aus. „Ich werde zu spät kommen. Thor, der ich war, mich beinahe von meinem Vorhaben abbringen zu lassen durch die müßigen Worte eines — die Schwäche ist jetzt vorüber. Doch ehe wir scheiden, gieb mir Deine Hand, Don Carlos, denn auf Ehre, Du hast mir nie halb so gut gefallen."

Carlos streckte sie ihm sehr traurig entgegen, etwas verwundert, daß der energische Gonsalvo nicht von seinem Sitz aufsprang, um sich zum Gehen vorzubereiten.

Gonsalvo rührte sich nicht; nicht einmal, um die dargebotene Hand zu nehmen. Eine Todtenbläße übergoß sein Antlitz, und ein Schrei des Entsetzens wollte sich seinen Lippen entringen; aber er drängte ihn zurück. „Wunderbar, es ist etwas nicht richtig mit mir," sagte er, „ich kann mich nicht bewegen. Ich fühle mich erstorben — erstorben — von den Hüften abwärts."

„Gott hat vom Himmel zu Dir geredet," sagte Carlos feierlich. Ihm war, als sei eine Verzauberung vor seinen Augen vor-

gegangen. Sein Protestantismus hatte ihn noch nicht frei von dem Aberglauben seiner Zeit gemacht. Hätte er drei Jahrhunderte später gelebt, so würde er in der Krankheit, mit der Gonsalvo geschlagen wurde, nichts von Zauberei gesehen haben, sondern nur die einfache Folge heftiger Aufregung, die auf einen schon geschwächten Körper wirkte.

Doch der glaubenslose Gonsalvo war der abergläubischere von beiden. Er lag in Fehde mit dem Glauben, in dem er erzogen war, und jener ältere und tiefere Aberglaube, der seine Wurzel nur im natürlichen Menschen hat, hatte eben aus diesem Grunde eine größere Macht über ihn.

„Tot — tot," wiederholte er in gebrochenem, entsetztem Flüstern, „die Glieder, die ich mißbraucht habe — die Füße, die mich in die Sünde getragen haben! Gott, Gott, erbarme Dich meiner! Es ist Deine Hand!"

„Es ist Seine Hand. Ein Zeichen, daß Er Dich nicht verlassen hat, daß Er Dich zu Sich zurückbringen will. O mein Vetter, verzweifle nicht! Hoffe noch auf Sein Erbarmen, denn es ist groß!"

Carlos kniete neben ihm nieder, nahm seine widerstandslose Hand in die seine und sprach ernste, liebevolle Worte der Hoffnung und des Trostes. Das letzte Viertel vor dem einmaligen Schlag, welcher anzeigen sollte, daß die zu seiner Flucht bestimmte Stunde vorüber sei, tönte von der Uhr des Kirchturms. Aber er bewegte sich nicht — er hatte sich selbst vergessen. Endlich jedoch sagte er: „Aber vielleicht kann etwas geschehen, um Dir Erleichterung zu verschaffen. Du mußt ohne Verzug ärztliche Hilfe haben. Ich hätte früher daran denken sollen. Ich will das Haus wecken."

„Nein, das würde Dich in Gefahr bringen. Geh' Deines Weges und sage dem Pförtner, daß er es thue, wenn Du fort bist!"

Es war zu spät. Das Haus war erweckt. Ein lautes, gebieterisches Klopfen an der Außenpforte trieb beiden das Blut zum Herzen mit plötzlicher, schrecklicher Furcht. Es folgte der Lärm von geöffneten Thüren, von Schritten, Stimmen, Geschrei.

Gonsalvo war der erste, der alles verstand. „Die Alguazils des heiligen Offiziums!" rief er aus.

„Ich bin verloren!“ rief Carlos, und große Tropfen sammelten sich auf seiner Stirn.

„Verbirg Dich!“ sagte Gonsalvo; aber er wußte, daß seine Worte vergeblich waren. Sein scharfes Ohr hatte schon seines Vetters Namen gehört, und schon tönten Fußtritte auf der Treppe.

Carlos blickte im Zimmer umher. Einen Augenblick ruhte sein Auge auf dem Fenster, welches 80 Fuß über dem Erdboden war. Besser, da hinausspringen und sterben! Nein, das wäre Selbstmord. In Gottes Namen wollte er sie männlich erwarten.

„Du wirst durchsucht werden,“ flüsterte Gonsalvo rasch. „Hast Du irgend etwas bei Dir, das Deine Gefahr vermehren könnte?“

Carlos zog die köstliche Gabe des heldenmütigen Juliano aus ihrer verborgenen Stätte.

„Ich will es verbergen,“ sagte sein Vetter, und es hastig nehmend, versteckte er es in seiner Weste, wo es in eigentümlicher Nachbarschaft lag mit einem kleinen, scharf geschliffenen Dolch, der nie gebraucht werden sollte.

Das Fackellicht drinnen, vielleicht auch die Stimmen, leiteten die Alguazils zu dem Zimmer. Eine Hand wurde auf den Thürgriff gelegt. „Sie kommen, Carlos,“ rief Gonsalvo, „und ich bin Dein Mörder!“

„Nein, nein, es ist nicht Deine Schuld. Erinnere Dich dessen immer,“ sagte Carlos, „der in seiner höchsten Seelenangst noch großmütig war!“ Einen kurzen Augenblick, der ihm wie eine Ewigkeit schien, war er taub für alle Außendinge. Dann war er wieder er selbst.

Und vielleicht mehr als er selbst. Jetzt wie in andern Momenten größter Aufregung kam der Geist seines Geschlechtes über ihn. Als die Alguazils eintraten, war es Don Carlos Alvarez de Santillanos y Menaya, der ihnen entgegentrat mit gekreuzten Armen, mit festem Blick und bleicher, aber furchtloser Stirn.

Alles ging ruhig und in guter Ordnung vor sich. Don Manuel, aus seinem Schlummer erweckt, erschien mit den Alguazils und bat ehrerbietig, die Vollmacht sehen zu dürfen, nach welcher sie handelten. Sie wurde vorgezeigt, und alle konnten sehen, daß sie gehörig unterzeichnet und mit dem berühmten Siegel versehen

war — dem Schwert und dem Ölzweig, dem Hund mit dem Feuerbrand der schwer beleidigten „justitia et misericordia".

Wäre Don Manuel Alvarez König aller Spanier und Carlos sein Thronerbe gewesen, so hätte er nicht den geringsten Widerstand entgegensetzen dürfen. Er hatte auch nicht den Wunsch zu widerstreben. Er beugte sich gehorsam und erklärte seine und seiner Familie Ergebenheit für den Glauben und für das heilige Offizium. Aber er fügte hinzu — vielleicht nur, um einer Form zu genügen —, er könne viele Zeugen von unantastbarem Charakter vorführen für seines Neffen Rechtgläubigkeit und hoffe, ihn von allen gehässigen Verdächtigungen, die Ihre Herrlichkeiten veranlaßt, ihn verhaften zu lassen, gereinigt zu sehen.

Unterdessen knirschte Gonsalvo mit den Zähnen in ohnmächtiger Wut und Verzweiflung. Er würde sein Leben gegeben haben für zwei Minuten der Gesundheit und der Kraft, um sich plötzlich auf die Häscher zu stürzen und Carlos Zeit zur Flucht zu verschaffen, möchten die Folgen solcher wahnsinnigen Tollkühnheit sein, welche sie wollten. Aber die Bande der Krankheit, stärker als eherne Fesseln, machten den Körper zum Gefängnis für den entrüsteten, gequälten Geist.

Carlos sprach zum erstenmal. „Ich bin bereit, mit Euch zu gehen," sagte er zu dem Anführer der Alguazils. „Wünscht Ihr mein Zimmer zu durchsuchen, es steht Euch frei; es ist das Zimmer über diesem."

Da er jede Einzelheit solcher Szene schon tausendmal in der Vorstellung durchgemacht hatte, so wußte er, daß die Prüfung von Papieren und persönlichen Effekten meist dazu gehörte, und er fürchtete sie nicht, da er in der Vorbereitung zu seiner Flucht sorgfältig alles zerstört hatte, was ihm oder irgend jemand anderm Gefahr bringen konnte.

„Don Carlos — Vetter," rief Gonsalvo plötzlich, als jener, umgeben von den Offizianten, das Zimmer verlassen wollte, „geh' mit Gott! Einen tapferern Mann als Dich habe ich nie gesehen."

Carlos warf ihm einen langen, traurigen Blick zu. „Sage es Ruy!" flüsterte er — das war alles. Dann hörte man

Schritte über ihnen, nicht erregt oder zornig, sondern kühl und geschäftsmäßig, selbst höflich.

Dann näherten sich die Schritte wieder, kamen an Gonsalvos Zimmer vorbei, tönten den Korridor entlang, wurden schwächer auf der Haupttreppe und verklangen im Hofe.

Kaum eine Stunde später öffnete sich das Hauptthor der Triana, um ein neues Opfer aufzunehmen. Der ernste, wohlbekannte Thorwart hielt es offen, sich tief verbeugend, bis der Gefangene und seine Wache hindurchgeschritten waren. Dann wurde es wieder zugeschlagen, verrammelt und verriegelt und Carlos Alvarez ausgeschlossen von aller Hilfe und Hoffnung, allem Mitleiden und Erbarmen, ausgenommen dem Erbarmen Gottes.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Meines Bruders Hüter.

Ungefähr eine Woche später stieg Don Juan Alvarez an seines Oheims Thür vom Pferde. Sein Ruf brachte alsbald den Pförtner herbei, einen „reinen alten Christen", der beinahe sein ganzes Leben im Dienste der Familie zugebracht hatte. „Gott segne Euch, Vater!" sagte Juan. „Ist mein Bruder zu Hause?"

„Nein, Sennor —" der alte Mann zögerte und sah verlegen aus.

„Wo kann ich ihn finden?" rief Juan. „Sage es mir sogleich, wenn Du es weißt!"

„Wenn es Euer Herrlichkeit gefällt, ich — ich weiß gar nichts. Wenigstens — alle Heiligen seien uns gnädig! . . ." und er zitterte von Kopf bis zu Fuß.

Juan schob ihn beiseite, ihn in seiner Eile fast umrennend, und stürmte atemlos in seines Onkels Zimmer, welches rechts vom Hofe lag.

Don Manuel war darin und saß an einem Tisch, einige Papiere durchsehend.

„Wo ist mein Bruder?" fragte Juan ernst und kurz und suchte mit seinen durchdringenden schwarzen Augen seines Onkels Gesicht zu erforschen.

„Die Heiligen stehen uns bei!" rief Don Manuel, fast aufgeschreckt aus seiner gewöhnlichen Haltung. „Welche Tollheit führt Dich her?"

„Wo ist mein Bruder?" wiederholte Juan in demselben Ton ohne eine Muskel zu bewegen.

„Sei ruhig — sei vernünftig, Neffe Don Juan! Mache kein Aufsehen! Das würde es für uns alle noch schlimmer machen. Wir haben alles gethan, was wir konnten —"

„Ums Himmels willen, Sennor, wollt Ihr mir antworten?"

„Habe Geduld! Ich wollte sagen, wir haben gethan, was wir konnten, und mehr, als wir durften. Es war seine Schuld, wenn er Verdacht erregte und verhaftet —"

„Verhaftet? So komme ich zu spät!" Und auf den nächsten Sessel sinkend, bedeckte er das Gesicht mit beiden Händen und stöhnte laut.

Don Manuel Alvarez hatte nie gelernt, die Heiligkeit eines großen Schmerzes zu ehren. Sich da eindrängend, wo Leute seines Schlages einzudringen sich wohl scheuen sollten, maßte er sich an zu trösten. „Komm, Neffe Juan!" sagte er. „Du weißt so gut wie ich, daß „Wasser, das vorbeigeflossen, keine Mühle drehen kann, und daß es nicht gut ist, das Seil dem Eimer nachzuwerfen". Geschehenes kann man nicht ändern; wir können nur schlimmeres Unglück in Zukunft zu vermeiden suchen."

„Wann war es?" fragte Juan ohne aufzusehen.

„Vor einer Woche."

„Sieben Tage und Nächte?"

„So ungefähr. Aber Du — hast Du solche Passion, Dich selbst zu Grunde zu richten, daß Du hierher zurückkommen mußt, wenn Du sicher und wohlgeborgen in Nuera bleiben konntest?"

„Ich kam, um ihn zu retten."

„Unerhörte Thorheit, wenn Du Dich auf diese Dinge eingelassen hast — und es ist nur zu wahrscheinlich, da Du beständig mit ihm warst — obgleich alle Heiligen verhüten mögen, daß ich von einem ehrlichen Soldaten wie Du irgend etwas Schlimmeres als Unvorsichtigkeit annehmen sollte. — Weißt Du nicht, daß sie ihm mit leichter Mühe die ganze Wahrheit entringen werden und Dein Leben dann keinen Kupfermaravedi wert ist?"

Juan sprang auf seine Füße und sprühte Zorn und Verachtung in seines Onkels Antlitz. „Wer es wagt, solche niederträchtige Verleumdung anzudeuten," rief er, „der soll es, meiner Treu, bereuen, und wenn er zehnmal mein Oheim wäre! Don

Carlos Alvarez hat niemals ein Vertrauen verraten und wird es niemals thun, mögen diese Bösewichter mit ihm machen, was sie wollen! Aber ich kenne ihn: er wird sterben, oder noch schlimmer: sie werden ihn wahnsinnig machen." Hier versagte Juan die Stimme, und er stand in stummem Entsetzen und betrachtete das schreckliche Bild, das vor seiner Seele aufstieg.

Seine Heftigkeit erschreckte Don Manuel. „Du kannst am besten beurteilen, welcher Gefahr Du Dich aussetzen darfst," sagte er. „Aber laß mich Dir sagen, Sennor Don Juan, daß ich Dich unter diesen Umständen für einen etwas gefährlichen Gast unter meinem Dache halte. Die Alguazils des heiligen Offiziums zweimal in meinem Hause zu haben, wäre genug, um mir alle meine Stellen zu kosten, der Schande nicht einmal zu gedenken."

„Ihr sollt keinen Real durch mich oder die Meinigen verlieren!" erwiderte Juan stolz.

„Ich habe aber nicht gemeint, daß ich Dir meine Gastfreundschaft versagen wolle," sagte Don Manuel erleichtert, aber doch ein wenig unbehaglich, vielleicht selbst reuig.

„Aber ich meine, Sennor, daß ich sie ablehne. Ich habe nur zwei Vergünstigungen von Euch zu erbitten, die eine, daß Ihr mir freien Verkehr mit meiner Verlobten gewährt, die andre, daß Ihr mir erlaubt" — seine Stimme zitterte und versagte ihm. Mit großer Anstrengung fuhr er fort: „daß Ihr mir erlaubt, meines Bruders Zimmer und die Sachen, die er etwa zurückgelassen, zu untersuchen."

„Jetzt sprichst Du etwas vernünftiger," sagte sein Onkel, der die Selbstbeherrschung entrüsteten Stolzes für wirkliche Ruhe hielt. „Aber was Deines Bruders Sachen betrifft, so kannst Du Dir die Mühe sparen, denn die Alguazils haben sie am Abend seiner Verhaftung versiegelt und später fortgeholt. In betreff der andern Angelegenheit kann ich nicht sagen, was Donna Beatrice über die Verbindung denken mag nach der Beschimpfung, welche Euer Zweig der Familie sich zugezogen hat."

Ein brennendes Rot stieg in Juans Wangen, als er antwortete: „Ich vertraue meiner Braut ebenso, wie ich meinem Bruder traue."

„Du kannst die Dame selbst sprechen. Es gelingt ihr vielleicht besser wie mir, Dich zu überzeugen, daß Du auf Deine eigne Sicherheit bedacht sein mußt; denn wenn Du nicht toll bist, gehst Du sofort nach Nuera zurück, das Du nie hättest verlassen sollen, oder Du ergreifst die nächste Gelegenheit, um zur Armee zu stoßen."

„Ich werde mich nicht von Sevilla rühren, bis ich meines Bruders Befreiung erlange, oder —" Juan nannte die andre Alternative nicht. Er legte unwillkürlich die Hand an seinen Gürtel, in welchem er gewisse Familienjuwelen verbarg, aus denen er eine beträchtliche Summe zu lösen hoffte, denn seine letzte schwache Hoffnung für Carlos war ein weiser Appell an den allmächtigen „Don Dinero".*)

„Dann wirst Du uns niemals verlassen," sagte Don Manuel, „und Du mußt mich entschuldigen, wenn ich Deine Thorheit nicht begünstige und Dir nicht dabei helfe. Deines Bruders Sache hat mir und den Meinigen schon mehr als zuviel gekostet. Wenn es sich nur um die Schande handelte, wäre es mir tausendmal lieber, wenn jemand in meinem Hause an der Pest gestorben wäre. Und wie schrecklich ist es, die Schande ist noch nicht alles. Seit jener unseligen Nacht ist mein unglücklicher Sohn Gonsalvo, in dessen Zimmer die Verhaftung stattfand, zum Tode krank und von Sinnen."

„Don Gonsalvo? Was führte meinen Bruder in sein Zimmer?"

„Der Teufel, dem er dient, mag das wissen. Ich weiß es nicht. Man fand ihn dort mit Schwert und Mantel, bereit auszugehen, als die Beamten kamen."

„Hat er keine Botschaft, kein Wort für mich zurückgelassen?"

„Kein Wort. Ich weiß nicht, ob er überhaupt gesprochen hat, außer um den Alguazils seine persönlichen Effekten zu zeigen. Man muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß nichts Verdächtiges darunter gefunden wurde. Aber je weniger über die Sache geredet wird, desto besser. Ich wasche meine Hände über die Sache wie über ihn selbst. Ich dachte, er würde der Familie Ehre machen, aber er ist ihr zur peinlichsten Schmach geworden."

---

*) Herr Thaler.

„Sennor, was Ihr über ihn sagt, sagt Ihr auch über mich," sagte Juan, blaß vor Zorn, „und ich habe schon reichlich genug gehört."

„Wie es Euch beliebt, Sennor Don Juan."

„Ich werde Euch nur noch wegen der Gunst belästigen, die Ihr mir zugesagt habt — der Erlaubnis, Donna Beatrice aufzuwarten."

„Ich werde sie von Eurer Anwesenheit in Kenntnis setzen und ihr anheimgeben, nach ihrem Ermessen zu handeln." Und froh, dem Zwiegespräch ein Ende machen zu können, verließ Don Manuel das Zimmer.

Juan warf sich in einen Sessel und gab sich einem Anfall tiefsten Schmerzes über seinen Bruder hin.

Er war so hingenommen von seinem Kummer, daß er die leichten Schritte nicht hörte, die sich ihm näherten.

Endlich berührte eine kleine Hand seinen Arm. Er erschrak und blickte auf. Wie groß auch die Angst seines Herzens sein mochte, war er doch noch der hingebende Anbeter von Donna Beatrice, und so fand ihn der nächste Augenblick auf den Knieen, ihre Hand mit Küssen bedeckend.

„Der treue Sklave seiner Gebieterin", sagte Don Juan in der üblichen Redeweise seiner Zeit, „ist heute von Schmerz zerrissen. Wir haben weder Vater noch Mutter gekannt, und wir waren immer nur unsrer zwei —"

„Habt Ihr meinen Brief nicht bekommen, in dem ich Euch bat, in Nuera zu bleiben?" fragte die Dame.

„Verzeihung, Königin meines Herzens, daß ich darin Euren Wunsch mißachtete! Aber ich kannte seine Gefahr und kam, ihn zu retten — ach, zu spät!"

„Ich weiß nicht, ob ich Euch verzeihe, Don Juan!"

„Dann maße ich mir an, Donna Beatrice besser zu kennen, als sie sich selbst kennt. Sie würde mir kaum haben verzeihen können, wenn ich anders gehandelt hätte. Wie wäre es mir möglich gewesen, an meine eigne Sicherheit zu denken und ihn allein und ohne Beistand in so fürchterlicher Gefahr zu lassen?"

„Ihr räumt Gefahr ein — auch für Euch?"

„Es kann sein, Sennora!"

„Weh uns! Warum, in des Himmels Namen, habt Ihr Euch so weit eingelassen? O Don Juan, Ihr seid sehr grausam gegen mich gewesen!"

„Licht meiner Augen, Leben meines Lebens, was meint Ihr mit diesen Worten?"

„War es nicht grausam, daß Ihr Eurem Bruder gestattetet, Euch durch sein weiches, gewinnendes Wesen und seine sanften, täuschenden Worte Schritt vor Schritt von dem Glauben unsrer Väter abzubringen, bis er Euch in — ich weiß nicht was für schreckliche — Ketzereien verwickelt hat und Euch, Eure Ehre, Eure Freiheit, Euer Leben — alles in Gefahr bringen ließ?"

„Wir suchten nur die Wahrheit."

„Wahrheit?" wiederholte Beatrice mit einem verächtlichen Stampfen ihres kleinen Fußes und einer Bewegung mit ihrem Fächer. „Was heißt Wahrheit? Was kann mir Wahrheit für Trost geben, wenn diese grausamen Männer Euch um Mitternacht aus dem Bette reißen, Euch an jenen schrecklichen Ort bringen, Euch auf die Folter spannen?" Aber dieses letzte Schreckgespenst war zuviel für sie. Donna Beatrice verbarg ihr Gesicht in ihre Hände und weinte und schluchzte leidenschaftlich.

Juan tröstete sie mit allen zärtlichen Künsten eines Liebhabers. „Ich werde sehr vorsichtig sein, Geliebte," sagte er endlich und fügte hinzu, indem er in ihr schönes Antlitz blickte: „Ich habe zuviel, wofür ich leben möchte, um nicht mein Leben sehr wert zu halten."

„Wollt Ihr versprechen zu fliehen, gleich die Stadt zu verlassen, ehe Verdacht erregt ist, der die Flucht unmöglich machen könnte?"

„Meine erste und einzige Liebe, ich würde sterben, um Euren geringsten Wunsch zu erfüllen, aber dies *kann* ich nicht thun."

„Und warum nicht, Sennor Don Juan?"

„Könnt Ihr fragen? Ich muß alles wagen, alles einsetzen für die Möglichkeit — wenn es noch eine Möglichkeit giebt —, ihn zu retten oder wenigstens sein Los zu mildern."

„So möge Gott uns beiden helfen!" sagte Donna Beatrice.

„Amen! Betet zu Ihm Tag und Nacht, Sennora! Vielleicht hat Er Erbarmen mit uns."

„Es ist keine Aussicht, Don Carlos zu retten. Wißt Ihr nicht, daß von allen Gefangenen, die das heilige Haus aufnimmt, kaum einer unter Tausenden herauskommt, um seine Stelle in der Welt wieder einzunehmen?"

Juan schüttelte den Kopf. Er wußte wohl, daß seine Aufgabe fast hoffnungslos war; aber selbst Donna Beatrice konnte seinen Entschluß nicht wankend machen.

Aber er dankte ihr in starken, leidenschaftlichen Worten für ihr Vertrauen und ihre Treue gegen ihn. „Keine Trübsal kann uns scheiden, Geliebte," sagte er, „nicht einmal, was sie so fälschlich „Schande" nennen. Ihr seid mein Stern, der mir durch alle Finsternisse leuchtet."

„Ich habe mich Euch verlobt."

„Meines Onkels Familie mag versuchen, uns zu trennen, und ich glaube, sie wird es, aber die Königin meines Herzens wird ihrer eiteln Worte nicht achten."

Donna Beatrice lächelte. „Ich bin eine Lavella," sagte sie. „Kennt Ihr nicht unser Motto: „Treu bis in den Tod"?"

„Es ist ein herrliches Motto. Möge es auch das meine sein!"

„Habt acht, was Ihr thut, Don Juan! Wenn Ihr mich liebt, werdet Ihr Eure Schritte wohl bewachen, denn wohin sie auch führen, werden die meinigen Euch folgen." Dies sagend, stand sie auf und blickte ihm in das Gesicht mit hochroten Wangen und strahlenden Augen.

Diese Worte konnten wohl das Herz jedes Liebenden mit Freude und Dankbarkeit erfüllen. Aber in dem Blick, der sie begleitete, lag etwas, das Freude und Dank in unbestimmte Furcht und Sorge verwandelte. Juans Herz zitterte, obwohl er nicht wußte warum, als er sagte: „Meine Königin sollte nie anders als auf Blumenpfaden wandeln."

Beatrice ergriff ein kleines goldenes Kruzifix, das mit einem Korallen-Rosenkranz an ihrem Gürtel hing: „Seht Ihr dies Kreuz, Don Juan?"

„Ja, Sennora!"

„In der fürchterlichen Nacht, als Euer Bruder in das Gefängnis geschleppt wurde, habe ich einen heiligen Eid darauf geschworen. Ihr hieltet mich für ein Kind, Don Juan, als Ihr mir Kapitel aus Eurem Buche vorlaset und frei mit mir redetet über Gott und Glauben und der Seelen Seligkeit. Vielleicht war ich ein Kind in vielen Dingen, denn ich hielt sie für gute Worte; wie konnten sie anders sein, da Ihr sie sprachet. Ich lauschte und glaubte nach meiner Weise, dachte aber die ganze Zeit mehr an die hübschen Fächer und Schmucksachen, die Ihr mir mitbrachtet, oder an diese und jene Mantille, die ich in der Messe gesehen hatte. Aber Euer Bruder riß endlich den Schleier von meinen Augen und lehrte mich verstehen, daß diese täuschenden Worte, mit denen ein Kind kindisch spielte, das Verbrechen seien, für das es weder hier noch dort Verzeihung giebt. Über das „dort" weiß ich nichts; über das „hier" weiß ich, Gott helfe mir, nur zuviel! Vornehme Damen, die nicht mehr als ich verwickelt waren, haben ihre vergoldeten Prunkgemächer mit den Kerkern der Triana vertauschen müssen. Aber für mich schadet es nicht so viel. Denn ich bin nicht wie andre Mädchen, die Vater und Mutter haben und Schwestern und Brüder, die sie lieb haben. Außer Don Carlos — der um Euretwillen gut zu mir war — hat mir niemand jemals etwas andres erwiesen als die halb mitleidige Freundlichkeit, wie man sie etwa einem Lieblingspapagei aus Indien schenkt. Deshalb, weil ich dies alles bedachte und Eure sorglose Natur wohl kannte, Sennor Don Juan, schwur ich in jener Nacht bei diesem heiligen Kreuze, daß, wenn Ihr durch unglückliche Fügung wegen Ketzerei ergriffen würdet, ich den nächsten Tag nach der Triana gehen würde, um mich desselben Verbrechens anzuklagen."

Juan zweifelte keinen Augenblick, daß sie es thun werde, und so schlang sie eine Kette um ihn, fein wie Seide, aber fest wie Diamant.

„Um meinetwillen, Donna Beatrice —" begann er zu flehen.

„Um meinetwillen wird Don Juan sein Leben und seine Freiheit wahren," unterbrach sie ihn mit einem Lächeln, in welchem zwar ein wenig Traurigkeit, aber viel mehr Triumph lag. Sie

kannte die Macht, die sie durch ihren Entschluß über ihn gewann. Sie hatte sie teuer erkauft und wollte sie gebrauchen. „Ist es noch Euer Wunsch, hierzubleiben, oder wollt Ihr in das Ausland gehen und bessere Zeiten erwarten?"

Juan zögerte einen Augenblick.

„Es bleibt mir keine Wahl, so lange Carlos ohne Trost im Kerker schmachtet," sagte er endlich fest, obwohl sehr traurig.

„Dann wißt Ihr, was Ihr einsetzt," antwortete Beatrice, deren Willenskraft es mit der seinigen aufnehmen konnte.

In wunderbar kurzer Zeit hatten Liebe und Schmerz das junge, kindische Mädchen in ein leidenschaftliches, entschlossenes Weib verwandelt mit allem Feuer ihres südlichen Himmels im Herzen.

Ehe er ging, flehte Juan um die Erlaubnis, sie an demselben Tage zu besuchen. Aber hier zeigte sie wieder eine scharfsinnige Besorgnis um ihn, welche ihn in Erstaunen setzte. Sie warnte ihn vor ihren Vettern Manuel und Balthasar, die, wenn sie ihn in Gefahr wußten verhaftet zu werden, im stande waren, selbst gegen ihn zu zeugen, um sich einen Teil seiner Erbschaft zu sichern, oder sie konnten dasselbe Ziel erreichen ohne die Schmach solcher Erniedrigung, wenn sie ihn einfach mit ihren Dolchen aus dem Wege räumten. Jedenfalls war seine häufige Anwesenheit im Hause nicht wünschenswert und konnte gefährlich werden; aber sie versprach, ihn durch gewisse Signale — welche sie verabredeten — zu benachrichtigen, wenn er sie ohne Gefahr besuchen könne. Dann wandte Don Juan, nachdem er ihr Lebewohl gesagt, mit schwerem Herzen dem Hause seines Oheims den Rücken.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Sturm geerntet.

Es waren beinahe vierzehn Tage vergangen, als ein kleines Spitzentaschentuch, welches abends aus einem der wenigen Fenster von Don Manuels Hause, die nach der Straße sahen, herabwehte, dem Don Juan das Zeichen gab, daß ihm gestattet sei, am nächsten Tage Einlaß zu begehren. Die Thür wurde ihm geöffnet, aber er durchspähte den Hof und alle angrenzenden Gänge und Zimmer, ohne das Gesicht zu sehen, welches er suchte. Er begegnete niemand, nicht einmal einem Diener, denn es war der Vorabend des Himmelfahrtstages, und fast der ganze Hausstand war aus, um das große Tabernakel zu sehen, welches mit Gepränge in die Kathedrale getragen wurde als Vorbereitung für die Feierlichkeiten des folgenden Tages.

Dies schien ihm eine günstige Gelegenheit, endlich sein Verlangen zu befriedigen, das Zimmer zu sehen, das sein Bruder so lange bewohnt hatte. Obgleich sein Onkel ihm das Gegenteil gesagt hatte und seine eigne Vernunft es bestätigte, konnte er die Hoffnung nicht aufgeben, daß irgend etwas, das ihm gehörte — vielleicht sogar ein Wort oder eine Zeile seiner Hand — sein eifriges Suchen belohnen möchte.

Er stieg die Stufen hinauf, nicht verstohlen, als ob er sich seines Vorhabens schäme, denn niemand hatte das Recht, es ihm zu verbieten. Er erreichte den Turm, ohne jemand zu begegnen, hatte aber kaum die Treppe betreten, die zu dem oberen Zimmer führte, als er eine Stimme nicht sehr laut „Wer ist da?" rufen hörte. Es war Gonsalvos.

Juan antwortete: „Ich bin es — Don Juan."

„Komm' zu mir um Gottes willen!"

Eine Privatunterhaltung mit einem Wahnsinnigen gilt gewöhnlich nicht für sehr wünschenswert. Aber Juan kannte keine Furcht. Er trat sofort in das Zimmer und war entsetzt über die Veränderung in der Erscheinung seines Vetters. Eine verwirrte Masse schwarzer Haare mischte sich mit seinem Bart und lag unordentlich auf seinem Kissen, während ein paar große, wilde, melancholische Augen die Blässe seines abgezehrten Gesichts noch schärfer hervorhoben. Er lag oder saß vielmehr auf einem Ruhebett, eine gestickte Decke halb über ihn gebreitet und mit einem losen, nachlässig übergeworfenen Gewand bekleidet.

Die Vettern hatten in letzter Zeit nichts weniger als freundschaftlich zu einander gestanden. Dennoch streckte ihm Juan aus Mitleiden seine Hand entgegen; aber Gonsalvo wollte sie nicht berühren.

„Wenn Du alles wüßtest," sagte er, „würdest Du mich niederstoßen, hier, wo ich liege, und so auf einmal dem elendesten Dasein unter Gottes Himmel ein Ende machen."

„Ich fürchte, Du bist sehr krank, mein Vetter!" sagte Juan freundlich, denn er hielt Gonsalvos Worte für eine Ausgeburt seines irren Geistes.

„Von den Hüften abwärts bin ich tot; es ist Gottes Hand, und Er ist gerecht."

„Giebt der Arzt keine Hoffnung, Dich von diesem Anfall zu heilen?"

Mit seinem alten kurzen Lachen antwortete Gonsalvo: „Ich habe keinen Arzt."

Dies muß wohl eine seiner Sinnestäuschungen sein, dachte Juan, oder er hat mit seinem gewohnten Eigensinn, da er Losada nicht haben kann, einen andern zu nehmen verweigert. Laut sagte er: „Das ist nicht recht, Vetter Gonsalvo! Erlaubte Mittel, gesund zu werden, solltest Du nicht vernachlässigen. Sennor Silvestre Areto ist ein sehr geschickter Arzt. Du könntest Dich ihm mit Sicherheit anvertrauen."

„Nur mit dem einen geringen Hindernis — daß mein Vater und meine Brüder mir nicht erlauben würden ihn zu sehen.“

Juan war nicht im Zweifel, wie er diese Behauptung aufzufassen habe. Aber in der Hoffnung, noch etwas von ihm über seinen Bruder zu erfahren, lenkte er die Unterhaltung ab.

„Wann hat Dich diese Krankheit befallen?“ fragte er.

„Mache die Thür leise zu, und ich will Dir alles erzählen — und ach, tritt leise auf, damit nicht meine Mutter, welche erschöpft von Nachtwachen in dem Zimmer unter uns schläft, aufwacht und uns trennt! Dann müßte ich meine Schuld und meine Seelenangst ungebeichtet ins Grab mitnehmen.“

Juan gehorchte und setzte sich neben seines Vetters Lager.

„Setze Dich so, daß ich Dein Gesicht sehen kann!“ sagte Gonsalvo. „Ich will auch davor nicht zurückschrecken. Don Juan, ich bin der Mörder Deines Bruders.“

Juan fuhr zurück und wechselte die Farbe. „Wenn ich nicht glaube, daß Du wahnsinnig bist —“

„Ich bin ebensowenig wahnsinnig wie Du,“ unterbrach ihn Gonsalvo. „Ich war es in der That. Aber in der fürchterlichen Nacht, als Gott meinen Leib schlug, gewann ich meine Vernunft wieder. Ich erkenne jetzt alles deutlich — zu spät!“

„Soll ich das so verstehen,“ sagte Juan aufspringend und in gemessenem Tone redend, obwohl sein Auge das eines Tigers war — „soll ich das so verstehen, daß Du — Du — meinen Bruder angegeben hast? Wenn dem so ist — danke Gott, daß Du hilflos daliegst!“

„Ganz so verworfen bin ich nicht. Ich wollte kein Haar seines Hauptes verletzen; aber zu seinem Verderben hielt ich ihn hier auf. Ihm waren die Mittel zur Flucht gegeben, und ohne mich würde er in Sicherheit gewesen sein, ehe die Alguazils kamen.“

„Es ist gut für uns beide, daß Deine Schuld nicht größer war; doch kannst Du nicht erwarten, daß ich Dir — jetzt schon vergebe.“

„Ich erwarte keine Vergebung von Menschen,“ sagte Gonsalvo, der es wohl verschmähen mochte, zu seiner Rechtfertigung die großmütigen Worte Carlos' zu wiederholen.

Juan hatte inzwischen seinen Ton gegen seinen Vetter völlig verändert und seine Fassung wiedergewonnen, obwohl er, hingenommen wie er war von dem Gedanken an seinen Bruder, sich selbst nicht Rechenschaft über den Grund dieser Wandlung geben konnte. Er fragte: „Aber warum hieltest Du ihn zurück? Woher wußtest Du seine beabsichtigte Flucht?"

„Er hatte ein sicheres Asyl, das ihm von einem Freunde — ich weiß nicht, von wem — bereitet war," erwiderte Gonsalvo. „Er ging um Mitternacht, es aufzusuchen. Zu derselben Stunde wollte ich auch gehen" — einen Augenblick zögerte er, fuhr dann aber rasch fort — „um den Dolch in meines Feindes Herz zu stoßen. Wir standen uns Auge in Auge gegenüber, und jeder vertraute dem andern sein Vorhaben. Er suchte mich durch Gründe und Bitten von meinem Vorsatz abzubringen, welchen er für ein großes Verbrechen hielt. Aber unserm Wortstreit wurde ein Ende gemacht. Gott legte seine Hand richtend auf mich, und während Carlos zögerte und Worte des Trostes zu mir sprach — tapfer und freundlich, aber vergeblich — kamen die Alguazils, und er wurde ergriffen."

Juan hörte in dumpfem Schweigen zu. „Hat er keine Botschaft, kein Wort für mich zurückgelassen?" fragte er endlich mit leiser Stimme.

„Ja, ein Wort. Voll Bewunderung über die Ruhe, mit der er seinem furchtbaren Schicksal begegnete, rief ich, als sie ihn aus dem Zimmer führten: „Geh' mit Gott, Don Carlos! Einen tapferern Mann als Dich habe ich nie gesehen." Mit einem langen, traurigen Blick, der mich jetzt noch verfolgt, sprach er: „Sage es Ruy!""

Don Juan Alvarez, männlich und stark, wie er war, neigte sein Haupt und weinte. Es waren die ersten Thränen, die der große Schmerz ihm auspreßte — fast die ersten, die er sich je erinnerte vergossen zu haben. Gonsalvo sah nichts Entehrendes darin.

„Weine," sagte er, „weine und danke Gott, daß Deine Thränen nur aus Schmerz, nicht aus Reue fließen!"

Heftiges, schweres Schluchzen schüttelte den starken Körper. Eine Zeitlang war es der einzige Ton, der die Stille unterbrach.

Endlich sagte Gonsalvo langsam: „Er hat mir etwas aufzuheben gegeben, was von Rechts wegen Dir gehören sollte —."

Juan blickte auf. Gonsalvo richtete sich halb auf und zog ein Kissen unter seinem Kopf hervor. Zuerst nahm er den Bezug von seinem Leinen ab, dann steckte er seine Hand in eine Öffnung, die wie ein zufälliger Riß aussah, und zog nicht ohne Mühe ein kleines Buch hervor. Juan ergriff es mit Eifer; er kannte seines Bruders spanisches Testament nur zu wohl.

„Nimm es," sagte Gonsalvo, „aber vergiß nicht, daß es ein gefährlicher Schatz ist!"

„Vielleicht ist es Dir nicht leid, Dich davon zu trennen?"

„Ich verdiene diesen Vorwurf," antwortete Gonsalvo mit ungewohnter Sanftmut, „aber die Wahrheit zu gestehen," setzte er mit einem bleichen, krankhaften Lächeln hinzu, „nichts kann mich jetzt davon scheiden, denn ich habe fast jedes Wort darin auswendig gelernt."

„Wie konntest Du das in so kurzer Zeit vollbringen?" fragte Juan überrascht.

„Leicht genug. Ich war viele Stunden des Tages allein, wo ich lesen konnte, und in den stillen, schlummerlosen Nächten konnte ich mir alles zurückrufen und wiederholen, was ich während des Tages gelesen hatte. Ohne dies würde ich in der That das geworden sein, wofür sie mich halten — wahnsinnig."

„So liebst Du das Wort?"

„Ich fürchte es!" rief Gonsalvo, indem er mit wunderbarer Energie seinen abgezehrten Arm über die Lehne warf. „Es sind Worte des Lebens, Worte des Feuers. Gegen die Worte der Kirche, gegen die priesterlichen Drohungen und priesterlichen Lossprechungen gehalten sind diese Worte, was Deine von gesundem, kräftigem Leben pulsierenden Glieder im Vergleich zu meinen kalten, toten, ohnmächtigen sind — oder was der lebendige Krieger, von Kopf bis zu Fuß in Stahl gekleidet, die Toledoklinge in seiner starken Rechten, im Vergleich zu dem gemalten San Christophero an der Pforte der Kathedrale ist. Weil ich es wage, dies auszusprechen, giebt mein Vater vor, mich für wahnsinnig zu halten, damit ich, der ich schon an Seele und Leib Schiffbruch gelitten,

nicht etwa den schrecklichen Trost haben möge, den Schriftgelehrten und Pharisäern ein einziges Mal die Wahrheit in das Gesicht zu schleudern und dann dafür zu leiden — wie Don Carlos."

Er schwieg vor Erschöpfung und lag da mit geschlossenen Augen und totenähnlichem Angesicht. Nach einer langen Pause fuhr er mit leiser, schwacher Stimme fort: „Einige Worte sind vielleicht auch barmherzig. St. Paulus war ein Lästerer, ein Verfolger —"

„Don Gonsalvo, mein Bruder sagte einmal, er würde seine rechte Hand darum geben, daß Du seinen Glauben teiltest."

„O sagte er das?" Eine schnelle Röte flog über das welke Antlitz. „Aber horch, ein Schritt auf der Treppe! Meine Mutter."

„Ich fürchte und schäme mich nicht, hier angetroffen zu werden," sagte Don Juan.

„Meine arme Mutter! Sie hat mir in letzter Zeit mehr Liebe erwiesen, als ich um sie verdiene. Wir wollen ihr keine Unruhe machen."

Juan begrüßte seine Tante mit schuldiger Ehrerbietung und versuchte selbst einige Worte des Beileids über seines Vetters Krankheit. Aber er sah, daß die arme Dame durch seine Gegenwart entsetzlich erschreckt und aus der Fassung gebracht war. Und nicht ohne Grund, denn es hätte Unheil, selbst Blutvergießen daraus entstehen können, wenn Don Manuel oder einer seiner Söhne Juan im Verkehr mit Gonsalvo getroffen hätte. Sie beschwor ihn zu gehen und fügte noch als Überredungsmittel hinzu: „Donna Beatrice geht im Garten spazieren."

„Eure gnädige Erlaubnis benutzend, Frau Tante, werde ich ihr meine Huldigung darbringen, und so lege ich mich Euch zu Füßen. Adios, Don Gonsalvo!"

„Adios, mein Vetter!"

Donna Katharina folgte ihm aus dem Zimmer. „Er ist nicht bei Sinnen," flüsterte sie ängstlich, ihre Hand auf seinen Arm legend, „er ist wahnsinnig. Ihr habt es deutlich bemerkt, Don Juan?"

„Gewiß! Ich werde es nicht bestreiten, Sennora!" antwortete Juan vorsichtig.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Ein Freund bei Hofe.

Die Gefahr, in welcher Don Juan schwebte, war außerordentlich groß. Bekannt, wie er mit so vielen gefangenen Lutheranern war, schien es fast unglaublich, daß bei den zahlreichen Geständnissen, die ihnen abgerungen wurden, sein Name niemals genannt werden würde. Er wußte sich tief verstrickt in das Verbrechen, für das sie litten — das eine unverzeihliche Verbrechen in den Augen Roms. Überdies, seinem Bruder darin sehr unähnlich, dessen Temperament dazu neigte, mit allen erlaubten Mitteln Gefahren zu vermeiden, war er von Natur tapfer bis zur Unbesonnenheit und kühn bis zur Verwegenheit. Er war gewohnt, sein Herz auf den Lippen zu tragen, und obgleich in letzter Zeit die eiserne Notwendigkeit ihn gelehrt hatte zu verschweigen, was er dachte, so war es doch weder seine Neigung noch seine Gewohnheit, zu verbergen, was er fühlte. Nicht einmal sein Wunsch, Carlos beizustehen, würde ihn verhindert haben, sich durch übereilte Worte oder Handlungen zu kompromittieren, wenn nicht Donna Beatrices sanfte Hand, stark in ihrer Schwachheit, ihn vom Verderben zurückgehalten hätte. Er konnte keinen Augenblick ihr fürchterliches Gelübde vergessen. Da ihm dies immer vor Augen schwebte, so war es kein Wunder, daß er bereit war, alles zu thun, alles zu tragen — ja beinahe alles zu erheucheln — lieber, als die, welche er liebte, in ein so unsagbar schreckliches Schicksal zu verflechten.

Und ach um den tapferen, redlichen, wahrhaften Don Juan Alvarez — es war oft nötig, zu heucheln. Wenn er in Sevilla

bleiben wollte und die Inquisitionsgefängnisse vermeiden, mußte er dem Verdachte zuvorkommen oder ihn aus dem Wege räumen, indem er mit Wort und That Hingebung an die katholische Kirche und Haß gegen Ketzerei zur Schau trug.

Konnte er sich dazu erniedrigen? Allmählich, und wie die Vorkommnisse jeden Tages es mehr und mehr nötig machten, erniedrigte er sich in der That dazu. Er sagte sich selbst, es geschehe dies alles um seines Bruders willen, und obgleich diese Handlungsweise seinem Charakter durchaus zuwider war, so stand sie doch mit seinen Grundsätzen nicht im Widerspruch. Es ist ganz etwas andres, Ansichten zu verbergen, als einen Freund zu verleugnen, und während Carlos einen Freund gefunden, hatte Juan sich nur Ansichten angeeignet.

Er selbst würde behauptet haben, daß er die Wahrheit gefunden, sich für die Sache der Freiheit hingegeben habe. Aber wo waren jetzt Wahrheit und Freiheit mit all' den strahlenden Erwartungen ihres endlichen Sieges, denen er gewohnt war sich hinzugeben? So weit sein Heimatland beteiligt war — und wir müssen gestehen, daß sein geistiges Auge kaum über Spanien hinausreichte —, hatte ein einziger Tag seine leuchtenden Träume für immer ausgelöscht. Fast in demselben Augenblick und wie durch ein heimlich verabredetes Zeichen waren die leitenden Protestanten in Sevilla, in Valladolid und überall im Reiche verhaftet und in das Gefängnis geworfen. Rasch, geräuschlos, mit äußerster Ordnung und Regelmäßigkeit war die ganze Sache vollzogen worden. Jeder Name, den Juan durch Carlos mit Liebe und Bewunderung hatte nennen hören, war jetzt der Name eines hilflosen Gefangenen. Die lutherische Kirche Spaniens existierte nicht mehr oder existierte nur in Kerkermauern.

Don Juan hatte niemals erfahren, in welcher Gegend der Sturm, der so plötzlich über die Gemeinde der Gläubigen hereingebrochen war, sich zuerst erhoben hatte. Wahrscheinlich hatte das heilige Offizium lange im stillen seine Opfer beobachtet und gewartet, bis der Augenblick zum Handeln gekommen sei. In Sevilla sagte man, einige Glieder von Losadas Gemeinde seien von Spionen bewacht und ihre Versammlungen dem Inquisitor verraten worden,

während in Valladolid der schnöde Verrat der Gattin eines Protestanten dem heiligen Offizium die Gelegenheit verschaffte, ihren Gemahl und seine Freunde an den Brandpfahl zu bringen.

Don Juan, dessen junges Herz noch vor kurzem so hoffnungsvoll geschlagen, beugte jetzt sein Haupt in Verzweiflung. Und an der Freiheit verzweifelnd, verlor er auch sein Vertrauen zur Wahrheit. In seinen Ansichten war er noch ein entschiedener Lutheraner. Er nahm jede neue Lehre in ihrem Gegensatze zur katholischen Kirche an; aber die Kraft, die diese Lehren als lebendige Wahrheiten schon auf ihn ausgeübt hatten, war erschlafft. Er zweifelte nicht, daß die Rechtfertigung durch den Glauben eine Schriftlehre sei; er hielt es aber nicht für nötig, dafür zu sterben. Im Vergleich zu dem gewaltigen Interesse an dem Schicksal von Carlos und der Gefahr von Beatrice und unter den verzweifelten Anstrengungen, dem einen zu helfen und die andre zu schützen, erschienen ihm die dogmatischen Fragen blaß und matt.

Er hatte auch noch nicht gelernt, sich in völliger Schwachheit auf eine Kraft zu werfen, die größer war als seine eigne, und auf eine Liebe, die keine Grenzen kennt. Er fühlte seine Schwachheit nicht; er fühlte sich stark in der Kraft eines tapferen Herzens, das gegen grausames Unrecht kämpft, stark genug, zu widerstehen und, wenn es sein könne, sein Schicksal zu besiegen.

Anfangs nährte er die Hoffnung, daß sein Bruder nicht wirklich in den geheimen Kerkern der Inquisition sei; denn die Zahl der Gefangenen war so groß, daß die öffentlichen Gefängnisse der Stadt und die der Klöster überfüllt und einige sogar in Privathäusern untergebracht waren. Da Carlos zu den zuletzt Verhafteten gehörte, war Grund genug zu hoffen, daß er sich vielleicht unter den letzteren befände, in welchem Falle es leichter sein würde, mit ihm zu verkehren und sein Geschick zu mildern, als wenn er hinter den düsteren Mauern der Triana schmachtete. Vielleicht wäre es sogar möglich, einen Plan zu seiner Befreiung zu ersinnen.

Aber Juans unermüdliche Nachforschungen endeten zuletzt mit der Überzeugung, daß sein Bruder in der „santa casa“ selbst sei. Er schauderte beim Gedanken an seine gegenwärtigen Leiden,

während er für die Zukunft das Schlimmste fürchtete in der Voraussetzung, daß die Inquisitoren diejenigen in ihr spezielles Gewahrsam nehmen würden, die sie für die abscheulichsten Übertreter hielten.

Er mietete eine Wohnung in der Gegend der Triana, welche der Fluß, über den eine Schiffbrücke gespannt war, von der Stadt trennte. Er hatte verschiedene Gründe für die Wahl dieses Aufenthaltes, von denen der entscheidende der war, daß die, welche sich außerhalb der Wälle der grausen, alten Festung aufhielten, zuweilen hinter den vergitterten Fenstern geisterhafte Gesichter gewahren konnten, welche die spärlichen Strahlen des Tageslichtes aufzufangen suchten. Lange, schleichende Stunden hindurch harrte Juan dort in der Hoffnung, das geliebte Antlitz zu erkennen. Aber immer vergebens.

Wenn er in die Stadt ging, so geschah es manchmal zu andern Zwecken, als Donna Beatrice zu besuchen. Er suchte oft den Bezirk der herrlichen Kathedrale auf und wandelte auf und ab auf der Terrasse, deren massive Säulen, die die Römer bei Erbauung eines heidnischen Tempels errichtet, Jahrhunderte mohammedanischer Herrschaft überdauert hatten. Jetzt war zwar diese Stätte dem christlichen Kultus geweiht, doch ohne einem geheiligten Zwecke zu dienen. Reiche Kaufleute in den verschiedensten Kleidungen betraten die stattliche Kolonnade und kauften und verkauften dort; denn damals — wie wunderbar uns auch die geringe Ehrerbietung der sogenannten „gläubigen Ära" erscheinen mag — war diese Terrasse die königliche Börse von Sevilla, dazumal eine Handelsstadt von großer Bedeutung.

Don Juan begab sich fleißig dorthin und führte manche ernste, eifrige Unterhaltung mit einem Juden mit stechenden Augen und einer Habichtsnase, den er dort traf.

Isaak Osorio oder, besser gesagt, Isaak Ben-Osorio, war ein bekannter Geldausleiher, der den Söhnen Don Manuels öfters gefällig gewesen war, wenn es auch billig war, daß er hohe Zinsen nahm, um die Unsicherheit des Darlehns auszugleichen. Der Jude war bereit, Don Juan auf gewisse Bedingungen hin gleichfalls gefällig zu sein. Er war durchaus nicht in Unkenntnis über den Zweck,

zu dem sein Geld gebraucht werden sollte. Natürlich war er selbst dem Namen nach ein Christ, denn kein andrer hätte auf spanischem Boden bleiben dürfen. Aber durch welche Martern und Qualen, schlimmer als der Tod, er und seinesgleichen gezwungen worden waren, die christliche Taufe anzunehmen, wird niemals bekannt werden, bis Christus wiederkommt, um die falsche Kirche zu richten, die Ihn verleumdet hat. Wird es nichts sein in Seinen Augen, daß Millionen Seelen, für die Er gestorben ist, dazu gebracht worden sind, Seinen Namen zu hassen — diesen so unaussprechlich köstlichen Namen?

Osorio schöpfte eine hämische Befriedigung aus dem Gedanken, daß die Christen sich jetzt gegenseitig einsperrten, marterten und verbrannten. Es erinnerte ihn dies an die alten großen Zeiten aus der Geschichte seines Volkes, da der Herr der Heerscharen Seine mächtige Hand ausstreckte und die Heere der Feinde mit Blindheit schlug, so daß jeder sich gegen seinen Bruder wandte. Mochten die Heiden sich untereinander zerreißen oder verschlingen: der Sohn Abrahams konnte mit ruhigem Gleichmut ihrem Streite zuschauen. Aber wenn er eine Vorliebe hatte, so galt sie dem schwächeren Teile. Er war nicht abgeneigt, einem christlichen Jüngling, welcher es versuchte, seinen Bruder aus denselben mörderischen Klauen zu retten, unter denen sich so viele Söhne Israels gewunden hatten, zu Hilfe zu kommen. Don Juan fand ihn daher sehr zugänglich und selbst entgegenkommend. Von Zeit zu Zeit schoß er ihm bedeutende Summen vor, zuerst auf die Kleinodieen, die er von Nuera mitgebracht hatte, und dann leider auf sein Besitztum selbst.

Es war Juan ein bitterer Schmerz, das Erbteil seiner Väter so zu verpfänden. Aber er fing an, die ernste Wahrheit zu begreifen, daß eine Flucht aus Spanien und eine neue Laufbahn in einem fremden Lande wohl das einzige sei, was ihm bliebe, wenn er mit dem Leben davonkäme.

Auch würden die spanischen Heere ihm eher offen stehen als der spanische Grund und Boden. Zum Glück war es noch nicht nötig geworden, zu seinem Regiment zu stoßen, denn der kurze Feldzug, zu dem er sich verpflichtet hatte, war nun vorüber, und

da ihm die verheißene Hauptmannsstelle noch nicht übergeben war, so stand es ihm frei, zu Hause zu bleiben.

Er bestach den obersten Schließer des Inquisitionsgefängnisses und versorgte ihn reichlich mit allem, was zur Erquickung und Erleichterung der Lage seines Bruders dienen konnte. Gaspard Benevidio hatte den schlechtesten Ruf wegen seines Geizes und seiner Grausamkeit, aber es blieb Juan nichts übrig, als sich auf seine Rechtschaffenheit zu verlassen in der Hoffnung, daß wenigstens etwas von dem, was er ihm gab, den Gefangenen erreichen werde.

Aber nicht der geringste Schimmer einer Nachricht von ihm konnte von Benevidio erlangt werden, der, wie alle Diener der Inquisition, durch einen heiligen Eid gebunden war, nichts von dem zu verraten, was hinter ihren Mauern vorging.

Er bestach auch einige Diener und Satelliten des allmächtigen Inquisitor Munebraga. Er wünschte eine persönliche Unterredung mit dem großen Manne selbst, um Gelegenheit zu finden, die Vermittelung des „Don Dinero" zu versuchen, für den jener, wie bekannt, nicht ganz unzugänglich war.

Mit der Absicht, eine Audienz nachzusuchen, begab er sich eines Abends in die herrlichen Gärten der Triana, um den Inquisitor zu erwarten, der bald von einer Vergnügungsfahrt auf dem Guadalquivir zurückkehren sollte. Im innersten Herzen widerten ihn die prachtvollen tropischen Gewächse an, die ihn umgaben, die Myrtenblüten, die auf seinen Weg herabregneten, alles, was von dem hassenswerten Pomp und Luxus zeugte, in welchem der Verfolger schwelgte, während seine Opfer erbarmungslos hinter schauervollen Kerkermauern schmachteten. Und doch durfte er weder in Worten noch in Blicken oder Gebärden die Wut verraten, die an seinem Herzen nagte. Endlich verkündete das Jubelgeschrei des Volkes, das sich in Masse an das Ufer drängte, die Ankunft seines Abgottes, denn das war Munebraga zu jener Zeit. In kostbare Seide und Juwelen gekleidet und von einem glänzenden Gefolge von Priestern und Laien umgeben, stieg der Vize-Inquisitor aus seiner prächtigen, purpurbedeckten Barke. Don Juan warf sich ihm in den Weg und bat bescheiden um eine Audienz. Seine

Haltung war, wenn auch ganz achtungsvoll, doch weniger unterwürfig, als Munebraga es gewohnt war, und so wandte sich der Minister des heiligen Offiziums hochmütig von ihm ab. „Und doch," dachte Juan mit Bitterkeit, „sein Vater wäre stolz gewesen, dem meinigen den Steigbügel halten zu dürfen."

„Dies ist keine passende Zeit, von Geschäften zu sprechen," sagte Munebraga. „Wir sind heut abend ermüdet und bedürfen der Ruhe."

In demselben Augenblick trat ein Franziskanermönch aus dem Gefolge hervor und näherte sich mit tiefster Verbeugung und ehrerbietiger Haltung dem Inquisitor. „Mit der gnädigen Erlaubnis meines hohen Gebieters werde ich mit dem Caballero reden und Euer Heiligkeit sein Anliegen überbringen. Ich habe die Ehre, mit der edlen Familie Seiner Gnaden ein wenig bekannt zu sein."

„Wie Ihr wollt, Fray!" sagte die Stimme, welche gewohnt war, die fürchterlichen Worte zu sprechen, welche zu Pfahl und Folter verdammten, obgleich niemand dies aus seinem sorglosen, gemütlichen Ton geschlossen haben würde. „Aber seht Euch vor, daß Ihr es nicht zu lange macht und Eures Abendessens nicht verlustig geht! Es ist freilich kaum nötig, Euch oder irgend einen Sohn des heiligen Franziskus vor zu großer Vernachlässigung des Leibes zu warnen."

Der Sohn des heiligen Franziskus antwortete nicht darauf, weil er es nicht der Mühe wert hielt, oder weil die, welche die Brosamen von des Reichen Tische nehmen, auch oft seine Sticheleien mit in den Kauf nehmen müssen. Er machte sich von der Gruppe los und wandte Juan ein breites, gutmütiges, nicht unintelligentes Gesicht zu, welches sein vormaliger Schüler sofort erkannte.

„Fray Sebastian Gomez!" rief er erstaunt aus.

„Und ganz zu Diensten meines edlen Sennor Don Juan. Will Euer Herrlichkeit mich eine Zeitlang Eurer Gesellschaft würdigen? An jenem Wege stehen einige seltene Blumen von reichster Farbenpracht, die wohl der Beachtung wert wären."

Sie bogen in den bezeichneten Weg ein, während des Inquisitors seidene Schleppe nach der Hälfte der Triana hinfegte, wo gottlose

Wollust das Zepter führte, während die andre Hälfte ihrem teuflischen Zwillingsbruder Grausamkeit geweiht war.

„Gefällt es Euer Gnaden, diese indianischen Nelken zu betrachten?" fragte der Mönch. „Ihr findet diese Blumen sonst nirgends in Spanien, außer in den königlichen Gärten. Seine Kaiserliche Majestät hat sie zuerst aus Tunis mitgebracht."

Juan hätte beinahe den unschuldigen Blumen geflucht, besann sich aber noch zu rechter Zeit, daß Gott sie gemacht habe, obwohl sie Gonzales de Munebraga gehörten. „In des Himmels Namen, was führt Euch hierher, Fray Sebastian?" unterbrach er ihn ungeduldig. „Ich dachte, ich würde nur die schwarzen Kutten der Dominikaner um den — den Minister des heiligen Offiziums sehen."

„Etwas leiser, wenn ich Eure Herrlichkeit beschwören darf! Jedes Fenster ist offen. Und dann, Sennor, bin ich hier nur in der Eigenschaft eines Gastes, nichts weiter."

„Jeder nach seinem Geschmack," sagte Juan trocken, während er mit einem unvorsichtigen Fußtritt die scharlachrote Blüte eines seltenen Kaktus zerstörte.

„Seht Euch vor, Sennor! Mein Gebieter ist sehr stolz auf seine Kaktusblüten."

„So kommt mit mir nach irgend einem Fleck auf Gottes freier Erde, wo wir zusammen reden können und von ihm und seinen Besitztümern nichts zu sehen brauchen!"

„Nein, beruhigt Euch, Sennor, und rastet ein wenig in dieser schönen Laube, wo man den Fluß übersieht!"

„Den Fluß wenigstens hat Gott gemacht," sagte Juan und warf sich mit einem Seufzer des Mißmuts und der Ungeduld auf den weichen Sitz des Gartenhauses.

Fray Sebastian setzte sich gleichfalls. „Mein Gebieter", hub er erläuternd an, „hat mich mit aller Zuvorkommenheit empfangen und ist gütig genug, meine fortdauernde Gesellschaft zu wünschen. Die Sache ist die, Sennor, Seine Hochwürden ist ein Mann von litterarischem Geschmack."

Juan gewährte sich die Erleichterung eines leisen Hohnes. „O ist er das? Ein großer Ruhm für ihn, ohne Zweifel!"

„Besonders ist er ein großer Verehrer religiöser Poesie."

Keine wirkliche Liebe zu der sanften Kunst, deren große Lehrmeisterin die Liebe ist, konnte das harte Herz des Inquisitors sänftigen. Auch hätte er nicht, selbst wenn er sein Vermögen hätte verdoppeln können, einen einzigen wahren Dichter gefunden, der seinen Ruhm in würdigen Worten der Nachwelt gesungen hätte. In einer so kalten Atmosphäre wäre auch der erhabenste Geist erstarrt. Aber er besaß die Mittel, gereimte Schmeicheleien zu erkaufen, und er gefiel sich darin. Er liebte das Spiel mit Reimen, die in der wohltönenden kastillanischen Mundart so gefällig und bezaubernd klangen. — Es war ein Genuß für das Ohr, welchen er ebenso zu schätzen wußte wie den für das Auge und den Gaumen.

„Ich widmete ihm", fuhr Sebastian mit gebührender Bescheidenheit fort, „einen kleinen Versuch meiner Muse — in der That eine wahre Kleinigkeit — über die Unterdrückung der Ketzerei, in welchem ich den Groß-Inquisitor mit dem Erzengel Michael verglich, der seinen Fuß auf den Drachen setzt. Versteht Ihr, Sennor?"

Juan verstand ihn so gut, daß er sich nur mit Mühe zurückhielt, den elenden Reimeschmied in den Fluß zu schleudern. Aber er hatte in der letzten Zeit viel in der Vorsicht gelernt. Und doch klangen seine Worte fast wild in ihrer zornigen Verachtung. „Ich vermute, er gab Euch dafür — ein gutes Mittagessen."

Fray Sebastian aber wollte sich nicht beleidigen lassen. Er antwortete milde: „Es gefiel ihm, meiner bescheidenen Arbeit Beifall zu zollen und mich in sein edles Haus aufzunehmen, wo ich gar nichts zu leisten habe, wenn nicht meine armen Bemühungen, ihn zu amüsieren und durch meine Unterhaltung zu zerstreuen, eine Leistung genannt werden können."

„So kleidet Ihr Euch also in Purpur und köstliche Leinwand und lebt alle Tage herrlich und in Freuden," sagte Juan mit einer Geringschätzung, die er nicht zu verbergen suchte.

„Was Purpur und köstliche Leinwand betrifft, Sennor, so bin ich ein unwürdiger Sohn des heiligen Franziskus, und es ist Euer Gnaden wohl bekannt, daß nach unsrer Ordensregel nicht einmal

ein Faden Leinwand — aber Ihr lacht mich aus, wie Ihr es in alten Zeiten thatet, Sennor Don Juan!"

„Gott weiß, mir ist wenig nach Lachen zu Mut. In jenen alten Zeiten, von denen Ihr sprecht, war keine besondre Liebe zwischen Euch und mir, und das war kein Wunder, denn ich war ein wilder und träger Knabe. Aber ich glaube, Ihr liebtet meinen sanften Bruder Don Carlos?"

„Das that ich, Sennor, wie jedermann. Ist ihm irgend etwas Schlimmes begegnet? Der heilige Franziskus verhüte es!"

„Schlimmeres als ich Euch nennen mag. Er liegt in jenem Turm."

„Die heilige Jungfrau erbarme sich unser!" rief Fray Sebastian, sich bekreuzend.

„Ich dachte, Ihr hättet von seiner Verhaftung gehört," fuhr Juan traurig fort.

„Ich, Sennor? Keine Silbe. Die Heiligen schützen uns! Wie konnte ich oder irgend jemand nur vermuten, daß ein junger Herr aus dem edelsten Geschlecht, so gelehrt und von wahrhaft frommer Gesinnung, das Unglück haben würde, einem so schmutzigen Verdachte zu verfallen! Es ist unbedingt das Werk irgend eines persönlichen Feindes. Aber weh' mir! „Der klappernde Pferdefuß braucht immer einen Nagel." — Ich habe hier von Ketzerei und „im Hause des Gehenkten vom Galgen gesprochen"."

„Schweigt vom Hängen", sagte Juan fest, „und hört mich an, wenn Ihr könnt!"

Fray Sebastian deutete durch eine ehrfurchtsvolle Verbeugung seine volle Aufmerksamkeit an.

„Man hat mir zugeflüstert, daß die Pforte zum Herzen Seiner Herrlichkeit durch einen goldenen Schlüssel zu öffnen sei."

Fray Sebastian versicherte ihm, das sei eine niedrige Verleumdung, und schloß einen Panegyricus über die Reinheit der Verwaltung des Inquisitors mit den Worten: „Ihr würdet seine Gunst für immer verscherzen, wenn Ihr es wagtet, ihm eine Bestechung anzubieten."

„Natürlich," antwortete Juan mit einem höhnischen Lächeln, einen harten Ausdruck in seinem Gesicht, wie er in der letzten

Zeit oft darin zu lesen war, „natürlich würde ich dafür büßen müssen, wenn ich thöricht genug wäre, mich ihm mit einer Verbeugung zu nähern und zu sagen: „Hier ist eine Börse mit Gold für Eure Heiligkeit", und doch ist ein sicherer Besitz mehr wert, wie zwei Versprechen und es giebt für jeden eine passende Art, ihm diesen Besitz zukommen zu lassen. Ich bitte Euch um der alten Freundschaft willen, mir zu zeigen, wie ich ihn Seiner Herrlichkeit beibringen solle."

Fray Sebastian überlegte. Nach einer Pause sagte er mit einigem Zögern: „Darf ich mir die Frage erlauben, Sennor, welche Mittel Ihr besitzt, um den Ruf Eures edlen Bruders wieder herzustellen?"

Juan antwortete nur durch ein trauriges Kopfschütteln.

Das sinnliche aber gutmütige Gesicht das Mönches verdüsterte sich mehr und mehr.

„Sein ausgezeichneter Ruf, sein glänzender Erfolg auf der Universität, sein tadelloses Leben sollten zu seinen Gunsten sprechen," sagte Juan endlich.

„Habt Ihr nichts Nachdrücklicheres? — Wenn nicht, fürchte ich, steht die Sache schlimm. Aber schweigen gilt für heilig, und so schweige ich. Doch wenn er wirklich — was die Heiligen verhüten mögen — aus Unachtsamkeit in Irrtum gefallen ist, dann ist es tröstlich zu hoffen, daß es nicht schwer sein werde, ihn wieder auf richtigen Weg zu leiten."

Juan antwortete nicht. Glaubte er, daß sein Bruder widerrufen werde? Wünschte er, daß er es thun möchte? Dies waren Fragen, die er sich selbst kaum vorzulegen wagte. Er bebte schaudernd vor jeder Antwort zurück.

„Er war immer sanft und zugänglich," fuhr Fray Sebastian fort, „und oft nur zu leicht zu überzeugen."

Juan stand auf, nahm einen Stein und warf ihn in den Fluß. Als die Kreise, die er in dem Wasser zog, verschwunden waren, wandte er sich wieder an den Mönch: „Aber was kann ich für ihn thun?" fragte er in einem Ton höflicher Traurigkeit, der von den Lippen eines so kräftigen Mannes wahrhaft rührend klang.

Fray Sebastian legte seine Hand an die Stirn und sah aus, als ob er ein neues Gedicht verfasse. „Laßt mich nachdenken, Sennor! Da ist Don Alonso, der Neffe und Lieblingspage des Herrn, — ich meine, es würde seine weiche, weiße Hand nicht eben verletzen, eine Börse mit goldenen Dukaten in den Fingern zu halten, und diese selben Dukaten könnten der Sache Eures Bruders nicht wenig helfen."

„Nehmt die Sache für mich in die Hand, und ich will Euch herzlich dankbar sein. Gold, so viel es ihm dienen kann, soll sich finden, und seht zu, mein guter Freund, daß Ihr es nicht spart!"

„Ach, Sennor Don Juan, Ihr wart immer großmütig!"

„Meines Bruders Leben steht auf dem Spiel," sagte Juan ein wenig weicher. Aber der harte Ausdruck kehrte zurück, als er hinzufügte: „Die, welche in den Häusern der Großen leben, Fray, haben viele Ausgaben. Erinnert Euch stets, daß Ihr mein Freund seid und daß meine Dukaten auch Euch zu Diensten stehen!"

Fray Sebastian dankte ihm mit seiner tiefsten Verbeugung. In Juans Zügen zeigte sich eine schnelle Veränderung. „Wenn es möglich wäre," setzte er in leisem, hastigem Tone hinzu — „wenn Ihr mir nur die geringste Nachricht von ihm verschaffen könntet, nur ein Wort, ob er lebt, ob er wohl ist, wie er behandelt wird! Es sind jetzt drei Monate seit seiner Verhaftung, und ich habe nicht mehr von ihm erfahren, als wenn sie ihn begraben hätten."

„Es ist eine schwere Aufgabe, eine sehr schwere Aufgabe, die Ihr mir stellt. Wäre ich ein Jünger des heiligen Dominikus, könnte ich schon eher etwas ausrichten, denn die schwarzen Kutten gelten jetzt alles; aber ich will thun, was ich kann, Sennor!"

„Ich vertraue Euch, Bruder! Wenn Ihr ihn nur besuchen könntet, unter dem Vorwand, ihn bekehren zu wollen —"

„Unmöglich, Sennor! Völlig unmöglich."

„Warum? Es werden doch zuweilen Mönche geschickt, um mit den Gefangenen zu reden."

„Immer Dominikaner oder Jesuiten, Männer, die dem Inquisitionshof wohl bekannt sind und sein Vertrauen besitzen. Aber Sennor, was ein Mensch überhaupt thun kann, daran werde ich es nicht fehlen lassen. Kann das Euer Herrlichkeit nicht befriedigen?"

„Mich befriedigen? So weit es Euch angeht, ja. Aber Tag und Nacht verfolgt mich eine entsetzliche Furcht. Wenn sie — wenn sie ihn folterten! Meinen sanften Bruder, so zart an Seele und Leib, zärtlich und gefühlvoll wie ein Weib! Angst und Schmerz würden ihn zum Wahnsinn treiben.“ Die letzten Worte waren nur hastig geflüstert. Aber Don Juan unterdrückte stets schnell alle äußeren Zeichen von Bewegung. Nachdem er seine scheinbare Ruhe wiedergewonnen, reichte er Fray Sebastian seine Hand und sagte mit mattem Lächeln: „Ich habe Euch schon zu lange von Eures Gebieters Abendtafel zurückgehalten. Verzeiht mir!“

„Euer Herrlichkeit Herablassung, sich mit mir zu unterhalten, verdient meine tiefste Dankbarkeit,“ erwiderte der Mönch nach echt kastillanischer Weise. Sein Aufenthalt im Inquisitionspalast hatte unzweifelhaft seine Manieren verbessert.

Don Juan gab ihm seine Adresse, und sie kamen überein, daß er ihn in einigen Tagen besuchen solle. Sebastian bot ihm darauf an, ihn durch den Teil des Gartens und Hofes der Triana zu führen, der die Residenz des Inquisitors bildete; aber Juan lehnte diese Gunst ab; er konnte nicht für sich einstehen, wenn er mit dem gottlosen Pomp und Luxus des Verfolgers der Heiligen in zu nahe Berührung gebracht würde. Er fürchtete, durch übereilte Worte oder Thaten die Sache, die ihm auf dem Herzen lag, zu gefährden. So rief er denn einen Schiffer, der sein kleines Fahrzeug in dem sinkenden Abendlichte auf dem stillen Strome treiben ließ. Das Boot legte alsbald an dem Platze an, wo der Inquisitor seine Barke verlassen hatte, und Juan sprang hinein, nachdem er thatsächlich und bildlich den Staub von seinen Füßen geschüttelt.

Das Bild, welches das Volk sich von einem fanatischen Verfolger zu machen pflegt, ist oft weit davon entfernt, die Wahrheit zu treffen. Den meisten steht bei diesen Worten das Bild eines hagern, bleichen Mönches mit feurigem Blick vor der Seele, dessen Gestalt durch Fasten verzehrt und dessen Geißel von seinem eignen Blut gerötet ist. Es ist ihnen ein erbarmungsloser, leidenschaftlicher, engherziger, vielleicht halb irrsinniger Fanatiker, aber bis

in das Innerste seines Wesens von brennendem Eifer für das Interesse der Kirche durchdrungen und bereit, in ihrem Dienst alles aufzuerlegen, aber auch selbst alles zu tragen.

Die meisten der großen Verfolger, welche die Sache des Antichrists zu führen hatten, waren diesem Ideal sehr unähnlich. Es waren meist fähige Männer, aber vorwiegend Männer, „klug in ihrem Geschlecht", Männer *ihrer* Zeit, Männer, die „diese Welt lieb" hatten. Sie widmeten der Kirche den Dienst starker Hände und kluger Köpfe, derer sie bedurfte, und jene gab *ihnen* dagegen „die Ware des Goldes und Silbers und Edelgesteins und die Perlen und Seiden und Purpur und Scharlach und allerlei Thinenholz und allerlei Gefäß von Elfenbein und allerlei Gefäß von köstlichem Holz und von Erz und von Eisen und von Marmor und Cinnamet und Thymian und Salben und Weihrauch und Wein und Öl und Semmel und Weizen und Vieh und Schafe und Pferde und Wagen und Leichname und Seelen der Menschen."*)

Für diese Dinge, nicht für abstrakte Ideen oder für den Ehrensitz im Himmel quälten und marterten sie die Heiligen Gottes. Während der Schrei der Unterdrückten zu den Ohren des Allerhöchsten drang, lebten die, welche sie „aussogen"' in unheiligem Luxus und erniedrigender Sinnlichkeit. Gonzales de Munebraga war der echte Repräsentant der Klasse, der er angehörte, keineswegs eine Ausnahme von derselben. Auch Fray Sebastian war nur ein ganz gewöhnlicher Charakter. Er war liebenswürdig, gutmütig, frei von groben Lastern — was man gemeiniglich „gut geartet" nennt; aber er liebte „Wein und Öl" und war bereit, um das zu erreichen, was er liebte, Schmeichler und Diener schlechterer Menschen zu werden, als er selbst war, auf die Gefahr hin, auf ihren Standpunkt herabzusinken.

Mit der ganzen Kraft seiner starken Natur verabscheute Don Juan Alvarez Munebraga und verachtete er Fray Sebastian. Allmählich schien eine wunderbare Veränderung mit dem kleinen Buch, das er beständig las — dem spanischen Testament seines

*) Offenb. Joh. 18, 12. 13.

Bruders — vorgegangen zu sein. Die Worte der Verheißung, der Hoffnung und des Trostes, die ihn früher beglückt hatten, schienen aus seinen Blättern ausgelöscht, während diese Blätter sich mehr und mehr mit schrecklichen Drohungen und Verdammungsurteilen anfüllten gegen heuchlerische Schriftgelehrte und Pharisäer, falsche Lehrer und ruchlose Hohepriester, gegen die große Babel, die Mutter aller Greuel. Der Friedensklang: „Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!" wurde schwächer und schwächer, bis er zuletzt ganz aus seinem Gedächtnis verschwand, während Tag und Nacht wie mit Flammenschrift vor seiner Seele stand: „Ihr Schlangen, ihr Otterngezüchte, wie wollt ihr der höllischen Verdammnis entrinnen?"

Dreißigstes Kapitel.

Der Gefangene.

Am Abend seiner Verhaftung, als Don Carlos Alvarez in seinem Kerker allein gelassen worden war, stand er regungslos wie im Traum. Endlich erhob er das Haupt und sah sich um. Eine Lampe war ihm gelassen worden, und ihr Licht erleuchtete eine Zelle, zehn Fuß im Quadrat, mit einer gewölbten Decke. Durch eine schmale Öffnung, die zu hoch für ihn lag, um heranzureichen, schienen ein oder zwei Sterne, aber diese sah er nicht. Er sah nur die eisenbeschlagene Thür, die Strohmatte, auf der er schlafen, den Stuhl, auf dem er sitzen sollte, die beiden irdenen Wasserkrüge, welche seine dürftige Einrichtung vervollständigten. Diese Dinge sahen ihm vom ersten Augenblick an wunderbar vertraut aus.

Er warf sich auf die Matte, um nachzudenken und zu beten. Er verstand seine Lage vollkommen. Es war ihm, als ob er sein ganzes Leben lang diese Stunde erwartet hätte, als ob er dazu geboren und durch alle seine früheren Erfahrungen allmählich dahin geführt worden sei. Er empfand das Entsetzliche seines Geschicks noch nicht; er hielt es nur für unvermeidlich, für etwas, das über ihn kommen mußte und nun endlich gekommen war. Er hatte den Eindruck, daß er immer hier bleiben und nie wieder etwas sehen würde, was außerhalb dieses vergitterten Fensters und dieser eisernen Thür lag.

Es war etwas Unwirkliches in seiner Stimmung. Die letzten vierzehn Tage hindurch und noch länger war seine Seele auf das Äußerste gespannt gewesen; Ungewißheit, die aufreibender als

Kummer ist, hatte ihn gefoltert; Schlaf war selten in seine Augen gekommen, und wenn er kam, war er unterbrochen und angstvoll gewesen.

Jetzt war das Schlimmste eingetroffen. Die Unsicherheit war vorüber; die Gewißheit war gekommen. Dies brachte dem an Seele und Leib Überreizten zuerst eine Art von Ruhe. Er war wie einer, der sein Todesurteil hört, aber dadurch von der Folter erlöst ist. Keine Furcht vor der Zukunft vermochte dies nicht auf Reflektion beruhende Gefühl der Erleichterung zu verdrängen.

So geschah es, daß er eine Stunde später den traumlosen Schlummer der Erschöpfung schlief. Es wäre gut für ihn gewesen, wenn statt des Zwillingsbruders des Todes der Todesengel selbst gesandt worden wäre, um die Pforten des Gefängnisses zu öffnen und den Gefangenen freizulassen. Und doch — wäre es wirklich gut für ihn gewesen?

Seine Erschöpfung war so völlig, daß er, als am andern Morgen Nahrungsmittel in seine Zelle geschoben wurden, nur einen Augenblick erwachte, um dann wieder ebenso fest wie zuvor zu schlafen. Erst ein paar Stunden später schüttelte er den Schlummer vollständig ab. Er lag eine Zeitlang still und beobachtete mit einer wunderbaren Neugier die kleine verriegelte Öffnung über seiner Thür und betrachtete einen einsamen Sonnenstrahl, der sich durch das Gitter, das ihm als Fenster diente, gedrängt hatte und seinen Schein auf die gegenüberliegende Wand warf.

Dann fragte er sich, erschrocken auffahrend: „Wo bin ich?" Die Antwort brachte ein krampfhaftes Gefühl der Furcht, des Entsetzens, des bitteren Schmerzes. „Verloren, verloren! Gott erbarme sich meiner! Ich bin verloren." Wie in fürchterlichen leiblichen Qualen wand er sich, stöhnte, ja schrie sogar laut.

Kein Wunder. Hoffnung, Liebe, Leben mit ihren edelsten Bestrebungen wie den alltäglichsten Freuden lagen hinter ihm. Vor ihm lag der düstere Kerker, tage- und nächte-, vielleicht monate- und jahrelang, ein qualvoller und schmachvoller Tod und das Schlimmste von allem, die unaussprechlichen Schrecken der Folterkammer, vor denen er zurückbebte, wie jeder von uns noch heute zurückbeben würde.

Langsam kamen endlich die großen, brennenden Thränen, aber sehr wenige fielen herab, denn für viele Thränen war seine Angst noch zu heftig. Den ganzen Tag über tobte der Sturm in ihm weiter. Als der Schließer sein Abendbrot brachte, lag er still, sein Gesicht mit dem Mantel bedeckt. Aber als die Nacht anbrach, ging er mit hastigen, unregelmäßigen Schritten, gleich denen eines gefangenen wilden Tieres, in seiner engen Zelle auf und ab.

Wie sollte er die fürchterliche Einsamkeit der Gegenwart, die rasende Angst vor allem, was noch kommen mußte, ertragen? Und dies Leben sollte dauern — dauern, bis noch schlimmere Greuel und entsetzensvollere Qualen folgen würden. Die Worte des Gebetes erstarben auf seinen Lippen, oder wenn er sie aussprach, schien es ihm, als ob Gott sie nicht höre, als ob diese dicken Mauern und vergitterten Pforten auch Ihn ausschlössen.

Eins aber war ihm von Anbeginn klar: Tiefer als alle andre Furcht war in ihm die Furcht, seinen Herrn zu verleugnen. Immer wieder sagte er sich: „Wenn ich zur peinlichen Frage berufen werde, will ich gleich alles bekennen." Denn er wußte, daß nach einem vor kurzem von dem heiligen Offizium erlassenen und vom Papst bestätigten Gesetz kein nachfolgender Widerruf einen Menschen retten könne, der einmal bekannt hatte — er mußte sterben. Und er wollte es sich einmal und für immer unmöglich machen, sein Leben zu retten, um es zu verlieren.

An jedem frühen Morgen, der ihm aufdämmerte, dachte er, er könne, ehe die Sonne wieder untergehe, berufen werden, seines Meisters Namen vor dem feierlichen Tribunale zu bekennen. Anfangs erwartete er diesen Ruf mit zitterndem Herzen, aber nach einiger Zeit wurde ihm die Verzögerung schrecklicher als das erwartete Verhör. Zuletzt sehnte er sich nach irgendwelcher Veränderung, die die Einförmigkeit seines Kerkerlebens unterbräche.

Der einzige Mensch, der außer dem Gefangenwärter jemals seine Zelle betrat, war ein Mitglied des Inquisitionshofes, welches nach den Gesetzen verpflichtet war, alle vierzehn Tage die Gefängnisse zu inspizieren. Aber der Dominikaner, dem diese Pflicht oblag, legte dem Gefangenen nur einige formelle Fragen vor, ob er wohl sei, ob er seine vorgeschriebenen Mahlzeiten erhalte, ob sein

Wärter ihn höflich behandle. Carlos antwortete stets, daß er über nichts zu klagen habe. Anfangs pflegte er seinerseits zu fragen, wenn seine Sache zur Verhandlung kommen werde. Hierauf wurde ihm geantwortet, es habe keine Eile, die Herren Inquisitoren hätten viel Arbeit und viele wichtigere Fälle als den seinigen zu erledigen. Er müsse ihre Muße und ihr Belieben abwarten.

Zuletzt kam eine Art Lethargie über ihn, wenn auch häufig durch krampfhafte Ausbrüche des Schmerzes unterbrochen. Er hörte auf, die Tage zu zählen, hörte auf, fruchtlose Fragen an seinen Wärter zu richten, der sie doch nie beantwortete. Einmal bat er ihn um ein Brevier, weil es ihm zuweilen sogar schwer fiel, sich die Bibelworte, die er doch so gut kannte, zurückzurufen; aber er bekam die von den Inquisitoren vorgeschriebene Antwort: das Buch, welches er jetzt zu studieren habe, sei das Buch seines eignen Herzens, welches er eifrig prüfen müsse, um seine Sünden zu bekennen und zu bereuen.

Während der Morgenstunden war die äußere Thür seiner Zelle gewöhnlich geöffnet, um etwas frische Luft einzulassen; dann hörte er mitunter Schritte auf den Gängen, das Öffnen und Schließen von Thüren. Mit einer krankhaften Sehnsucht, mit Hoffnung gemischt, wünschte er den Eintritt irgend eines Besuchers in seine Zelle. Aber es geschah niemals. Einige der Inquisitoren waren gute Beobachter und erfahrene Menschenkenner. Sie hatten Carlos vor seiner Verhaftung scharf überwacht und waren zu dem Schluß gelangt, daß völlige, ununterbrochene Einsamkeit die beste Arznei für seine Krankheit sei.

Solche Einsamkeit hat schon so manche beladene und gequälte Seele zum Wahnsinn geführt. Aber das göttliche Erbarmen, das keine Kerkermauern oder Gefängnisriegel ausschließen können, bewahrte Carlos vor solchem Schicksal.

Eines Morgens bemerkte er an der Bewegung draußen, daß einer seiner Mitgefangenen einen Besuch erhielt. Aber die tiefe Stille, welche den verhallenden Schritten auf dem Flur folgte, wurde durch einen höchst ungewohnten Ton unterbrochen. Eine laute, helle, sogar fröhliche Stimme sang:

„Vençidos van los frailes; vençidos van!
Corridos van los lobos; corridos van!'
(Die Mönche ziehn besiegt von dann';
Die list'gen Wölf' sind abgethan.)*)

Jeder Nerv und jeder Puls in dem Herzen des einsamen Gefangenen zuckte bei diesem Gesange. Offenbar war es ein Triumphlied, aber von wessen Lippen? Wer konnte es wagen, an der Stätte des Jammers, dem Sitze Satans, zu triumphieren?

Carlos Alvarez hatte diese Stimme schon früher gehört. Eine auffallende Eigentümlichkeit im Dialekt offenbarte ihm dies. Die Worte waren weder das reine, klangvolle Kastillanisch, das er selbst sprach, noch das sanfte, glatte, zischende Andalusisch, das man in Sevilla hörte, noch das Patois der Bewohner seiner Gebirgsheimat. In solchem Accent hatte einer und nur einer je in seiner Gegenwart gesprochen. Und das war der Mann, welcher einst gesagt hatte: „Für die Freude, den Hungrigen Brot zu bringen, den Durstigen Wasser, Licht denen, die in Finsternis sitzen, und Ruhe den Mühseligen und Beladenen, habe ich die Kosten überschlagen, und ich werde mit voller Freudigkeit meinen Preis zahlen."

Es war offenbar, was Menschen auch seinem Leibe zugefügt haben mochten, Juliano Hernandez war noch ungebrochenen Herzens, stark in Hoffnung und Mut. Ein gefesselter und gefolterter Gefangener war er nicht nur im stande, seinen eignen Glauben festzuhalten, sondern auch dem andrer aufzuhelfen. Sein derber Reim sollte seinen Mitgefangenen andeuten, daß die Wölfe Roms seine Zelle verließen, besiegt durch das Wort des Geistes, und daß so wie er auch sie überwinden könnten.

Carlos hörte, verstand und fühlte von dieser Stunde an, daß er nicht allein sei. Überdies schien die Gnade und die Kraft, die seinem Leidensgenossen so reichlich verliehen war, Christum ihm selbst näher zu bringen. „Gott ist sicherlich auch an dieser Stätte — selbst hier," sagte er, „und ich wußte es nicht." Und dann, sein Haupt beugend, weinte er, weinte solche Thränen, die Hilfe und Heilung mit sich bringen.

---

*) Alles, was von Juliano Hernandez berichtet wird, ist buchstäblich wahr.

Wohl hatte er die ganze Zeit über Christi Hand gehalten — sonst wäre er völlig erlegen. Aber er hielt sie im Dunkeln; er klammerte sich in Verzweiflung an Ihn, um Leben und Vernunft. Jetzt aber begann das Licht ihm zu dämmern. Er fing an, das Antlitz dessen zu schauen, an den er sich geklammert hatte. Seine teuren, barmherzigen Worte, solche Worte wie: „Euer Herz erschrecke nicht!" „Meinen Frieden gebe Ich euch", hatten wieder wie vordem tiefe Bedeutung für ihn, waren mit Leben getränkt. Er gedachte „der alten Zeit der vorigen Jahre und der rechten Hand des Höchsten". Er dachte der Tage, die ihm jetzt so lange vergangen schienen, als er mit zitternder Freude durch Julianos Buch die Wahrheit empfangen hatte, und er wußte, daß er selbst in diesem düsteren Gefängnis ebendieselbe Freude sein nennen könne, weil derselbe Gott über ihm war und derselbe Herr „reich über alle, die Ihn anrufen".

Das nächste Mal, da Juliano seinen tapfern Siegesgesang anstimmte, hatte er den Mut zu antworten, indem er in der Volkssprache sang: „Der Herr erhöre Dich in der Not! Der Name des Gottes Jakobs schütze Dich! Er sende Dir Stärke vom Heiligtum und stärke Dich aus Zion!"

Aber dies brachte ihm einen Besuch des Schließers, der ihm gebot, „den Lärm zu unterlassen".

„Ich sang nur einen Vers aus einem der Psalmen," erklärte Carlos.

„Das ist gleichgültig. Es ist den Gefangenen nicht gestattet, die Santa casa zu stören," sagte Gaspard Benevidio, die Zelle verlassend.

„Santa casa" oder „heiliges Haus" war der offizielle Name und Titel des Gefängnisses der heiligen Inquisition. Auf den ersten Blick erscheint dieser Name wie ein scheußlicher Hohn. Es ist uns, als hörten wir dabei ein Echo teuflischen Gelächters, ebenso wie bei dem verwandten Namen „Gesellschaft Jesu". Aber damals war die Triana wirklich ein „heiliges" Haus. Die, welche seine düsteren Kerker überfüllten, waren köstlich in den Augen des Herrn. Mancher einsame Gefangene weinte, betete und duldete dort, der, wenn auch hienieden vergessen, einst in einer Herrlichkeit leuchten wird, welche Könige und Welteroberer in den Schatten stellt — ein Stern immer und ewiglich.

Einunddreißigstes Kapitel.

Dienende Engel.

Die überwältigende Hitze eines andalusischen Sommers vermehrte die physischen Leiden der Gefangenen, ebenso wie die spärlichen, ungesunden Mahlzeiten, die ihnen durch die Hand des geizigen Benevidio zugingen.

Aber dies letzte Ungemach empfand Carlos wenig. Wie klein auch die Rationen waren, die er erhielt, so war es doch gewöhnlich mehr als genug für ihn. Die grobe Kost blieb sogar oft unberührt in seiner Zelle.

Eines Morgens jedoch wurde zu seiner größten Überraschung etwas durch das Gitter im unteren Teil der inneren Thür geschoben, da die Außenthür wie gewöhnlich zu dieser Stunde offen war. Die geheimnisvolle Gabe bestand aus Weißbrot und gutem Fleisch, und er genoß es mit einem Gemisch von Verwunderung und Dankbarkeit. Aber die Unterbrechung in der Eintönigkeit seines Lebens und die Beschäftigung, die dieser Umstand seinen Gedanken gewährte, war ihm viel mehr als die willkommene Abwechselung einer gesunden Mahlzeit.

Dieser Akt der Barmherzigkeit wiederholte sich oft, ja fast täglich. Manchmal war es Brot und Fleisch, manchmal waren es Früchte — die großen saftigen Trauben oder purpurnen Feigen des südlichen Himmelsstrichs —, die ihm so übermittelt wurden. Die Mutmaßungen, die diese Gaben in ihm hervorriefen, waren endlos. Er sehnte sich danach, seinen Wohlthäter zu entdecken, nicht nur, um ihm seine Dankbarkeit auszudrücken, sondern auch, um zu bitten, daß dieselben Wohlthaten auf seine Leidensgefährten,

besonders auf Juliano, ausgedehnt werden möchten. Und würde der, der so freundlich für ihn gesinnt war, nicht auch willig sein, ihm das zu bringen, wonach er sich viel mehr sehnte als nach Essen und Trinken, ein Wort der Mitteilung von der Außenwelt oder von seinen gefangenen Brüdern? Anfangs lenkten sich seine Mutmaßungen auf den zweiten Schließer Herera. Dieser Mann war viel freundlicher und mitleidiger als Benevidio. Carlos dachte oft, er würde ihm gern eine Gefälligkeit erweisen oder wenigstens mit ihm sprechen, wenn er nur dürfte. Aber selbst die kleinste Übertretung der Gefängnisordnung würde die schwerste Strafe nach sich gezogen haben. Carlos scheute sich natürlich, die Sache zu berühren, denn wenn Herera nichts damit zu thun hatte, so würde dies den unbekannten Wohlthäter verraten haben.

Derselbe Grund hielt ihn ab, eine Frage oder einen Ausruf zu der Zeit zu wagen, wo die kleine Gabe hineingeschoben wurde. Wie konnte er wissen, wer sich in Hörweite befand? Wenn es geraten gewesen wäre zu reden, so würde die Person draußen gewiß den Versuch gewagt haben.

Die Speisen wurden ihm gewöhnlich früh am Morgen zugestellt, zu der Stunde, wo die Außenthür geöffnet wurde; oder wenn es etwas später war, hatte er oft etwas Schüchternes oder Linkisches in der Art, wie sie hereingeschoben wurden, bemerkt, und die nahenden und verhallenden Schritte, auf die er so aufmerksam horchte, waren leicht und rasch wie die eines Kindes.

Endlich kam ein Tag, der in der düstern Chronik seines Gefängnislebens weiß angezeichnet war. Brot und Fleisch wurden ihm wie gewöhnlich dargebracht. Dann folgte ein leises Klopfen an der Thür. Carlos, der nahe bei derselben stand, antwortete mit einem begierigen „Wer ist da?"

„Ein Freund. Kniet nieder, Senmor, und legt Euer Ohr an das Gitter!"

Der Gefangene gehorchte, und eine Frauenstimme flüsterte: „Verzagt nicht, Herr! Es giebt draußen Freunde, die an Euch denken."

„Ein Freund ist selbst hier bei mir," antwortete Carlos. „Aber", fügte er hinzu, „ich bitte Euch, sagt mir Euren Namen,

damit ich weiß, wem ich für die täglichen Freundlichkeiten, die meine Gefangenschaft erleichtern, zu danken habe!"

„Ich bin nur ein armes Weib im Dienste des Schließers, Sennor, und was ich Euch gebracht habe, ist Euer Eigentum und sogar nur ein kleiner Teil davon!"

„Mein Eigentum? Wieso?"

„Euch durch meinen Herrn gestohlen, welcher selbst die notdürftigste Nahrung der armen Gefangenen unterschlägt und veruntreut, und wenn irgend einer es wagt, sich bei den Herren Inquisitoren zu beklagen, so wirft er ihn in die Masmurra."

„In die — was?"

„Eine tiefe, schauerliche Zisterne, die er in seinem Hause hat." Dies wurde noch leiser gesprochen.

Carlos war noch nicht genügend an solche Schreckenisse gewöhnt, um einen Schauder zu unterdrücken. Er sagte: „Dann, fürchte ich, ist es ein großes Wagnis für Euch selbst, daß Ihr mir so viel Güte erweist."

„Es geschieht um des teuren Herrn willen, Sennor!"

„Also Ihr — auch Ihr liebt seinen Namen?" rief Carlos mit Freudenthränen in seinen Augen.

„Still, Sennor, still! Aber so weit, wie es ein armes Weib vermag, liebe ich ihn," setzte sie mit ängstlichem Flüstern hinzu. „Was ich Euch jetzt sagen will, ist, daß der edle Sennor, Euer Bruder —"

„Mein Bruder!" rief Carlos. „Was von ihm? O um Christi willen, sagt es mir!"

„Sprecht leiser, Herr, man könnte uns hören! Ich weiß, daß er mehrere Male bei meinem Dienstherrn gewesen ist und ihm viel Geld gegeben hat, um Euch bessere Nahrung und andre Bequemlichkeiten zu verschaffen, welches dieser aber, da er keine Gottesfurcht kennt —" Das Ende dieses Satzes erreichte Carlos' Ohr nicht, aber er konnte leicht seinen Inhalt erraten.

„Das hat nichts zu bedeuten," sagte Carlos. „Aber, o meine liebevolle Freundin, wenn ich ihm nur ein Wort senden könnte!"

Vielleicht erweckte der innige Ernst seines Tons schlummernde Muttergefühle in dem Herzen der armen Frau. Sie wußte, daß

Carlos sehr jung war, daß er lange, trübe Monate allein gelegen hatte, fern von der schönen Welt, in die er eben eintreten sollte und die ihm nun für immer verschlossen war.

„Ich will für Euch thun, was ich kann," sagte sie mit einer Stimme, die Rührung verriet.

„Dann sagt ihm, daß es gut mit mir stehe," antwortete Carlos. „Sagt ihm, er solle den ganzen Psalm: „Der Herr ist mein Hirte" lesen, aber vor allen Dingen sagt ihm, er solle diese Stadt verlassen und nach Deutschland oder England fliehen. Denn ich fürchte, ich fürchte — nein, sagt ihm nicht, was ich fürchte! Beschwört ihn nur, fortzugehen! Versprecht Ihr es mir?"

„Ich verspreche nur, junger Herr, zu thun, was ich kann. Gott tröste ihn und Euch!"

„Und Gott lohne es Euch, meine mutige und freundliche Wohlthäterin! Aber noch ein Wort, wenn es ohne Gefahr für Euch geschehen kann! Sagt mir etwas von meinen lieben Mitgefangenen, besonders von Don Christobal Losada, Don Juan Ponte de Leon, Fray Constantino und Juliano Hernandez, genannt Juliano el chico!"

„Ich weiß nichts von Fray Constantino. Ich glaube nicht, daß er hier ist. Die andern, die Ihr nanntet, haben gelitten."

„Nicht den Tod, gewiß nicht den Tod?" sagte Carlos voll Schrecken.

„Es giebt schlimmere Dinge als den Tod," antwortete das arme Weib. „Selbst mein Herr, dessen Herz von Eisen ist, ist erstaunt über die Standhaftigkeit von Juliano. Er fürchtet nichts; er scheint nichts zu fühlen. Keine Folter hat ihm auch nur ein Wort erpreßt, das andern schaden könnte."

„Gott halte ihn aufrecht! O meine Freundin," fuhr Carlos mit leidenschaftlichem Ernst fort, „wenn Ihr durch irgend eine freundliche Handlung, wie Ihr sie mir erwiesen habt, dem teuren, leidenden Diener Gottes nur den Trost eines Bechers kalten Wassers reichen könntet, so würde wahrlich Euer Lohn im Himmel groß sein. Denn die Zeit wird kommen, wo dieser arme Mann seinen Platz in dem Reiche des Königs aller Könige einnehmen wird zur rechten Hand Christi in großer Herrlichkeit und Majestät."

„Ich weiß es, Sennor! Ich habe versucht —"

In diesem Augenblick wurde Carlos durch nahende Schritte erschreckt. Aber das arme Weib sagte: „Es ist nur das Kind. Gott segne es! Aber ich muß gehen, Herr, denn sie kommt, um mir zu sagen, daß ihr Vater aufgestanden ist und sich anschickt, seinen täglichen Rundgang zu machen."

„Ihr Vater? Hilft Euch Benevidios eignes Kind seine Gefangenen zu trösten?"

„Ja, Dank sei dem gütigen Gott! Ich bin ihre Wärterin. Aber ich darf keinen Augenblick länger zögern. Adios, Sennor!

„Geht mit Gott, gute Mutter! Er lohne Euch Eure Freundlichkeit, wie Er es gewiß thun wird."

Und Er hat sie ihr sicherlich gelohnt, aber nicht auf Erden, wenn nicht die Ehre, würdig erachtet zu werden, um Seinetwillen Schmach und Striemen und grausame Gefangenschaft zu leiden, ein Lohn genannt werden kann.*)

*) Die Erzählung von der Dienerin des Schließers und seiner kleinen Tochter ist historisch.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Das Thal der Todesschatten.

Manche lange Stunde verkürzte sich Carlos dadurch, daß er für sich mit leiser Stimme Psalmen und geistliche Lieder sang. Zuerst sang er so laut, daß die Mitgefangenen es hören konnten. Aber der Befehl Benevidios, den er durch Drohungen verschärfte, nötigte ihn bald, sich dessen zu enthalten. Mancher Trost durch That und Wort wurde ihm durch die Fürsorge der armen Magd Maria Gonzales und der kleinen Tochter des Schließers zu teil. Im ganzen gewöhnte er sich an das Gefängnisleben. Es kam ihm vor, als müsse es ewig währen, als läge alles andre Leben weit hinter ihm in nebelhafter Ferne. Zahllose Stunden schlichen ihm langsam und ermüdend hin. Es kamen auch bittre Stunden leidenschaftlich sehnsüchtiger Rückblicke, dunkler Vorgefühle, unaussprechlicher Angst. Doch gab es auch ruhige Stunden, in denen kein besonderer Schmerz oder Kummer ihn drückte, ja manchmal selbst glückliche Stunden, in denen Christus ihm nahe war und seine Tröstungen reichlich über ihn ausgoß.

Es war eine dieser ruhigen Stunden, als Gedanken an die Vergangenheit, nicht angstvoll oder sehnsüchtig wie so oft, sondern friedlich und selbst wohlthuend seine Seele beschäftigten. Er hatte das Tedeum gesungen und dachte daran, wie lieblich die Chorknaben in Nuera es gesungen hatten, nicht zur Zeit von Pater Thomas, sondern zu der seines Vorgängers, eines freundlichen Greises, der ein besonderes Verständnis für Musik hatte, den er und sein Bruder als kleine Knaben liebten, wenn auch vielfach plagten. Er empfand so lebhaft aufs neue den tiefen Schmerz,

den es ihm einst verursacht hatte, als Juan den greisen Priester gekränkt, daß er für den Augenblick seine gegenwärtigen Leiden ganz vergessen hatte, als er hörte, wie der Hauptschlüssel der starken Außenthür seiner Zelle rasselnd gedreht wurde.

Benevidio trat ein und brachte einige Kleidungsstücke, die er dem Gefangenen sofort anzulegen befahl.

Carlos gehorchte schweigend, aber nicht ohne Erstaunen, vielleicht sogar mit einem vorübergehenden Gefühl der Entrüstung. Denn schon der Schnitt und die Art der Kleidung, die er anzulegen gezwungen wurde — eine Art Jacke ohne Ärmel und lange, weite Beinkleider —, bedeuteten für den kastillanischen Edelmann Beschimpfung und Erniedrigung.

„Zieht Eure Schuhe aus!" sagte Benevidio. „Gefangene haben stets vor Ihren Herrlichkeiten unbedeckten Hauptes und barfuß zu erscheinen. Folgt mir jetzt!"

So galt es denn, vor seine Richter zu treten. Ein schneidendes Entsetzen bemächtigte sich seiner Seele. Ohne des Schließers Gegenwart zu beachten, warf er sich einen kurzen Augenblick auf die Kniee. Dann vermochte er, obwohl seine Wange bleich war, ruhig zu sprechen: „Ich bin bereit."

Er folgte seinem Führer durch verschiedene lange, düstere Gänge. Endlich wagte er zu fragen: „Wohin führt Ihr mich?"

„Still!" sagte Benevidio, indem er den Finger auf den Mund legte, denn Sprechen war dort nicht erlaubt.

Endlich näherten sie sich einer offenen Thür. Der Schließer beschleunigte seinen Schritt, trat zuerst ein, machte eine sehr tiefe Verbeugung, zog sich dann wieder zurück und bedeutete Carlos, allein vorzutreten.

Er gehorchte und befand sich vor seinen Richtern — vor der „Tafel der Inquisition". Er verneigte sich, aber mehr aus gewohnter Höflichkeit als aus besonderer Hochachtung für das Tribunal, und stand schweigend da.

Ehe ihn irgend jemand anredete, hatte er volle Muße, sich umzusehen. Der Raum war groß, luftig, von Säulen umgeben, zwischen denen schöne Vorhänge von vergoldetem Leder hingen. An dem entferntesten Ende stand ein Kruzifix von mehr als

Lebensgröße. Auf der Estrade saßen sechs bis sieben Männer um einen langen Tisch. Von diesen war nur einer bedeckten Hauptes, der, welcher der Thür, durch die Carlos eingetreten war, am nächsten und dem Kruzifix gegenüber saß. Er wußte, daß dies Gonzales de Munebraga war, und der Gedanke, daß er einst ernstlich für dieses Mannes Leben gefleht hatte, verlieh ihm Kühnheit in seiner Gegenwart.

Zur Rechten Munebragas saß ein ernster, stattlicher Mann, den Carlos, obgleich er ihn nie zuvor gesehen hatte, an seiner Kleidung und dem Platz, den er einnahm, als den Prior des Dominikaner-Klosters, das an die Triana grenzte, erkannte. Einigen der untergeordneten Mitglieder des Tribunals war er früher gelegentlich begegnet und hatte sie, sowohl was Erziehung als auch gesellschaftliche Stellung betraf, als weit unter sich stehend betrachtet.

Endlich gab ihm Munebraga, indem er sich halb umwandte, ein Zeichen, sich dem Tische zu nähern. Er that es, und eine Persönlichkeit, welche an dem andern Ende des Tisches saß und nach ihrer Tracht zu schließen ein Notar war, ließ ihn die Hand auf ein Meßbuch legen und sprach ihm einen Eid vor.

Dieser verpflichtete ihn, die Wahrheit zu sagen und alles, was er sehen oder hören würde, geheim zu halten, und er leistete ihn ohne Zögern. Dann wurde ihm eine Bank rechts vom Inquisitor angewiesen und er aufgefordert, sich zu setzen.

Ein Mitglied des Gerichtshofes, der den Titel „Promotorfiskal“ führte, leitete die Vernehmung. Nach Erledigung einiger Formalitäten fragte er ihn, ob ihm der Grund seiner Verhaftung bekannt sei. Carlos antwortete augenblicklich: „Ja!“

Dies war gewöhnlich nicht der Weg, den die Gefangenen des heiligen Offiziums einschlugen. Meistenteils leugneten sie jedes Bewußtsein irgend welcher Schuld, die ihre Verhaftung veranlaßt haben könnte. Mit einem leichten Emporziehen der Brauen, vielleicht ein Ausdruck der Überraschung, fragte sein Inquirent möglichst sanft: „Seid Ihr Euch bewußt, von dem Glauben abgewichen zu sein und durch Wort und That Eure eigne Seele und das Gewissen guter Christen verletzt zu haben? Redet ohne Scheu, mein

Sohn, denn für die, welche ihre Vergehen eingestehen, ist das heilige Offizium voll zärtlichen Erbarmens."

„Ich bin mir nicht bewußt, vom heiligen Glauben abgeirrt zu sein, seit ich ihn kenne."

Hier unterbrach ihn der Dominikaner-Prior: „Ihr dürft um einen Advokaten bitten, und da Ihr unter 25 Jahr seid, so könnt Ihr auch den Beistand eines Vormundes fordern. Ferner könnt Ihr eine Abschrift von der Anklage gegen Euch verlangen, um Eure Verteidigung vorzubereiten."

„Immer vorausgesetzt," sagte Munebraga selbst, „daß er in aller Form das Verbrechen, das ihm zur Last gelegt wird, leugnet. Thut Ihr das?" fragte er, sich an den Gefangenen wendend.

„Wir dürfen wohl annehmen, daß Ihr das thut," sagte der Prior, indem er Carlos ernsthaft ansah. „Ihr erklärt Euch nicht für schuldig?"

Carlos erhob sich von seinem Sitz und trat dem Tisch, an welchem die Männer saßen, die sein Leben in der Hand hatten, um einige Schritte näher. Sich hauptsächlich an den Prior wendend, sagte er: „Ich weiß, daß ich durch den Weg, den Euer Herrlichkeit mir, wie ich glaube, in freundlicher Absicht anrät, mein Geschick um eine kurze Frist hinausschieben kann. Ich könnte in die Luft streichen und mich auf Zeugen berufen, die Ihr mir nachzuweisen doch verweigern und noch weniger mir gegenüber stellen würdet, oder ich könnte es darauf ankommen lassen, daß Ihr mir die Wahrheit langsam, Tropfen für Tropfen, auspreßtet. Aber was würde mir das helfen? Weder um eine Wahrheit noch um eine Lüge, die ich niedrig genug wäre, auszusprechen, würdet Ihr Euer Opfer aus der Hand lassen. Ich ziehe den geraden Weg vor, welcher immer der kürzere ist. Ich stehe heut vor Euern Herrlichkeiten als ein erklärter Lutheraner, der an dem Erbarmen der Menschen verzweifelt, aber voll Vertrauen ist auf das Erbarmen Gottes."

Eine Bewegung der Überraschung ging bei diesen kühnen Worten durch die Versammlung. Der Prior wandte sich von dem Gefangenen ab mit einem betrübten und befangenen Ausdruck, aber nur, um einem halb triumphierenden, halb vorwurfsvollen

Blicke seines Vorgesetzten Munebraga zu begegnen. Und Munebraga war nicht unzufrieden, weit davon entfernt. Es betrübte ihn nicht, daß sein Gefangener, ein reiner Jüngling, sich selbst in das Feuer stürzte. Das war *seine* Sache. Er ersparte Ihren Herrlichkeiten viel Mühe. Dank seiner Verstockung, seiner Thorheit oder seiner Verzweiflung, war ein tüchtiges Stück Arbeit schnell und leicht zu Ende gebracht, denn es war zunächst die Pflicht der Inquisitoren, zu überführen. Der Widerruf war ein späterer Gesichtspunkt.

„Du bist ein frecher Ketzer und reif für das Feuer. Wir wissen, was wir mit solchen zu thun haben." Und er legte seine Hand an die Glocke zum Zeichen, daß die Vernehmung zu Ende sei.

Aber der Prior, der sich von seinem Erstaunen erholt hatte, legte sich noch einmal ins Mittel. „Euer Herrlichkeit möge mir noch ein paar Minuten gewähren, um dem Gefangenen die bekannte Güte und Langmut des heiligen Offiziums gegen den Reuigen und die schlimmen Folgen der Verstockung vorzuhalten!"

Munebraga stimmte durch ein Kopfnicken zu und lehnte sich dann nachlässig in seinen Sessel. Dies war ein Teil der Verhandlung, der ihn nicht sehr interessierte.

Niemand konnte die Aufrichtigkeit bezweifeln, mit welcher der Prior Carlos vor dem Schicksal warnte, welches den unbußfertigen Ketzer erwartete. Die Schrecken des Feuertodes, die tieferen und dunkleren Schrecken des Feuers, das nimmer verlöscht, bildeten den Gegenstand seiner Rede. Wenn sie auch nicht gerade von Beredsamkeit zeugte, so war doch der Ernst unerschütterlicher Überzeugung darin. „Aber für den Reuigen", fügte er hinzu, und sein hartes Gesicht wurde etwas milder, „ist Gott immer barmherzig, und Seine Kirche ist es auch."

Carlos hörte schweigend zu, die Augen auf den Boden geheftet. Als aber der Dominikaner geendet, sah er wieder auf, blickte zuerst auf das große Kruzifix und heftete dann sein Auge fest auf das Gesicht des Priors.

„Ich kann meinen Herrn nicht verleugnen," sagte er. „Ich bin in Eurer Hand, und Ihr könnt mit mir machen, was Ihr wollt. Aber Gott ist mächtiger als Ihr."

„Genug!" sagte Munebraga und setzte die Glocke in Bewegung. Nach kurzer Pause erschien der Schließer und führte Carlos zurück in seine Zelle.

Sobald er fort war, wandte sich Munebraga an den Prior, „Herr," sagte er, „Euer bekannter Scharfsinn läßt Euch diesmal im Stich. Ist dies der Jüngling, von dem Ihr versichertet, ein paar Monate Kerkerhaft würden ihn biegsam wie ein Rohr und weich wie Wachs machen? Statt dessen finden wir in ihm einen ebenso kühnen Ketzer wie Losada, wie d'Arellano oder wie jene Ausgeburt der Finsternis, der kleine Juliano."

„Nein, Sennor, ich verzweifle durchaus nicht an ihm. Er ist nicht so fest, wie er scheint. Gebt ihm Zeit und die richtige Mischung von Freundlichkeit und Strenge, und ich vertraue dem Herrn und dem heiligen Dominikus, er wird noch ein hoffnungsvoller Büßer werden."

„Ich bin Eurer Meinung, hochwürdiger Pater!" sagte der Promotorfiskal. „Wahrscheinlich hat er nur bekannt, um die Folter zu vermeiden. Viele fürchten sie mehr als den Tod."

„Ihr habt recht," antwortete Munebraga rasch.

Der Notar blickte von seinen Papieren auf. „Wenn es Euern Herrlichkeiten beliebt," sagte er, „ich glaube, es ist das „sangré azul", was ihn so kühn macht. Er ist ein Alvarez y Menaya."

„Bleib' bei Deinen Büchern und bei Deiner Tintenflasche, vorlauter Schreiber!" unterbrach ihn der Inquisitor zornig. „Deine Aufgabe ist nur, niederzuschreiben, was weisere Menschen als Du sagen, nicht selbst zu schwatzen." Es war wohl bekannt, daß Munebraga, weit davon entfernt, sich „blauen Blutes" rühmen zu können, nicht einmal das in seinen Adern hatte, was die Spanier „gutes rotes Blut" nennen, daher seine Erregung gegen den Schreiber.

Es ist oft scheinbar eine große Ähnlichkeit in den Wirkungen ganz entgegengesetzter Ursachen vorhanden. Das, was aus einer Art von Charakterschwäche entspringt, hat manchmal den Anschein von übernatürlichem Mut. Ein kühnerer Mann, als Don Carlos Alvarez hätte vielleicht einen Kampf um das Leben gewagt; er hätte jeden einzelnen Punkt, wie er ihm entgegengehalten wurde,

verfechten, sich jeder Blöße zum Entschlüpfen bedienen, die Last, sein Verbrechen zu beweisen, auf seine Verfolger werfen können. Aber dieser Weg wäre Carlos unmöglich gewesen. Gleichwie ein Sprung mit Anlauf viel leichter ist als einer von der Stelle aus, ebenso ist es sensitiven Naturen, wenn sie wissen, daß Schmerz und Gefahr unausbleiblich kommen müssen, viel leichter, sich ihnen entgegenzuwerfen, als sie stehenden Fußes abzuwehren. Er würde erstaunt gewesen sein, wenn er gewußt hätte, welchen Eindruck er auf seine Richter gemacht hatte. Ihm schien es, als hätte er seinen Herrn nur in großer Schwachheit bekannt; aber er hatte ihn wenigstens bekannt, und da er von dem Genuß aller „Gnadenmittel" ausgeschlossen war, so wurde ihm der Akt des Bekennens selbst zu einer Art Sakrament. Es war ihm ein Pfand und ein Beweis für die Gegenwart Christi und für Seine Kraft, die in ihm mächtig war. Er konnte jetzt sagen: „Da ich Dich anrief, hörtest Du mich und gabst meiner Seele große Kraft." Und von der Stunde an schien es ihm, als sei Christus ihm näher, und er lebe in innigerer Gemeinschaft mit Ihm als je zuvor.

Es war gut, daß er so kräftigen Trost hatte, denn seine Not war groß. Zwei andre Verhöre folgten in kurzen Zwischenpausen, und an beiden nahm Munebraga thätigeren Anteil als das erste Mal. Die Inquisitoren waren damals eifrig bemüht, Beweise herbeizuschaffen, um Fray Constantino zu verurteilen, der bis zu diesem Tage jeden Versuch, ihm Verbrecherisches nachzuweisen, zu schanden gemacht hatte. Sie hielten es für wahrscheinlich, daß Carlos, wenn er nur wolle, ihnen dabei helfen könne, besonders, da sich unter seinen Papieren ein sehr lobender Empfehlungsbrief des früheren Kanonikus gefunden hatte. Indes war ihnen in andern Angelegenheiten seine Hilfe noch viel nötiger. Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß Munebraga, der nichts vergaß, auch die geheimnisvoll verabredete und nie ausgeführte Zusammenkunft mit einem jetzt unheilbar wahnsinnigen Vetter des Gefangenen nicht vergessen hatte. Was hatte das zu bedeuten? War die Geschichte wahr, oder hielt die Familie noch Beweise zurück, welche noch eins oder mehrere ihrer Glieder kompromittieren konnte?

Aber Carlos sollte eine noch ernstere Frage lösen oder wenigstens eine, die ihn noch näher berührte. Er war auf zwei Anklagen hin verhaftet worden. Erstens hatte ein Mitglied von Losadas Versammlungen ihn als einen regelmäßigen Zuhörer bezeichnet; dann hatte ein Mönch von San Isodro auf der Folter ihn in gefährlicher Weise preisgegeben. Das Zeugnis des Mönches war klar und deutlich und wurde später durch andre bestätigt. Aber der erste Zeuge hatte ausgesagt, daß zwei Herren des Namens Menaya den Versammlungen beizuwohnen gepflegt hätten. Wer war der zweite? Dies Problem hatten die Inquisitoren bis jetzt noch nicht zu lösen vermocht. Don Manuel und seine Söhne waren als rechtgläubig bekannt, und der einzige andre Menaya, den sie kannten, war der Bruder des Gefangenen. Aber alles sprach zu seinen Gunsten, sowohl seine Eigenschaft als tapferer Offizier in dem Heere des allerkatholischsten Königs als auch die Thatsache seiner freiwilligen Rückkehr nach Sevilla, wo er, statt sie zu vermeiden, die Aufmerksamkeit des Offiziums auf sich zu ziehen suchte, indem er sich ihm beständig in den Weg warf, ja Munebraga selbst um eine Audienz anging.

Dennoch blieb seine Schuld möglich. Aber in Ermangelung von irgend etwas Verdächtigem in seinem Benehmen waren klarere Beweise als die eben erwähnten unbestimmten Aussagen durchaus nötig, um gegen ihn vorgehen zu können. Nach den Gesetzen des Inquisitionshofes mußte die Zahl der Beweisstücke eines Verbrechens „halb voll" sein, wie sie es nannten, ehe sie die Verhaftung eines mutmaßlichen Ketzers verfügen konnten.

Und der Schlüssel zu all diesen Zweifeln sollte jetzt Carlos' widerstrebenden Händen entwunden werden. Jener notwendige „halbe Beweis" sollte und mußte durch ihn beigebracht werden. „Er muß sprechen!" sagten die starren, unbarmherzigen Männer, in deren Händen er war.

Aber hierin war er stärker als sie. Weder List noch Überredung, weder Drohungen noch Versprechungen konnten diese blassen, stummen Lippen öffnen. Würde die Folter es thun? Sie sagten ihm mit klaren Worten, daß, wenn er nicht jede Frage, die ihm

vorgelegt würde, frei und offen beantworte, er ihre schlimmsten Schrecken ertragen müsse.

Sein Herz pochte wild; dann wurde es krank und matt. Die Furcht davor, die stärker als die Todesangst war, trieb ihn zu einem kurzen, scharfen Kampf gegen das Unvermeidliche. Er sagte: „Es ist gegen Eure eignen Gesetze, von einem Verbrecher, der schon bekannt hat, durch die Folter Auskunft über andre zu erpressen. Denn das Gesetz geht davon aus, daß ein Mensch sich selbst mehr liebt als seinen Nächsten und daß deshalb der, der gegen sich selbst gezeugt hat, noch eher gegen andre Ketzer aussagen würde, wenn er sie kennte."

Er hatte Recht. Seine früheren Studien hatten es ihm möglich gemacht, ganz genau eine der Bestimmungen geltend zu machen, welche von den höchsten Autoritäten zur Regelung des Inquisitionsverfahrens gegeben waren. Aber was bedeuten Regeln und Vorschriften für die Glieder eines geheimen und unverantwortlichen Tribunals?

Munebraga verbarg seine augenblickliche Verlegenheit hinter einem Spott. „Diese Regel wurde für Delinquenten andrer Art gegeben," sagte er. „Euch lutherischen Ketzern steckt das Gebot: „Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst!" so tief im Herzen, daß Euch das Fleisch von den Knochen gerissen werden muß, ehe Ihr gegen Eure Brüder zeuget.*) Ich erkläre Euren Einwand für nichtig."

Und nun erlangte der Ausspruch, den Carlos mehr fürchtete als das Todesurteil, die förmliche Bestätigung des Gerichtshofes.

Als Carlos wieder allein in seiner Zelle war, warf er sich auf die Kniee, und seine brennende Stirn gegen die kalten, feuchten Steine pressend, schrie er laut in seiner Angst: „Laß diesen Kelch, nur diesen, an mir vorübergehen!"

Seiner Natur gerade war der Gedanke an körperliche Qualen der entsetzlichste. Ungewöhnlich sensitiv an Seele und Leib, bebte er in unsäglichem Schrecken zurück vor dem, dem stärkere Charaktere Trotz bieten. Seine lebhafte Einbildungskraft verschärfte jede

*) Worte, die das Ungeheuer wirklich gesprochen hat

Pein, die er fühlte oder fürchtete. Seine Seele war wie ein rings mit Spiegeln behangenes Gemach, in welchem jedes Schrecknis, weil es sich hundertfältig widerspiegelt, statt eines zu hundert Schreckniſſen wird. Was ein andrer einmal erlitten haben würde, litt er immer und immer wieder in qualvollem Vorgefühl.

Zuzeiten wurde das nervöse Grauen geradezu unerträglich. Furcht und Zittern erfaßten ihn. Er war nahe daran, Gott zu bitten, daß Er ihn in Seinem großen Erbarmen aus dem Leben hinwegnehmen möge, damit der Schreckensbote ihn dem Bereich ihrer Bosheit entrückt fände.

Ein Gedanke vor allem verfolgte ihn wie ein böser Geiſt, der ihm Worte der Verzweiflung zuflüsterte. Er verfolgte ihn seit der Stunde, wo die arme Maria Gonzales ihm gesagt hatte, daß sie seinen Bruder gesehen habe. Wie, wenn sie seinen Lippen den teuren Namen entringen sollten? Wenn er in seiner Schwachheit an Juan zum Verräter würde? Einst hatte er es im Herzen gehabt, ihn aus selbstsüchtiger Liebe zu betrügen; vielleicht mußte ihn jetzt als Strafe für diese Sünde heftiger körperlicher Schmerz verleiten, ihn zu verraten. Selbst wenn sein Wille allem zum Trotz fest bliebe — was er kaum zu hoffen wagte — würde er nicht den Verstand verlieren und er sich dann wilde Worte entreißen lassen, die alle ins Verderben stürzen würden?

Er versuchte sich in seines Heilands Leiden und Tod hineinzudenken, versuchte zu beten um Kraft und Geduld, um Seinen Kelch zu trinken. Manchmal betete er dies Gebet unter Schreien und Thränen, manchmal mit stummen Lippen, zu erschöpft, um noch zu weinen. Und wenn sein Gebet Erhörung gefunden, so wußte er es damals nicht.

Tage der Spannung schlichen hin. Sie waren nur weniger düster als die Nächte, wo der Schlaf ihn floh und entsetzliche Bilder, von denen er jedoch wußte, daß sie weniger schrecklich als die Wirklichkeit waren, in rascher Folge vor seiner Seele aufstiegen.

Eines Abends, als er im Halbdunkel auf seiner Bank saß, fiel er in unruhigen Schlummer. Die dunkle Angst, die ihn nie verließ, mischte sich mit dem goldenen Strahl alter Erinnerungen und

wob einen lebhaften Traum von Nuera und von dem Sommermorgen, wo der erste große Kampf seines Lebens mit dem Entschluß endete: „Juan, Bruder, ich will Dir niemals unrecht thun, so wahr mir Gott helfe."

Das Rasseln des Schlüssels in der Thür und der plötzliche Strahl der Lampe erweckten ihn. Er sprang auf seine Füße, als der Schließer eintrat. Diesmal wurde kein Wechsel der Kleidung von ihm verlangt. Er wußte sein Geschick. Er rief zu Gott, keinem menschlichen Ohr vernehmbar. Aus der tiefsten Tiefe seines Wesens stieg das Gebet empor: „Vater, rette — bewahre mich, ich bin Dein!"

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Am andern Ufer.

Als am andern Morgen das Licht durch das enge Gitter seiner Zelle fiel, lag Carlos wieder auf seiner Strohmatte. Aber war es wirklich der andre Morgen, oder war es zehn, zwanzig Jahre später? Er selbst hätte es nicht sagen können ohne eine peinliche Anstrengung seines Gedächtnisses. Diese letzte Nacht war wie ein tiefer Abgrund, der sich zwischen die Gegenwart und seine ganze Vergangenheit geschoben hatte. Der Augenblick, an dem er in den fackelerleuchteten, unterirdischen Raum trat, erschien ihm wie ein scharfer, schwarzer Strich, der sein Leben in zwei Hälften teilte, und die letzte Hälfte erschien ihm länger als alles, was vorangegangen war.

Auch hätten Jahre des Leidens keine tieferen Spuren auf diesem jungen Antlitz zurücklassen können, aus welchem der Ausdruck der Jugend, wie es schien, für immer verschwunden war. Stirn und Lippen waren bleich, aber zwei dunkelrote Flecken, die noch von fieberhaftem Schmerz zeugten, brannten auf den hohlen Wangen, während die großen, leuchtenden Augen in fast unnatürlichem Glanze strahlten.

Das arme Weib, welches in diesem düstern Kerker Engeldienste verrichtete, trat leise ein. Wie sie dort Einlaß erlangt habe, wußte Carlos nicht, war auch viel zu schwach, danach zu fragen oder auch nur sich darüber zu wundern; aber wahrscheinlich hatte Benevidio sie geschickt, weil er wußte, daß in seinem jetzigen Zustande eine menschliche Hilfe dem Gefangenen unentbehrlich war.

Maria Gonzales war zu sehr an Szenen des Schreckens gewöhnt, um sehr überrascht und entsetzt über das zu sein, was sie sah. Schweigend, aber mit einem Herzen voll Mitleid verrichtete sie die wenigen kleinen Dienste, die in ihrer Macht standen. Sie suchte der gebrochenen Gestalt die Lage so bequem als möglich zu machen und reichte den verschmachteten Lippen wieder und wieder den „Becher kalten Wassers", nach dem sie so dringend verlangten.

Er richtete sich auf, um Worte des Dankes zu murmeln, und dann, als sie sich anschickte, ihn zu verlassen, folgten ihr seine Augen ängstlich.

„Kann ich noch irgend etwas für Euch thun, Sennor?" fragte sie.

„Ja, Mutter! Sagt mir, habt Ihr meinen Bruder gesprochen?"

„Ach nein, Sennor!" sagte die arme Frau, deren Befähigung mit ihrem guten Willen nicht Schritt hielt. „Gott weiß, ich habe es versucht, aber ich konnte von meinem Herrn den Namen der Straße, wo er wohnt, nicht herausbekommen, ohne Verdacht zu erregen, und ich habe niemals wieder das Glück gehabt, sein Angesicht zu sehen."

„Ich weiß, daß Ihr gethan habt, was Ihr konntet. Mein Auftrag ist nicht mehr wichtig, wenigstens nicht mehr so sehr; aber es ist doch gut, wenn er fortgeht. Sagt ihm das, wenn Ihr ihn antrefft; aber erinnert Euch wohl — sagt ihm hiervon nichts! Ihr versprecht es, Mutter? Er darf dies niemals erfahren — niemals!"

Sie sprach einige Worte der Teilnahme und des Bedauerns.

„Es war — entsetzlich!" stammelte er in schwachen, gebrochenen Tönen. „Das Schlimmste von allem die Rückkehr zum Leben. Denn ich dachte, es wäre alles vorüber, und ich würde nur erwachen, um Christum von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Aber — ich kann nicht davon sprechen."

Es folgte ein langes Schweigen. Dann leuchtete sein Auge auf, und ein Ausdruck der Freude, ja selbst des Triumphes flog über das von Leiden verzehrte Antlitz. „Aber ich habe überwunden — nein, nicht ich, Christus in mir, dem schwächsten seiner Glieder. Jetzt bin ich darüber hinaus — am andern Ufer."

Dem armen, gemarterten Gefangenen war ein wunderbarer und süßer Vorschmack von dem gegeben, was die empfinden, die an dem gläsernen Meere stehen, die Harfen Gottes in den Händen. Die Menschen hatten ihr Schlimmstes gethan — ihr Allerschlimmstes. Er kannte das schreckliche Geheimnis des Schmerzes, alles, was das Fleisch vermag in seinem wildesten Kampfe mit dem Geist. Aber es war ihm kein Wort entrungen worden, was irgend einem von denen, die er liebte, schaden konnte.

Jetzt war alles vorüber. Darin lag ein Erbarmen, ein größeres Erbarmen, als sie andern erwiesen. Er hatte den Kelch auf einen Zug leeren dürfen. Jetzt konnte er den Ärzten dankbar sein, welche mit wahrhaft freundlicher Grausamkeit — nicht ohne Gefahr für sich selbst — in seinem Falle die teuflische Sentenz, „die Suspension der Folter", abgewandt hatten. Selbst in Einklang mit den unerbittlichen Gesetzen der Inquisition hatte er das Recht gewonnen, in Frieden zu sterben.

Mit der Zeit legte sich das selige Gefühl, daß er jetzt den Händen der Menschen entronnen sei und allein in der Hand Gottes stehe, wie Balsam auf seinen müden Geist. Die Furcht war fort, das Weh vorüber, selbst die Erinnerung hatte fast aufgehört, ihm Schmerz zu bereiten; denn wie konnte er sich noch nach den geliebten Angesichtern aus früherer Zeit sehnen, wenn ihm Christus selbst Tag und Nacht nahe war? So wunderbar nahe, so fühlbar gegenwärtig, daß er manchmal dachte, daß, wenn es Juan durch irgend eine unerwartete Milde seiner Verfolger erlaubt würde, zu ihm zu kommen und an seiner Seite zu stehen, dann dieser geliebte Bruder ihm ferner und minder wirklich erscheinen würde als der unsichtbare Freund, der an seinem Lager Wache hielt. Und selbst der körperliche Schmerz, der ihn selten verließ, war nicht schwer zu ertragen, denn er war nur die Berührung Seines Fingers.

Er war emporgedrungen in die reine Luft der Bergeshöhen, wo die Sonne immer scheint und kein Sturm hinanreichen kann. Nichts konnte ihm schaden; nichts beunruhigte ihn jetzt. Er bekam Besucher. Denn das, was ihn dem Bereich seiner Feinde entrückt hatte, erschien diesen nicht ganz unnatürlicherweise als ein

geeigneter Zustand, um ihre Ermahnungen anzubringen. So kamen Inquisitoren, Mönche, Ordensbrüder — Männer von vielem Wissen und gutem Ruf — in gehöriger Reihenfolge in seine einsame Zelle, mit Überredungskünsten und Argumenten bewaffnet, welche immer durch Drohungen und Versprechungen verschärft wurden.

Ihre Stimmen klangen ihm matt wie aus weiter Ferne. In das „Allerheiligste des Herrn", wo er jetzt wohnte, konnten sie nicht eintreten. Drohungen und Versprechungen tönten machtlos an sein Ohr. Was konnten sie ihm noch thun? Der Wirklichkeit gegenüber war diese Sicherheit vielleicht übel angebracht, ja sie war es gewiß. Aber sie ersparte ihm viel Leiden. Was die Versprechungen betraf, so hätte man ihm die Kerkerthüren öffnen und ihm erlauben können hinauszugehen — aber nichts als das tiefe Sehnen, seines Bruders Angesicht zu sehen, hätte ihm die Kraft gegeben, sich dazu aufzuraffen.

Streitfragen beantwortete er gern, so weit es ihm erlaubt wurde. Es war ihm eine Freude, für seinen Herrn zu zeugen, der so große Dinge für ihn gethan hatte und noch that. So weit er es vermochte, bediente er sich der Schriftworte, mit denen sein Gedächtnis so reichlich angefüllt war. Aber mehr als einmal geschah es, daß er sich genötigt sah, die Waffen wieder aufzunehmen, die er auf den Schulen so geschickt zu führen gelernt hatte. Er durchschnitt Sophismen mit der Gewandtheit eines Menschen, welcher weiß, wie sie geschürzt sind, und überraschte die Schüler des Aristoteles und des Thomas Aquinas, indem er sie auf ihrem eignen Felde besiegte.

Vorwürfen und Beleidigungen begegnete er mit einer furchtlosen Sanftmut, die sich durch nichts erschüttern ließ. Warum sollte er Zorn empfinden? Er bedauerte vielmehr die, welche im Dunkeln standen und das Antlitz nicht sahen, das er sah, und die Stimme nicht hörten, die er hörte. Gewöhnlich aber erlagen die, die ihn besuchten, dem Zauber seiner liebenswürdigen, unerschütterlichen Höflichkeit und waren freundlicher, als sie dem ausgesprochen unbußfertigen Ketzer gegenüber zu sein beabsichtigt hatten.

Sein Herz, welches nun über sich selbst ruhig war, war voll Teilnahme für seine mitgefangenen Brüder und Schwestern. Aber

außer mit Maria Gonzales durfte er nicht von ihnen sprechen, denn die geringste Bemerkung oder Frage konnte neuen Verdacht erregen oder ein noch fehlendes Glied zu der Kette der Beweisführung gegen sie hinzufügen. Seine Besucher gaben ihm indessen unaufgefordert Nachricht über sie. Doch konnte er nicht auf die Wahrheit dessen bauen, was ihm auf diesem Wege zuging. Es wurde ihm erzählt, Losada habe widerrufen. Er glaubte nicht daran, ebensowenig wie einem ähnlichen Bericht über Juan Ponte de Leon, welcher unglücklicherweise etwas Wahres enthielt. Die Standhaftigkeit dieses sanften großgesinnten Edelmanns war unter der Folter und grausamer Gefangenschaft erschüttert worden, und es waren ihm Zugeständnisse abgerungen worden, welche den Glanz seiner Märtyrerkrone verdunkelten. Anderseits war der wankelmütige Garcias Arias, bekannt als der „weiße Doktor", mit wahrhaft staunenswerter Unerschrockenheit aufgetreten und hatte nicht allein seinen eignen Glauben bekannt, sondern auch die Inquisitoren gehöhnt und ihnen getrotzt.

Von Fray Constantino wurden ihm die widersprechendsten Dinge erzählt. Einmal versicherte man ihm, der große Redner habe nicht nur seine eigne Schuld eingeräumt, sondern auf der Folter auch gegen seine Brüder gezeugt. Ein andermal hieß es — und das war die Wahrheit —, dem früheren Kaplan und Lieblinge des Kaisers wären die Schrecken der Tortur erspart worden, aber die so eifrig gesuchten Beweise gegen ihn wären durch Zufall erlangt worden. Unter den Gefangenen befand sich eine Dame vom Stande, eine seiner besonderen Freundinnen, und die Inquisitoren sandten einen Alguazil in ihr Haus, um von ihren Juwelen Besitz zu ergreifen. Ihr Sohn übergab ihm, noch ehe er den eigentlichen Zweck seines Besuches erfahren hatte, in seiner Angst einige Bücher, welche Fray Constantino seiner Mutter gegeben hatte, um sie zu verbergen. Darunter befand sich ein Buch in seiner eignen Handschrift, in welchem er sich auf das Unzweideutigste zu den Lehren der Reformation bekannte. Als dies dem Gefangenen vorgezeigt wurde, widerstand er nicht länger. „Da habt Ihr ein volles, offenes Bekenntnis meines Glaubens," sagte er. Nun war er in den dunklen, schauerlichen unterirdischen Zellen der Triana.

Zu den häufigsten Besuchern bei Carlos gehörte der Prior des Dominikanerklosters. Dieser schien ein besonderes Interesse an dem Schicksal des jugendlichen Ketzers zu nehmen. Er gehörte einer Gattung von Menschen an, wie man sie öfter in Büchern als im gewöhnlichen Leben antrifft: er war ein ehrlicher Fanatiker. Wenn er Carlos mit dem Feuer, das nimmer verlöscht, drohte — und er war mit dieser Drohung nicht sparsam —, so glaubte er wenigstens von Herzen, daß er wirklich in dieser Gefahr schwebte. Carlos erkannte dies bald, und da er sich von der Ehrlichkeit seines Wunsches, ihm zu helfen, überzeugte, lernte er ihn mit einer Art von Wohlwollen betrachten. Überdem hörte der Prior ihm aufmerksamer als die andern zu, und selbst im Inquisitionsgefängnis hat es jedermann gern, wenn man ihm zuhört, zumal wenn die Gelegenheit zum Reden selten ist.

Viele Wochen waren vorübergegangen, und noch lag Carlos auf seiner Matte in Schwachheit und Leiden des Leibes, aber in ruhiger Freudigkeit der Seele. Die nötige chirurgische und medizinische Hilfe war ihm gewährt worden, und es war weder die Schuld des Chirurgen noch die des Arztes, daß er nicht genas. Sie konnten die Wunden verbinden und ausgerenkte Gliedmaßen einrenken, aber wie konnten sie die Lebensquellen erneuern, wenn sie versiegt waren? Wie vermochten sie den schwachen Puls zu beschleunigen und dem gebrochenen und erschöpften Körper Leben und Kraft zurückzugeben? Carlos fühlte zu dieser Zeit mit Gewißheit, gewisser noch als seine Ärzte, daß sein Fuß niemals wieder die Schwelle dieser engen Zelle überschreiten werde.

Einmal noch kam ein kurzes schmerzliches, aber vorübergehendes Bedauern über ihn. Es war zur Frühlingszeit, die, sonst überall so schön und strahlend, in diesen düstern Zellen keinerlei Veränderung hervorbrachte. Maria Gonzales hatte jetzt öfter Zutritt zu ihm, teils durch Benevidios zunehmende Vernachlässigung seiner Dienstpflicht, teils, weil jeder Versuch zur Flucht von seiten des Gefangenen vollständig außer Frage stand und er deshalb weniger sorgsam bewacht wurde; und mehr als einmal stahl sich die kleine Tochter des Schließers schüchtern mit ihrer Wärterin herein und brachte eine kleine Gabe für den kranken

Gefangenen. Für Carlos waren diese Besuche wie Sonnenschein, und es gelang ihm in kurzer Zeit, eine wirklich vertraute Freundschaft mit dem Kinde zu schließen.

Eines Morgens trat sie mit Maria in seine Zelle mit einem Korbe, aus welchem sie mit kindlicher Freude einige goldige Orangen herausnahm. „Seht, Sennor," sagte sie, „sie schmecken jetzt gut, denn die Blüten sind heraus!*) Ich habe einige davon gesammelt, um sie Euch zu zeigen." Und beide Hände mit Orangenblüten füllend, warf sie sie achtlos auf die Matte neben ihn. Sie waren in ihren Augen im Vergleich zu den Früchten ohne Wert.

Carlos empfand anders. Der süße Duft, der seine Zelle erfüllte, füllte auch sein Herz mit süßen, wehmütigen Erinnerungen, welche noch lange nachklangen, nachdem ihn seine freundliche Besucherin verlassen hatte. Im vorigen Frühjahr, als er für immer von Gottes Erde unter Seinem freien Himmel ausgeschlossen wurde, hatten die Orangenbäume eben geblüht. Ein Jahr war es her. Und wie viel lange, lange Jahre erschien es ihm! Und nur ein Jahr früher war es, als er mit Donna Beatrice in den Orangengärten wandelte in dem süßen Rausche seines ersten und einzigen jugendlichen Liebestraumes. „Besser hier als dort; besser jetzt als dann," flüsterte er mit Thränen in den Augen. „Aber ach, nur eine Stunde des alten, freien Lebens, nur einen Blick auf blühende Orangenbäume, auf blauen Himmel oder auf die grünen Matten und Korkbäume von Nuera! Oder" — und das Verlangen wurde dringender — auf ein vertrautes Antlitz, das der Vergangenheit angehört und mir zeigt, daß nicht alles ein Traum war, wie ich oft versucht bin zu glauben. Das Deine, Ruy, wenn es sein könnte! O Ruy, Ruy! — Aber Gott sei Dank, ich habe Dich nicht verraten."

Am Nachmittag dieses Tages wurden ihm Besucher gemeldet. Carlos war nicht überrascht, das strenge, schmale Gesicht und die weißen Haare des Dominikanerpriors zu sehen; aber er war

*) In Sevilla hält man die Orangen nicht für genießbar, ehe im Frühjahr die Bäume wieder blühen.

etwas erstaunt, als er wahrnahm, daß der, der ihm folgte, die graue Kutte des heiligen Franziskus trug. Der Prior begrüßte ihn nur in gewohnter Weise und ließ dann, selbst zurücktretend, seinen Begleiter sich nähern. Sobald Carlos dessen Gesicht sah, stand er eilig auf und ergriff mit beiden Händen die des Franziskaners. „Lieber Fray Sebastian, mein gütiger, freundlicher Lehrer!"

„Der Herr Prior hat mir gnädig erlaubt, Euer Herrlichkeit zu besuchen."

„Das ist wahrhaft gütig von Euch, Sennor! Ich danke Euch herzlich!" sagte Carlos, sich rasch und freudig nach dem Dominikaner umsehend, welcher ihn anblickte, etwa mit dem Ausdruck von einem, der sich vergebens bemüht, einem Kinde böse zu sein.

„Ich habe es gewagt, Euch diese Vergünstigung zu gewähren," sagte er, „in der Hoffnung, daß der Rat eines Mannes, den Ihr so in Ehren haltet, Euch zur Buße treiben werde."

Carlos wandte sich wieder zu Fray Sebastian, dessen Hand er noch hielt. „Es ist mir eine große Freude, Euch zu sehen. Eben heute sehnte ich mich nach einem vertrauten Gesicht, und Ihr seid keine Spur verändert seit der Zeit, wo Ihr meine Studien leitetet. Wo kommt Ihr her? Wo seid Ihr all die Jahre gewesen?"

Fray Sebastian versuchte vergebens eine Antwort auf diese einfachen Fragen zustandezubringen. Er kam in dies Gefängnis unmittelbar von Munebragas prachtvollem Patio, wo er bei dem Glanz edler Steine und vielfarbigen Marmors, bei dem Dufte seltener, exotischer Pflanzen und bei dem melodischen Geräusch plätschernder Springbrunnen an einem verschwenderischen Mittagsmahl teilgenommen hatte. In diesem dunklen, abstoßenden Kerker war nichts, was den Sinnen gefallen konnte, nicht einmal Gottes freie Luft und sein Himmelslicht. Alles, worauf sein Auge fiel, war rauh, düster, widerwärtig. Neben dem Kranken standen die Überreste eines Mahles, das den schneidendsten Gegensatz zu dem seinigen bildete, und an der Hand, die er in der seinen hielt und von der der Ärmel etwas zurückgestreift war, waren tiefe Narben sichtbar. Er wußte, woher sie stammten. Und doch hätte

das Gesicht, welches ihn mit freundlichen Augen und einem Lächeln auf den halb geöffneten Lippen anblickte, das Gesicht des Knaben Carlos, den er für eine gelungene Arbeit lobte, sein können, ohne den Ausdruck des Schmerzes und, mehr als das, den Ausdruck eines sichern Friedens, von dem das Knabenalter kaum etwas wissen konnte.

Er stammelte, indem er ein aufsteigendes Schluchzen unterdrückte: „Sennor Don Carlos, es betrübt mich im tiefsten Herzen Euch hier zu sehen."

„Betrübt Euch nicht über mich, lieber Fray Sebastian, denn ich versichere Euch aufrichtig, ich habe nie so glückliche Stunden gekannt, als seit ich hierher kam. Anfangs habe ich freilich gelitten; es kamen stürmische und dunkle Stunden; aber dann —" Hier stockte seine Stimme einen Augenblick, und seine erhitzte Wange und zitternden Lippen verrieten die Pein, die eine zu rasche Bewegung seiner gebrochenen Gestalt verursachte; aber sich schnell fassend, fuhr er fort: „Dann stand Er auf und bedrohte den Wind und das Wasser, und es kam eine große Stille. Die Stille dauert noch fort, und oft erscheint mir dies enge Gemach wie ein Tempel Gottes, die Pforte des Himmels. Überdies," fügte er mit strahlendem Lächeln hinzu, „ist droben der Himmel selbst."

„Aber Sennor, bedenkt die Entehrung und die Betrübnis Eurer edlen Familie — das heißt — ich meine —" hier unterbrach sich der Sprecher in Verwirrung, da er dem durchdringenden Blicke des Priors begegnete, welcher, wie ihm schien, etwas spöttisch auf ihm ruhte. Er war ganz überzeugt, daß der Dominikaner ihn für die Aufgabe, die er sich so dringend erbeten hatte, als völlig unfähig und unzureichend hielt. Er hatte sich eifrig zu dieser wichtigen Zusammenkunft vorbereitet, hatte sie in der Vorstellung mehrfach durchlebt und seinem Gedächtnisse eine Anzahl überzeugender und durchschlagender Beweisführungen zu eigen gemacht, welche nicht verfehlen konnten, segensreich auf seinen früheren Zögling einzuwirken. Aber sie nützten ihm jetzt gar nichts; sie waren alle seinem Gedächtnis entschwunden. Er hatte eben angefangen, etwas ganz Allgemeines und Unzusammenhängendes über die heilige Kirche zu sagen, als der Prior ihn unterbrach.

„Geehrter Bruder," sagte er, ihn als Glied eines fremden Ordens mit skrupulöser Höflichkeit anredend, „vielleicht nimmt der Gefangene Eure frommen Ermahnungen besser auf, und Ihr könnt freier mit ihm reden, wenn Ihr eine kurze Zeit mit ihm allein gelassen werdet. Deshalb will ich, obwohl es kaum erlaubt ist, einen Gefangenen in dem benachbarten Zimmer besuchen und zu gehöriger Zeit hierher zurückkehren."

Fray Sebastian dankte ihm, und er zog sich zurück, indem er noch im Fortgehen sagte: „Ich brauche meinen würdigen Bruder wohl kaum daran zu erinnern, daß ein Gespräch über weltliche Angelegenheiten in dem heiligen Hause streng verboten ist."

Ob der Prior den andern Gefangenen besuchte oder nicht, brauchen wir nicht zu erforschen. Wenn er es that, war sein Besuch jedenfalls kurz, denn das ist sicher, daß er eine Zeitlang den düsteren Gang mit unruhigen Schritten durchmaß. Er dachte an das Antlitz einer Frau, ein schönes, junges Antlitz, mit dem das von Don Carlos Alvarez eine überraschende Ähnlichkeit zeigte. „Zu hart, unnötig hart," murmelte er, „denn schließlich war *sie* keine Ketzerin. Aber wer von uns trifft immer das Rechte? Ave Maria sanctissima, ora pro me! Aber wenn ich kann, möchte ich es an ihm wieder gut machen. Wenn es je einen wahren und aufrichtigen Büßer gab, so ist er es."

Nach kurzem Zögern rief er Fray Sebastian durch ein gebieterisches Klopfen an die innere Thür. Der Franziskaner erschien, sein breites, gutmütiges Gesicht in Thränen gebadet, die er kaum zu verbergen suchte.

Der Prior sah ihn einen Augenblick an und winkte dann Herera, der in der Gallerie wartete, die Thür zu schließen. Sie gingen ein Weilchen schweigend miteinander, bis endlich Fray Sebastian mit zitternder Stimme sagte: „Herr, Ihr seid sehr mächtig. Könnt Ihr nichts für ihn thun?"

„Ich habe viel gethan. Durch meine Fürsprache wurden ihm neun Monate der Einsamkeit gewährt, in denen er sich besinnen und seine Lage überdenken konnte, ehe er berufen wurde, sich zu verantworten. Denkt Euch meine Verwunderung, als er, statt seine Verteidigung zu versuchen oder Zeugen zu seinen Gunsten

aufzurufen, gleich alles bekannte. Ihr könnt Euch mein noch größeres Erstaunen über seine fortgesetzte Hartnäckigkeit denken. Wenn ein Mensch eine Rieseneiche gebrochen hat, kann er wohl einige Verwunderung empfinden, wenn ein Rohr seine Anstrengungen vereitelt."

„Er wird nicht nachgeben," sagte Fray Sebastian, sein Schluchzen kaum unterdrückend, „er wird sterben."

„Ich sehe eine Möglichkeit, ihn zu retten," sagte der Prior, „aber es ist ein gewagtes Experiment. Die Einwilligung des höchsten Gerichtshofes ist dazu erforderlich, ebenso wie die des Vize-Inquisitors selbst, und keine von beiden wird leicht zu erlangen sein."

„Seinen Leib oder seine Seele zu retten?" fragte Fray Sebastian ängstlich.

„Beides, wenn es gelingt. Aber ich kann nicht mehr sagen," fügte er in etwas hochmütigem Ton hinzu, „denn mein Vorhaben steht mit einem Geheimnis in Verbindung, das wenig lebende Menschen außer mir besitzen."

Vierunddreißigstes Kapitel.

Fray Sebastians Bedrängnis.

Es war spät im August. Der Himmel war den ganzen Tag wie Feuer und die Erde wie geschmolzenes Erz. Alles suchte die schwülen Mittagsstunden in den kühlsten Winkeln der Häuser zu verträumen; denn dort sucht man sich vor der Hitze wie bei uns vor der Kälte zu schützen. Aber als endlich die Sonne flammend hinter dem Horizont verschwand, krochen die Menschen langsam hervor, um sich an dem abendlichen Luftzuge zu erfrischen.

Die schönen Gärten der Triana waren noch unbesucht, außer von zwei Personen. Eine derselben, ein junger Bursche — oder vielmehr ein junger Edelmann — von 15 oder 16 Jahren saß oder lehnte am Ufer und verzehrte Schnitte einer riesigen Melone, die er mit einem kleinen silbernen Dolch zerlegte. Eine Kappe mit einer Feder und eine mit Atlas gefütterte Samtjacke hatte er der Hitze wegen ausgezogen und neben sich auf den Boden gelegt, so daß seine Kleidung nur noch aus einer Masse feinsten weißen, sorgfältig gestärkten und geplätteten Linnens, samtnen Beinkleidern, langen, seidenen Strümpfen und modisch geformten Schuhen bestand. Lockiges, duftendes Haar war zurückgestrichen von einem Gesicht, schön wie das eines Mädchens, aber mit einem kecken, übermütigen Ausdruck wie der eines verzogenen, mutwilligen Knaben.

Die andre Person saß in der schon einmal erwähnten Laube, ein Buch in der Hand, in welchem sie aber im Verlauf einer Stunde nicht ein einziges Blatt umschlug. Ein Ausdruck chronischer Unzufriedenheit und Niedergeschlagenheit hatte sich an die Stelle des

gutmütigen Lächelns von Fray Sebastian Gomez festgesetzt. Dem armen Franziskaner war jetzt alles vergällt; selbst die Leckerbissen am Tische seines Patrons hatten aufgehört ihm zu gefallen, und er seinerseits hatte ebenso schnell aufgehört, seinem Patron zu gefallen. Wie konnte es auch anders sein, da er nicht bloß seine glückliche Kunst der indirekten, sinnreichen Schmeicheleien, sondern auch seine Fähigkeit, in gewöhnlichem Sinne angenehm und amüsant zu sein, eingebüßt hatte? Keine Gedichte mehr — nicht einmal das kleinste Sonett über die Unterdrückung der Ketzerei — waren von ihm zu haben, und er verlor mehr und mehr die Gabe, einen Witz zu machen oder eine Geschichte zu erzählen. Man sagt, daß Blödsinnige oft beim Klange der Musik einen besonderen Schmerz oder Schrecken verraten, weil sie in ihnen eine leise Regung des höheren Lebens erweckt, von dem Gottes geheimnisvolle Fügung sie ausgeschlossen hat, und es ist wahr, daß uns allen die ersten Regungen eines höheren Lebens gewöhnlich durch Schmerz und Schrecken kommen. Auch nehmen sie oft, wenn wir sie nicht ersticken, sondern sie hegen und pflegen, dem bisherigen niederen Leben allen Glanz und allen Reiz und lassen es wertlos und unschmackhaft erscheinen.

Für Fray Sebastian hatte ein neues, höheres Leben begonnen. Es war nicht sein Gewissen, welches getroffen war, sondern nur sein Herz. Bis jetzt hatte er nur an sich selbst gedacht. Er war ein gutmütiger Mensch im gewöhnlichen Sinne des Worts, aber kein Mitgefühl für andre hatte ihm je den Appetit verdorben oder die Verdauung gestört. Seit den letzten drei Monaten aber hatte er empfunden, was er nicht empfunden hatte, seit er sich an seine Mutter klammerte, als sie ihn, einen achtjährigen Knaben, im Sprechzimmer des Franziskanerklosters zurückließ. Das geduldige, leidende Antlitz des jungen Gefangenen in der Triana hatte einen Zauber um ihn gelegt, den er nicht abzuschütteln vermochte. Es wäre noch zu wenig gesagt, daß er alles, was in seiner Macht stand, thun würde, um Carlos zu retten. Er würde gern einen Monat von Schwarzbrot und Salzwasser gelebt haben, wenn er dadurch das Schicksal desselben nur ein wenig hätte mildern können. Aber gerade die Leidenschaftlichkeit seines Wunsches, ihm zu helfen,

machte ihn unfähig, ihm den geringsten Dienst zu erweisen. Munebragas Schmeichler und Günstling hätte möglicherweise durch die äußerste Selbstbeherrschung und sehr geschicktes Verfahren etwas weniges Gutes erreichen können, aber Fray Sebastian verwirkte jetzt mit vollem Bewußtsein das elende Bruchstück von Einfluß, das ihm noch blieb. Er kam sich vor wie das Salz, das seine Kraft verloren hat und weder für das Land noch für den Mist taugt.

In seine trüben Betrachtungen vertieft, entging ihm die Anwesenheit einer so wichtigen Persönlichkeit wie Don Alonso de Munebraga, des Inquisitors Lieblingspage. Schließlich wurde er durch einen lauten, zornigen Ausruf aufgeschreckt.

„Fort mit Euch, Pöbel, Abschaum des Volkes! Wie dürft Ihr mit Eurem verdammten Fischerkahn an dem Garten meines Herrn und noch dazu unter seinen Augen anlegen?"

Fray Sebastian blickte auf und sah kein Fischerboot, sondern eine anständig ausgestattete Barke, aus welcher trotz des Verbots des Pagen zwei Personen an das Land stiegen, eine ältere Frau in tiefer Trauer und ihr Begleiter, anscheinend ein Handlungslehrling oder Gehilfe.

Fray Sebastian wußte wohl, wieviel verzweifelte Bittsteller täglich Einlaß bei Munebraga suchten, um — o, wie vergeblich — für das Leben ihrer Eltern, Gatten, Söhne oder Töchter zu flehen. Diese gehörte ohne Zweifel auch dazu. Er hörte, wie sie bat: „Um des Himmels willen, haltet mich nicht zurück, lieber junger Herr! Habt Ihr eine Mutter? Mein einziger Sohn liegt —"

„Fort mit Euch, Weib," unterbrach sie der Page, „und der Teufel hole Euch samt Eurem Sohn!"

„Still, Don Alonso!" rief Fray Sebastian, indem er sich der Stelle näherte, und vielleicht zum erstenmal in seinem Leben lag etwas wie Würde in seinem Ton und Benehmen. „Ihr müßt wissen, Sennora," sagte er, sich an die Frau wendend, „daß das Recht, hier zu landen, auf die Hausgenossen meines Herrn beschränkt ist. Ihr werdet an der Pforte der Triana Einlaß finden, wenn Ihr Euch zu der vorgeschriebenen Stunde dort einstellt."

„Ach, guter Vater, ich habe immer und immer wieder Zutritt zu dem gestrengen Herrn nachgesucht. Ich bin die unglückliche

Mutter von Luis d'Abrego, demselben, der die Kirchenmeßbücher so wunderschön malte. Es ist über ein Jahr her, daß sie ihn von mir rissen und in jenen Turm dort brachten, und ich habe seitdem, so wahr mir Gott helfe, kein Wort von ihm gehört. Ob er lebt oder tot ist, weiß ich bis diesen Tag nicht."

„O ein lutherischer Hund! Dem geschieht recht!" rief der Page. „Ich hoffe, sie haben ihn auf die Folter gebracht."

Fray Sebastian wandte sich plötzlich um und versetzte dem Burschen einen empfindlichen Backenstreich. Bis zur letzten Stunde seines Lebens ist dieser Ausbruch der Leidenschaft ihm selbst unverständlich geblieben. Er konnte ihn nur der unmittelbaren Einwirkung des Bösen zuschreiben. „Ich wurde vom Teufel versucht," pflegte er mit einem Seufzer zu sagen. „Vade retro me, Satana!"

Feuerrot bis unter die Wurzeln seiner duftenden Haare, griff der Knabe nach seinem Dolch. „Elender Schurke, lumpiger, bettelhafter Franziskaner, dies sollt Ihr bereuen."

Aber augenscheinlich im nächsten Augenblicke sich eines andern besinnend, ließ er den Dolch aus seiner Hand fallen, nahm seine Jacke auf und rannte schnell dem Hause zu.

Fray Sebastian bekreuzte sich und sah ihm verwirrt nach. Seine ungewohnte Heftigkeit erstarb so plötzlich, wie sie gekommen war, und machte der Furcht Platz.

Inzwischen nahm Abregos Mutter, der es nicht in den Sinn kam, daß der dem Pagen erteilte Schlag ernste Folgen haben könne, ihre Bitten wieder auf. „Euer Ehrwürden scheinen ein Herz zu haben, das mit den Unglücklichen empfindet," sagte sie. „Versagt um des Himmels willen der unglücklichsten Mutter in der Welt ihre Bitte nicht! Laßt mich Seine Herrlichkeit nur sehen, mich ihm zu Füßen werfen und ihm die volle Wahrheit sagen. Mein armer Sohn hatte gar nichts mit den Lutheranern zu schaffen. Er war ein guter, aufrichtiger Christ und ein „alter" wie seine ganze Familie."

„Nein, nein, meine gute Frau, ich fürchte, ich kann nichts thun, um Euch zu helfen, und ich bitte Euch dringend, diesen Ort zu verlassen, sonst wird einer von des Herrn Dienerschaft kommen und Euch fortjagen. Seht, da sind sie schon!"

Es war nur zu wahr. Don Alonso hatte, als er durch das Thor lief, die zahlreichen faulen, dort herumschlendernden Dienstboten angerufen, und einige von ihnen waren sofort in den Garten gestürzt.

Wir müssen Fray Sebastian die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er, ehe er für seine persönliche Sicherheit sorgte, die arme Frau zu ihrer Barke hingeleitete und sie abfahren sah. Dann aber bewerkstelligte er seinen eignen Rückzug und begab sich in die Wohnung von Don Juan Alvarez.

Er fand Juan auf einem Sessel eingeschlafen. Der Tag war heiß; er hatte nichts zu thun, und überdies wurde die feurige Energie seines südlichen Blutes durch den nicht seltenen südlichen Anhauch von Erschlaffung gemildert. Plötzlich aufschreckend, sah er Fray Sebastian mit einem Ausdruck des Entsetzens vor sich stehen und fragte sehr ängstlich: „Bringt Ihr Nachrichten, Fray? Redet, sagt mir schnell!“ —

„Nein, Sennor Don Juan. Aber ich muß diesen Ort sofort verlassen,“ und er berichtete kurz die Szene, die sich soeben ereignet hatte, und setzte traurig hinzu: „Weh' mir! Ich weiß nicht, was über mich kam, über mich, den mildesten Mann in ganz Spanien.“

„Und was soll das alles?“ fragte Juan etwas verächtlich. „Ich sehe nichts Bedauerliches, als daß Ihr dem ungezogenen Jungen nicht das gabt, was er verdiente, eine tüchtige Tracht Prügel.“

„Aber Don Juan! Ihr versteht mich nicht!“ keuchte der arme Mönch. „Ich muß augenblicklich fliehen. Wenn ich bis heut abend hier bleibe, bin ich, ehe der Morgen graut — dort!“ Und er zeigte mit einer bedeutungsvollen Bewegung nach der düstern Feste, die in der Nähe sichtbar war.

„Unsinn! Sie können doch nicht so obenhin einen Mann der Ketzerei verdächtigen, weil er einem übermütigen Dienstburschen eine Ohrfeige gegeben hat.“

„Ob sie es können, Euer Herrlichkeit? Wißt Ihr nicht, daß der Gärtner der Triana schon viele lange Monate in einer dieser düstern Zellen liegt, nur wegen der schweren Beleidigung, einem

von des Herrn Lakaien ein Rohr so heftig aus der Hand geschlagen zu haben, daß diese blutete?"*)

„Wirklich? Die Dinge gehen einen seltsamen Gang in unserm freien königlichen Spanien. Ein lumpiger Emporkömmling wie dieser Munebraga, der Euch nicht den Namen seines eignen Großvaters nennen könnte, auch wenn er sich dadurch vor der Folter bewahrte, schleppt vor unsern Augen die Söhne und Brüder — ja, und — Gott sei's geklagt! — die Weiber und Töchter unsrer Ritter und Edlen in den Kerker und an den Pfahl, und noch nicht genug, daß er selbst seinen Fuß auf unsern Nacken setzt, auch seine Günstlinge — ja, bis auf seine Stallknechte und Pagen hinab — dürfen uns treten, und wehe dem, der es wagt, sie für ihre Unverschämtheit zu züchtigen! Auf Ehre! Mir wäre es ein Trost, wenn ich diesem Buben jeden Knochen im Leibe mürbe schlagen könnte. Ich habe die Absicht — aber es ist Thorheit. Ich glaube, Ihr habt recht, Fray, Ihr müßt fort."

„Um so mehr," sagte der Mönch traurig, „als ich hier doch nichts Gutes ausrichte."

„Niemand kann jetzt hier Gutes ausrichten," erwiderte Juan im Tone tiefster Niedergeschlagenheit. „Heut ist der letzte Schlag gefallen. Die arme Frau, die ihm Freundlichkeit erwies und uns zuweilen sagte, wie es ihm geht, ist nun selbst eine Gefangene."

„Wie? Wurde sie entdeckt?"

„So ist's. Und bei diesen Teufeln gilt Erbarmen als das größte aller Laster. Das Kind begegnete mir heute, ob durch Zufall oder Absicht, weiß ich nicht — und erzählte es mir, bitterlich weinend."

„Gott helfe ihr!"

„Mancher würde gern ihre Strafe tragen, wenn er nur ihr Verbrechen begehen könnte," sagte Juan. Es entstand eine Pause. Dann fuhr er fort: „Ich wollte Euch gerade bitten, Euch noch einmal an den Prior zu wenden."

Fray Sebastian schüttelte den Kopf. „Das wäre nutzlos," sagte er, „denn es steht fest, daß zwischen meinem Herrn, dem

*) Thatsache.

Vize-Inquisitor, und dem Prior über diese Sache ein Zwiespalt entstanden ist und der Prior, weit davon entfernt, die Erlaubnis erhalten zu haben, mit Don Carlos so zu verfahren, wie er es wünschte, darf ihn jetzt nicht mehr besuchen."

„Und Ihr, wohin wollt Ihr gehen?" fragte Juan, schnell auf etwas andres übergehend.

„In der That, ich weiß es nicht, Sennor! Ich habe noch nicht Zeit gehabt zu überlegen — aber fort muß ich."

„Ich will Euch sagen, was Ihr thun sollt. Geht nach Nuera! Da seid Ihr für den Augenblick sicher. Und wenn Euch jemand fragt, was Ihr dort wollt, so habt Ihr eine gute, genügende Antwort: Ich schicke Euch, um nach meinen Angelegenheiten zu sehen. Wartet, ich will durch Euch an Dolores schreiben! Arme, treue Dolores!" Don Juan schien in Betrachtung versunken; dann, die Hand über die Augen legend, saß er lange regungslos.

Sein trauriger Ausdruck, seine ungewohnte Unthätigkeit, seine eingesunkene Gestalt – alles das berührte Fray Sebastian schmerzlich. Nachdem er einen Augenblick in Betrachtung dagestanden, rief er plötzlich: „Sennor Don Juan!"

Don Juan blickte auf.

„Habt Ihr jemals wieder an die Botschaft gedacht, die er Euch durch mich sandte?"

Don Juan sah aus, als ob er diese Frage für mehr als unnütz halte. War nicht jedes Wort dieser Botschaft in sein Herz eingebrannt? Sie lautete: „Mein Ruy, Du hast alles für mich gethan, was der beste Bruder thun konnte. Überlaß mich jetzt Gott, zu dem ich sehr bald gehe und in Frieden! Verlaß dies Land, sobald Du kannst, und Gottes reichster Segen geleite Dich auf Deinem Wege und behüte Dich immerdar!"

Carlos hatte Fray Sebastian dringend gebeten, die eine Thatsache seinem Bruder vorzuenthalten. Juan durfte niemals wissen, daß er die Schrecken der Tortur erduldet. Der Mönch würde alles versprochen haben, was diesem blassen, geduldigen Gesicht einen Strahl der Freude entlockt hätte. Und er hatte sein Versprechen gehalten, wenn auch mit Hilfe einiger kleiner Unwahrheiten, die sein Gewissen nicht sehr beschwerten. Er hatte Juan

den Eindruck gegeben, daß sein Bruder nur infolge seiner langen, grausamen Gefangenschaft der einzigen Zuflucht, die ihm noch blieb, einem stillen Grabe, entgegeneile.

Nach einer Pause fuhr er, Juan ernsthaft anblickend, fort: „Er wünschte, daß Ihr ginget."

„Wißt Ihr nicht, daß man sagt, nächsten Monat gäbe es — ein Auto?"

„Ja, aber es ist nicht wahrscheinlich —."

Sie sahen sich schweigend an, und keiner sagte, was nicht wahrscheinlich sei.

„Alles Schrecklichste ist möglich," sagte Juan endlich. „Aber nichts mehr davon! Bis nach dem Auto mit der Möglichkeit irgend eines Endes dieser schrecklichen Spannung rühre ich mich nicht von Sevilla. Jetzt müssen wir an Euch denken. Ich weiß, wo ein Boot zu finden ist, dessen Besitzer Euch heut abend einige Meilen weit Eurem Ziel entgegenführen wird. Nachher könnt Ihr ein Pferd mieten."

Fray Sebastian stöhnte. Weder die Reise an sich noch ihre Veranlassung noch die Art ihrer Ausführung waren nach des armen Mönchs Geschmack; aber es blieb ihm kein Ausweg. Juan gab ihm nähere Auskunft über den Weg, den er zu wählen hatte, und setzte ihm dann Wein und Speisen vor.

„Eßt und trinkt!" sagte er. „Inzwischen will ich das Boot besorgen; wenn ich wiederkomme, schreibe ich an Dolores."

Alles wurde so ausgeführt, wie es geplant war, und ehe der Morgen anbrach, war Fray Sebastian weit fort auf seinem Wege nach Nuera, den Brief an Dolores in sein Kamisol eingenäht.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Der Vorabend des Auto.

Am 21. September 1559 hatte ganz Sevilla einen festlichen Anstrich. Die Läden waren geschlossen und die Straßen mit Müßiggängern im heitersten Festtagsstaat angefüllt, denn es war der Vorabend des großen Auto, und die vorbereitenden Zeremonieen fanden statt unter dem bewundernden Beifall von Tausenden von Zuschauern. Zwei stattliche Schafotte waren in Form eines Amphitheaters auf dem großen Platze, damals San Franciscoplatz genannt, errichtet, und nachdem sie vollendet waren, wurden Fahnen und Kreuze in feierlicher Prozession mit Musik und Gesang dorthin getragen.

An einer andern Stelle wurden noch bedeutungsvollere Zeremonieen in Szene gesetzt. Außerhalb der Stadtmauern, auf dem Prado San Sebastian, stand der gespenstische Quemadero — der große Altar, auf welchem Generationen hindurch Menschen dem Gotte des Friedens und der Liebe Menschenopfer darbrachten. Dorthin zogen lange Scharen barfüßiger Mönche, Strauchholz und Reisigbündel tragend, welche sie an der Stätte des Todes zurechtlegten, während sie in einschmeichelnden, aber feierlichen Tönen das miserere und das de profundis sangen.

An diesen festlichen Tagen lagen helles Licht und tiefer Schatten dicht bei einander. Aber unser Weg führt uns für den Augenblick in das Licht. Wir wenden uns von dem San Franciscoplatz und vom Prado San Sebastian ab und treten in ein kühles Zimmer in dem stattlichen Hause von Don Garcia Ramirez. Dort steht inmitten von Gold und Edelsteinen, von Seide und

Spitzen Donna Inez damit beschäftigt, die schönsten Schätze ihrer Garderobe zur Verherrlichung des morgenden Tages auszuwählen. Donna Beatrice de Lavella und das junge Mädchen, welches bei dem vergeblichen, aber edelmütigen Unternehmen, Carlos zu retten, behilflich gewesen war, helfen ihr bei der Wahl.

„Wenn Euer Gnaden erlauben," sagte das Mädchen, „ich würde für die Basquina rosa empfehlen. Dann wird meine Gebieterin mit diesen schönen Perlen, der letzten Gabe ihres Gemahls, so fein wie eine Herzogin sein. Und wie es heißt, werden deren viele dort sein. Aber was wird Donna Beatrice anzuziehen belieben?"

„Ich beabsichtige nicht hinzugehen, Juanita!" sagte Beatrice etwas verlegen.

„Nicht hinzugehen?" rief das Mädchen, indem sie sich in ihrer Überraschung bekreuzte. „Nicht hinzugehen, um das großartigste Schauspiel zu sehen, das seit vielen Jahren in Sevilla stattgefunden hat? Hundert Stierkämpfe wert! O wie schade!"

„Juanita," warf ihre Herrin ein, „ich glaube, ich höre die Stimme der Sennorita im Garten. Es ist jetzt viel zu heiß für sie draußen. Thue mir den Gefallen, sie gleich hereinzuholen!"

Sobald das Mädchen fort war, wandte sich Donna Inez an ihre Kousine. „Es ist wirklich höchst unverständig von Don Juan," sagte sie, „Dich hier eingesperrt zu halten, während ganz Sevilla sich einen Festtag macht."

„Ich bin froh darüber. Ich habe nicht das Herz auszugehen," sagte Donna Beatrice mit bebenden Lippen.

„Das habe ich auch nicht allzusehr, wenn es darauf ankommt. Mein armer Bruder ist heute so krank und schwach, daß es mir im Herzen weh thut, und dazu ist er noch so sorglos um seine Seele, das ist das Schlimmste. Ich höre nie auf, die heilige Jungfrau zu bitten, ihn andern Sinnes zu machen; wenn er nur einen Priester sehen wollte! Aber er war immer eigensinnig, und wenn ich zu sehr darauf dringe, so wird er denken, ich halte ihn für sterbend."

„Ich dachte, seine Gesundheit hätte sich gebessert, seit Ihr ihn hierher bringen ließet?"

„Jedenfalls ist er glücklicher hier als in seines Vaters Hause. Aber in letzter Zeit scheinen seine Kräfte zu sinken und zwar sehr rasch. Und jetzt das Auto —"

„Was meinst Du damit?" fragte Donna Beatrice mit einem schnellen, halb mißtrauischen, halb erschrockenen Blick.

Donna Inez machte sorgfältig die Thür zu und trat dicht an ihre Kousine heran. „Man sagt, sie würde unter den Freigelassenen*) sein," flüsterte sie.

„Ich fürchte, er argwöhnt etwas, und ich weiß nicht, was ich ihm sagen soll und was nicht. — Die heilige Jungfrau möge mir beistehen! Ach, es ist eine fürchterliche Geschichte von Anfang bis zu Ende! Und diese letzte Sache — die Verhaftung der Schwester, Donna Juana! Die Tochter eines Herzogs, die Braut eines Edelmanns. Aber — es ist das beste, zu schweigen:

„Con el re e la Inquisition
Chiton, chiton!"
(Von dem König und der Inquisition
Still, still!)

So wagte Donna Inez nur mit wenigen hastigen Worten, mit verhaltenem Atem geredet, die dunkelste und traurigste der Tragödien dieser entsetzensvollen Zeit zu berühren. Wir werden auch nicht mehr thun.

„Aber weißt Du, amiga mia," fuhr sie fort, „man muß doch auch thun, was die andern thun; es würde so lächerlich erscheinen, wenn man an einem Festtage trübselig sein wollte. Außerdem würde jeder darüber reden."

„Deshalb bin ich so froh, daß Don Juan mich bat, nicht hinzugehen. Denn nicht traurig auszusehen, wenn Dein Vater, Don Manuel und meine Tante, Donna Katharina, ihr möglichstes thun, mich wahnsinnig zu machen, ginge über meine Kräfte."

„Haben sie Dich wieder gedrängt, die Werbung von Don Luis anzunehmen? Meine arme Beatrice, ich bin wahrhaft betrübt für Dich," sagte Donna Inez mit aufrichtiger Teilnahme.

---

*) Die, welche dem weltlichen Arm, d. h. dem Tode überliefert wurden.

„Mich wieder gedrängt?" wiederholte Beatrice mit funkelnden Augen. „Sie haben nie aufgehört mich zu drängen, und sie lassen es nicht, so böse, grausame Worte zu reden. Sie sagen mir, Don Juan sei entehrt durch seines Bruders Verbrechen. Entehrt! Zu denken, daß ihn Unehre treffen könnte! Nach dem Tage von St. Quentin war der Herzog von Savoyen nicht dieser Ansicht und unser sehr katholischer König selbst ebensowenig. Und sie haben die Unverschämtheit, zu sagen, ich könnte leicht von meiner Verlobung mit ihm entbunden werden. Entbunden von einem feierlichen Versprechen, im Angesichte Gottes und Unsrer Frau und aller Heiligen gegeben. Wenn das nicht Ketzerei ist, so schlimm als —"

„Still!" unterbrach sie Donna Inez. „Dies ist ein gefährlicher Gegenstand. Ich höre jemand an die Thür klopfen."

Es war ein Page, welcher eine Botschaft brachte.

„Wenn es Donna Beatrice de Lavella gefällig ist, Don Juan Alvarez de Menaya legt sich der Sennora zu Füßen und bittet demütig um die Gunst einer Unterredung."

„Ich gehe," sagte Beatrice.

„Bittet Sennor Don Juan, die Güte zu haben, ein wenig zu verziehen, und bringt Seiner Herrlichkeit Wein und Früchte!" setzte Donna Inez hinzu. „Meine Kousine," sagte sie, sobald der Page das Zimmer verlassen hatte, sich an Beatrice wendend, „weißt Du, daß Deine Wangen glühen? Don Juan wird glauben, wir hätten uns gezankt. Ruhe Dich hier einen Augenblick und laß mich sie Dir waschen mit diesem Wasser von Orangenblüten!"

Beatrice ließ es, wenn auch mit Widerstreben, geschehen. Während Donna Inez ihr diesen Dienst leistete, flüsterte sie: „Und sei nicht so niedergeschlagen, amiga mia! Für die meisten Kümmernisse giebt es Mittel, und was die Deinigen betrifft, sehe ich nicht ein, warum Don Juan selbst Dich nicht ein- für allemal davon erlösen sollte." Sie fügte im Flüsterton einige Worte hinzu, die alles wieder zunicht machten, was Beatrices Wangen von dem duftenden Wasser zu gute gekommen war.

„Das kann nichts helfen," war die erregte Antwort. „Selbst wenn es möglich wäre, würden sie es nicht erlauben."

„Du kannst zu mir zum Besuch kommen; dann überlasse mir das übrige."

„Es ist wahr," fuhr Donna Inez hastig fort, während sie das dunkle, lockige Haar ihrer Kousine glättete, „es giebt durch Krankheit und Streit und Glaubenssachen und Ketzerei und Gefängnisse so viel Kummer in der Welt, dem kein Mensch abhelfen kann, daß es wirklich schade ist, nicht überall da zu helfen, wo man kann. So magst Du denn Don Juan sagen, daß wenn Donna Inez ihm einen Gefallen thun kann, er sie nicht lässig finden soll. So! Ich verzweifle an Deinen Backen, aber ich räume ein, daß ihr Purpur Dir gut kleidet. Doch Du hörst das lieber von Don Juans Lippen als von den meinen. Geh' zu ihm, meine Kousine!" Und Beatrice wurde mit einem Abschiedskuß entlassen.

Aber wenn sie an diesem Tage irgend ein schmeichelndes Wort von Juans Lippen erwartete, so täuschte sie sich. Sein Herz war viel zu traurig. Er war nur gekommen, um seiner Verlobten mitzuteilen, was er am nächsten Tage — diesem entsetzlichen Tage — zu thun gedenke. „Ich habe mir einen Platz gesichert," sagte er, „von wo aus ich die ganze Prozession sehen kann, von ihrem Ausgang aus der Triana an. Wenn er darunter ist, werde ich alles wagen um einen letzten Blick, um ein letztes Wort. Und einem Verzweifelnden schlägt es selten fehl. Selbst wenn auch nur noch seine Asche da ist, werde ich daneben stehen, bis alles vorüber ist. Wenn nicht —" Hier brach er ab und ließ den Satz unvollendet, als ob es in dem Falle gleichgiltig sei, was er thue.

In diesem Augenblick trat Donna Inez ein. Nach den gewöhnlichen Begrüßungen sagte sie: „Mein Vetter, ich habe Euch eine Bitte von meinem Bruder Gonsalvo zu übermitteln. Er wünscht Euch auf einige Minuten zu sehen."

„Sennora, meine Kousine, ich stehe Euch und ihm zu Diensten."

Und so wurde Juan in das obere Zimmer geführt, in welchem Gonsalvo lag, und auf des Kranken besonderen Wunsch wurden sie allein gelassen.

Er streckte seinem Vetter eine abgezehrte Hand entgegen, welche dieser schweigend und mit einem Gefühl voll Mitleiden ergriff; denn es bedurfte nur eines Blickes in sein Gesicht, um zu sehen, daß der Tod darauf lag.

„Ich würde glücklich sein, wenn ich wüßte, daß Du mir vergeben hast," sagte er.

„Ich vergebe Dir!" antwortete Juan. „Du beabsichtigtest nichts Böses."

„Willst Du mir dann eine große Liebe erweisen? Es ist die letzte, die ich erbitte. Nenne mir die Namen einiger der — der Opfer, die zu Deiner Kenntnis gelangt sind!"

„Man hört diese Dinge nur gerüchtweise. Ich habe noch nicht einmal erfahren können, ob der Name, der mir der liebste, darunter ist."

„Sage mir — ob in Deiner Gegenwart — Donna Maria de Xeres y Boharquez genannt worden ist."

Juan war noch in Unwissenheit über das Geheimnis, welches Donna Inez erst kürzlich seiner Braut anvertraut hatte. Er antwortete daher ohne Zögern, obwohl mit leiser, trauriger Stimme: „Ja, man sagt, daß sie morgen sterben soll."

Don Gonsalvo legte die Hand über die Augen, und es entstand eine lange Stille, welche der erstaunte und erschrockene Juan endlich unterbrach. Die Wahrheit erratend, sagte er: „Vielleicht that ich unrecht, es Dir zu sagen?"

„Nein, Du hast recht gethan. Ich wußte es, ehe Du es mir sagtest. Es ist gut — für sie."

„Ein mutiges Wort — mutig gesprochen."

„Fast achtzehn Monate, lange, lange Monate des Kummers und des Schmerzes. Alles jetzt zu Ende. Morgen abend wird sie die Herrlichkeit Gottes sehen."

Es folgte wieder eine lange Pause. Dann sagte Juan: „Vielleicht würdest Du gern ihr Schicksal teilen, wenn Du könntest?"

Gonsalvo richtete sich halb auf, und eine Röte überflog das welke Antlitz, das schon den aschfarbigen Schein des nahenden Todes trug. „Das Schicksal teilen?" rief er mit einem Eifer, der wunderbar gegen seine früheren langsamen, gemessenen Äuße-

rungen abstach. „Mit ihnen tauschen? Frage den Bettler, der den ganzen Tag auf seine Brosamen wartend an der Pforte des Königsschlosses sitzt, ob er mit den Königskindern tauschen möchte, wenn er die goldenen Thore geöffnet sieht und sie betrachtet, wie sie bekleidet und gekrönt vorüberziehen in die Gegenwart des Königs selbst!"

„Dein Glaube ist größer als der meine," sagte Juan überrascht.

„In einer Art, ja," erwiderte Gonsalvo zurücksinkend und wieder mit leiser, ruhiger Stimme sprechend, „denn der Bettler wagt zu hoffen, daß der König selbst ihn mit Erbarmen angeblickt hat."

„Du thust wohl, auf das Erbarmen Gottes zu hoffen."

„Vetter, weißt Du, was mein Leben gewesen ist?"

„Ich glaube, ich weiß es."

„Ich bin jetzt über das Verbergen hinaus. An dem Rande des Grabes wage ich die Wahrheit zu sagen, wenn es auch meine Schande aufdecken muß. Es giebt nichts Böses, keine Sünde — halt, ich will alles in ein Wort zusammenfassen. Ein reines, fleckenloses Leben — noch dazu eines Mannes Leben — habe ich von Tag zu Tag beobachtet, von der Kindheit bis zur Mannheit. Alles, was Dein Bruder Carlos gewesen, war ich nicht; alles, was er nicht war, war ich."

„Und doch erschien Dir einst dies Leben unvollkommen, unmännlich," sagte Juan, sich der vielen verletzenden Ausfälle früherer Zeit, die so oft seinen Zorn erregt hatten, erinnernd.

„Ich war ein Thor. Es ist eine gerechte Vergeltung, daß ich, ich, der ihn einen Feigling nannte, sehen muß, wie er triumphierend dort einzieht, die Siegespalme in der Hand. Aber laß mich aufhören, denn ich glaube, es ist das letzte Mal, daß ich zu menschlichen Ohren von mir sprechen werde. Ich habe auf das Fleisch gesäet und habe vom Fleisch — das Verderben geerntet. Es ist ein entsetzliches Wort, Don Juan, alles Leben in mir zum Tod verkehrt; alles Gute in mir — was Gott mir zum Guten gab, Kraft, Feuer, Leidenschaft — zum Bösen verkehrt. Was nützt es mir, daß ich einen Himmelsstern liebte, einen strahlenden, einsamen, fernen Stern, während ich irdisch, von der Erde war?

Weil ich den Stern nicht vom Himmel reißen und in meiner Hand halten konnte — und Gott sei Dank, daß ich es nicht konnte — wurde auch diese Liebe mir zum Verderben. Ich erfüllte mein Verhängnis; das Irdische wurde sinnlich; das Sinnliche wurde teuflisch. Da schlug mich Gott, obwohl da nicht zum erstenmal. Der Schlag von Seiner Hand war schwer; mein Herz wurde zermalmt, mein Leib machtlos."

Er hielt einen Augenblick inne und fuhr dann langsam fort: „Der Schlag Seiner Hand, Deines Bruders Worte, Deines Bruders Buch — durch dies alles lehrte Er mich. Es giebt eine Erlösung, auch aus den Banden des Verderbens, durch den, welcher gekommen ist, nicht die Gerechten, sondern die Sünder zur Buße zu rufen. Eines Tages — und das bald — werde ich, selbst ich, zu Seinen Füßen knieen und Ihm danken, daß Er die Verlorenen errettet. Und dann werde ich meinen Stern sehen, weit über mir in Seinem erhabenen Himmel, und zufrieden und glücklich sein."

„Gott ist Dir sehr gnädig gewesen, mein Vetter," sagte Juan mit Rührung, „und was Er gereinigt hat, darf ich nicht gemein nennen. Wäre mein Bruder heute hier, ich glaube, er streckte Dir seine rechte Hand entgegen, nicht zur Vergebung, sondern zur Gemeinschaft. Ich habe Dir gesagt, wie ihn nach Deiner Seele verlangte."

„Gott kann ihm noch mehr Wünsche als diesen erfüllen, Don Juan, und ich zweifle nicht, daß er es thun wird. Was verstehen wir von Seinen Wegen, wir, die wir all diese langen Monate Seine Gefangenen bemitleidet und um sie getrauert haben, die morgen Seine gekrönten Heiligen und Märtyrer sein werden? Es ist Ihm ein Kleines, den dunklen Kerker mit Licht zu überfluten und zu geben, daß selbst hier, selbst jetzt, ihrer aller Herzen sich denen zuwenden, die für Ihn leiden."

Juan schwieg. Hier war wahrlich der Erste der Letzte und der Letzte der Erste. Gonsalvo hatte schon Wahrheiten erfaßt, die noch weit über Juans Bereich hinaus lagen. Er wußte nicht, daß der Same in sein Herz durch seines Bruders Hand gestreut war. Endlich antwortete er mit leiser, zitternder Stimme:

„Es ist viel Wahrheit in dem, was Du sagst. Fray Sebastian sagte mir —"

„Ach," rief Gonsalvo, „was sagte Dir Fray Sebastian von ihm?"

„Daß er ihn in vollem Frieden, obwohl krank und schwach am Leibe gefunden habe. Es ist meine Hoffnung, daß ihn Gott jetzt schon aus ihren grausamen Händen befreit hat, und ich muß Dir sagen, daß er mit Liebe von all seinen Verwandten gesprochen und besonders nach Deiner Gesundheit gefragt hat."

Gonsalvo sagte ruhig: „Wahrscheinlich werde ich ihn früher sehen als Du."

Juan seufzte. „Der morgende Tag wird manches offenbaren," sagte er.

„Vielleicht vieles," erwiderte Gonsalvo. „Aber — Donna Beatrice erwartet Dich jetzt. In diesem Wein ist kein Gift, obwohl er aus einem irdischen Weingarten stammt, und Gott selbst giebt ihn in Deine Hand. So nimm ihn und sei getrost! Doch halt! Hast Du noch Geduld für ein Wort?"

„Für tausend, wenn Du willst, mein Vetter!"

„Ich weiß, daß Du im Herzen seinen — unsern Glauben teilst."

Juan schreckte ein wenig vor seinem Blick zurück.

„Ich war natürlich gezwungen, meine Ansichten geheim zu halten," erwiderte er, „und in der That ist mir in letzter Zeit alles trübe und ungewiß geworden. Manchmal weiß ich im Innersten meines Herzens nicht, was Wahrheit ist."

„Er ist nicht gekommen, die Gerechten zu rufen, sondern die Sünder," sagte Gonsalvo, „und der Sünder, der seinen Ruf vernommen hat, muß glauben. Mögen andre zweifeln, wenn sie können! Gott sei Dank, der Sünder darf nicht bloß glauben, sondern auch lieben. Ja, darin kann der Bettler an der Thür unangefochten seine Stelle neben den Königskindern einnehmen; selbst ich darf sagen: „Herr, Du weißt alle Dinge, Du weißt, daß ich Dich lieb habe." Nur ihnen ist es gegeben, es zu bezeugen, während ich — ach, das war der bittere Gedanke; er hat mich lange verfolgt. Zuletzt betete ich, daß, wenn Er mich wirklich

würdigte, mich anzunehmen, sündig, wie ich bin, durch und durch, so möge Er mir als Zeichen dafür etwas zu thun, zu leiden oder zu opfern geben, wodurch ich meine Liebe bethätigen könnte."

„Und hat Er Dich erhört?"

„Ja! Er zeigte mir etwas, das schwerer zu opfern ist als das Leben, schwerer zu thun als der Folter und dem Scheiterhaufen zu trotzen."

„Was ist das?"

Noch einmal verbarg Gonsalvo sein Antlitz. Dann murmelte er: „Schwerer aufzugeben ist — Rache, Haß; schwerer zu thun ist — für ihre Mörder zu beten."

„Ich könnte es niemals thun!" rief Juan auffahrend.

„Und wenn ich es endlich, endlich kann, ich, dessen Zorn leidenschaftlich und dessen Mut grausam, selbst todbringend war, — ist das nicht Sein Werk in mir?"

Juan wandte sich halb ab und antwortete nicht sogleich. In seinem Herzen kämpften viele Gedanken. Er allerdings war weit davon entfernt, für seines Bruders Mörder zu beten, fast ebenso weit davon, zu wünschen, daß er es könnte. Lieber würde er Gottes Rache auf sie herabflehen. Hatte Gonsalvo in den Tiefen seines Elends, seiner Reue und seiner Buße wirklich etwas gefunden, was Don Juan Alvarez noch fehlte? Endlich sagte er mit einer ihm neuen und fremden Demut: „Mein Vetter, Du bist dem Himmel näher als ich."

„Der Zeit nach gewiß," sagte Gonsalvo mit mattem Lächeln. „Nun lebe wohl, Vetter, und habe Dank!"

„Kann ich nichts mehr für Dich thun?"

„Ja, sage meiner Schwester, daß ich alles weiß! Gott segne Dich und erlöse Dich von den Übeln, die Dir auf Deinem Wege begegnen, und bringe Dich und die Deine in ein Land, wo Ihr Ihm in Frieden und Sicherheit dienen könnt!"

Und so schieden die Vettern, um sich auf Erden nie wieder zu begegnen.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

„Das entsetzliche und erschreckliche Schauspiel.“ *)

Beim frühesten Grauen des andern Morgens begab sich Juan in ein Oberzimmer eines der hohen Häuser, von denen aus man die Pforten der Triana ins Auge fassen konnte. Er hatte es zu diesem Zweck von dem Besitzer gemietet mit der Bedingung ausschließlichen Besitzes und völliger Einsamkeit.

Bei Sonnenaufgang läutete die große Glocke der Kathedrale feierlich, und alle Glocken der Stadt antworteten. Durch die Menge, welche sich in den Straßen gesammelt hatte, suchten reich gekleidete Bürger zu Fuß ihren Weg. Juan wußte, daß sie zu denen gehörten, welche aus Glaubenseifer sich freiwillig zu Patrinos oder Paten der Gefangenen erboten hatten, um neben ihnen in der Prozession zu gehen. Er erkannte unter ihnen seine Vettern Don Manuel und Don Balthasar. Sie wurden alle durch eine Nebenpforte in die Burg eingelassen.

Kurz darauf wurde das Hauptthor weit geöffnet. Juans Augen waren auf diesen Fleck gebannt. Es erklangen Töne eines Gesanges, süß und leise wie von Kinderstimmen; denn die ersten, die aus diesem düstern Portal herausschritten, waren die Knaben von der Rechtsschule, mit weißen Überwürfen angethan und die Litanei der Heiligen singend. Das ora pro nobis des Responsoriums erklang in Intervallen klar und voll von ihren Lippen, und unwillkürlich füllten sich Juans Augen mit Thränen bei den alten, vertrauten Worten.

*) So genannt durch den Inquisitor de Pegna.

Die nächste Abteilung stand in großem Kontrast zu den weißgekleideten Kindern. Juans Atem ging schwer, denn nun kamen die Büßer, blasse, melancholische Gesichter, „geisterhaft und trostlos über alle Begriffe" *), schwarzgekleidete Gestalten, ohne Ärmel und barfuß, ausgelöschte Kerzen in den Händen tragend.

Die, welche in der Prozession voranschritten, waren nur von geringen Sünden überführt worden, Blasphemie, Zauberei oder Vielweiberei. Aber allmählich kamen andre, welche häßliche Sanbenitos trugen, gelb mit roten Kreuzen, und kegelförmige Papier-Mitras auf dem Kopfe. Juans Augen belebten sich mit erhöhtem Interesse, denn er wußte, daß dies die Lutheraner waren. Nicht ohne den wilden Traum — vielleicht die Hoffnung, daß der herannahende Tod seines Bruders Stärke erweicht haben möchte, prüfte er ein jedes der traurigen Gesichter. Da war Luis d'Abrego, der die Kirchenbücher illustrierte; dann viel weiter nach hinten, weil viel schuldiger, Medel d'Espinosa, der Teppichwirker, welcher die Testamente, die Juliano brachte, in Empfang genommen hatte. Dann folgten viele andre von viel höherem Range, die er sehr gut kannte. Im ganzen mehr als achtzig an der Zahl, zog der lange melancholische Zug vorüber, jeder Mann oder jede Frau von zwei Mönchen und einem Patrino begleitet. Aber Carlos war nicht darunter.

Dann folgte das große Kreuz der Inquisition, das Gesicht den Bußfertigen, den Rücken den Unbußfertigen, die dem Feuertode geweiht waren, zugekehrt. Und nun hob sich Juans Brust in raschen Atemzügen; seine Lippen zitterten; seine ganze Seele war in seinen gespannten Augen. Jetzt sah er zuerst die scheußliche Zamarra, ein schwarzes Gewand, über und über mit safranfarbigen Flammen bemalt, in welche plump dargestellte Teufel und Schlangen den unbußfertigen Ketzer werfen. Eine papierne Krone oder Carroza, ähnlich ausgeschmückt, bedeckte das Haupt des Opfers. Aber das Gesicht dessen, der sie trug, war Juan unbekannt. Es war ein armer Handwerker — Juan de Leon genannt, welcher sich durch die Flucht gerettet hatte, aber später in den

*) Bericht von de Pegna.

Niederlanden ergriffen worden war. Folter und grausame Einkerkerung hatten ihn schon beinahe getötet, aber sein Herz war stark, für den Herrn, den er liebte, zu leiden, und obgleich Todesblässe seine Wangen bedeckte, war doch keine Furcht in seinen Zügen zu lesen.

Aber die Gesichter, welche nun folgten, kannte Juan nur zu wohl. Er konnte später niemals sich die Reihenfolge, in der sie gingen, wieder zurückrufen; aber jedes einzelne Gesicht war seinem Gedächtnis unauslöschlich eingedrückt. Er würde diesen Anblick bis zu seiner Sterbestunde im Herzen tragen.

Nicht weniger als vier der Opfer trugen die weiße Tunika und den braunen Mantel des heiligen Hieronymus. Einer von diesen war ein alter Mann, der sich aus Altersschwäche auf seinen Stab lehnte. Aber Freude und Vertrauen leuchtete auf seinem Antlitz. Die weißen Locken, von welchen Garcias Arias den Namen Doktor Blanko erhalten hatte, waren abgeschoren, aber Juan erkannte mit Leichtigkeit den vormals Wankelmütigen, der aber jetzt mit Kraft ausgerüstet war, mit der herrlichen Kraft dessen, dem er endlich zu vertrauen gelernt hatte. Der gelehrte Christobal d'Arellano und Fernando de San Juan, Lehrer an der Rechtsschule, folgten ruhig und furchtlos. Ein Jüngling, Juan Chrisostomo, folgte auch standhaft, wenn auch nicht ohne einen leisen, natürlichen Schauer vor dem Schicksal des Feuertodes.

Dann kam einer im Doktorkleide mit dem Schritte eines Eroberers und der Haltung eines Königs. Als er aus der Triana herausschritt, sang er mit klarer, fester Stimme die Worte des 109. Psalms:

„Gott, mein Ruhm, schweige nicht, denn sie haben ihr gottloses und falsches Maul wider mich aufgethan und reden wider mich mit falscher Zunge, und sie reden giftig wider mich allenthalben und streiten wider mich ohne Ursach . . . . Stehe mir bei, Herr mein Gott, hilf mir nach Deiner Gnade, daß sie inne werden, daß dies sei Deine Hand, daß Du, Herr, solches thust! Fluchen sie, so segne Du!"

So starb die Stimme von Juan Gonzales dahin, eines der Edelsten von der edlen Schar der Zeugen Christi in Spanien.

Alle diese trugen ihre geistliche Ordenstracht, um nachher auf dem Schafott des San Francisco-Platzes in aller Feierlichkeit „degradiert" zu werden. Aber einer folgte schon in der vollen Schmach — oder Herrlichkeit — der Zamarra und der Carroza, mit gemalten Flammen und Teufeln. — Mit schaudernder Bewegung erkannte Juan seinen Freund und Lehrer Christobal Losada, ruhig und furchtlos — ein Held, der zur letzten Schlacht schreitet, um zu siegen.

Aber selbst dies Angesicht entschwand Juans Gedanken bald, denn nun schritten in dieser düstern Todesprozession sechs weibliche Gestalten — von hohem Rang — fast alle jung und schön, aber abgezehrt durch die Kerkerhaft und mehr als eine durch die Folter gezeichnet. Doch wenn die Menschen grausam waren, so war Christus, für den sie litten, barmherzig. Ihre ruhigen, selbst strahlenden Angesichter offenbarten die verborgene Kraft, durch die sie getragen wurden. Ihre Namen, welche neben die Namen der Weiber gestellt zu werden verdienen, die die letzten unter Seinem Kreuz und die ersten an Seinem Grabe waren — waren Donna Isabella de Baëna, in deren Hause die Gemeinde zusammen zu kommen pflegte, die beiden Schwestern des Juan Gonzales, Donna Maria de Virves, Donna Maria de Cornel und als die letzte von allen Donna Maria de Boharquez, deren Angesicht glänzte wie das des ersten Märtyrers, der den Himmel offen sah. Sie allein von der Schar der weiblichen Märtyrer erschien geknebelt, eine Ehre, welche sie ihren heldenhaften Bemühungen, ihre Gefährten in der Triana zu trösten und aufrecht zu halten, verdankte.

Juans tapferes Herz brach beinahe vor ohnmächtiger, entrüsteter Beklemmung. „Weh! Mein Spanien!" rief er. „Du siehst das alles und duldest es! Du Trägerin des Lichtes, du Kind des Tages, du bist gefallen, gefallen von deinem hohen Range unter den Nationen!"

Es war nur zu wahr. Von den Menschen oder der Nation, die nichts hat, wird auch das genommen, was sie hat. Wenn der Geist der Ritterlichkeit, der Ruhm und Stolz Spaniens, seinem eignen Lichte treu geblieben wäre, so hätte er selbst dann noch Spanien erretten können. Aber sein Licht war Finsternis; das

ihm anvertraute Pfund war in die Hände des Aberglaubens gegeben, darum folgte nach dem gerechten Gerichte Gottes seine eigne Herabwürdigung schnell. Die Ritterlichkeit Spaniens verlor allmählich alles, was echt und edel an ihr war, bis es nur noch ein matter, geisterhafter Hohn war, ein Zeichen der Verderbnis, wie ein Irrlicht, das über dem Grabe zittert.

In seine bitteren Gedanken vertieft, hätte Juan beinahe die Letzten der Verurteilten übersehen — die Letzten, weil die Höchsten im weltlichen Range. Langsam und traurig, mit niedergeschlagenen Augen schritt Don Juan Ponte de Leon daher. Die Flammen auf seiner Zamarra waren umgekehrt, ein armseliges Symbol des armseligen Erbarmens, für das er seine Freude und seinen Triumph verkauft und den Glanz seiner Märtyrerkrone getrübt hatte. Aber er hatte gewiß weder den freudigen Willkommen verscherzt, der ihn am Ende dieses fürchterlichen Tages erwartete, noch das Recht, mit dem verirrten und wieder angenommenen Apostel zu sagen: „Herr, Du weißt alle Dinge, Du weißt, daß ich Dich lieb habe.“

Alle die lebenden Opfer waren nun vorüber gezogen, und Don Carlos Alvarez war nicht unter ihnen. Juan atmete erleichtert auf, aber noch gaben seine überreizten Augen ihr Hinstarren nicht auf; denn Roms Rache reichte selbst über das Grab hinaus. Es wurden jetzt die Statuen derer vorbeigetragen, die als Ketzer gestorben waren, in die scheußliche Zamarra gekleidet und gefolgt von schwarzen Kasten, die ihre Gebeine enthielten, welche verbrannt werden sollten.

Nicht da! — Nein, nur da nicht! Endlich ließen Juans zitternde Hände das Fensterkreuz los, an das sie sich geklammert hatten. Die übermäßige Anspannung ließ nach, und er sank erschöpft nieder.

Das prunkende Schauspiel zog unbeobachtet an ihm vorüber. Er sah nicht, was ganz Sevilla mit Bewunderung betrachtete: die große Prozession der Richter und Räte der Stadt in ihren Amtstrachten, das Kapitel der Kathedrale, den langsamen Zug der Priester und Mönche, welcher folgte. Dann, nachdem aus Hochachtung ein Raum freigelassen worden, wurde die große grüne Fahne der Inquisition und darüber ein goldenes Kruzifix getragen.

Nun folgten die Inquisitoren selbst in ihren prachtvollen Gewändern und zuletzt, zu Pferde, in überreichem Aufzuge die „Vertrauten" der Inquisition.

Es war gut, daß Juans Augen von diesem Anblick abgewandt waren. Was nützte es den von Leidenschaft blassen Lippen, wilde Flüche auf die Häupter derer zu häufen, auf die Gottes Fluch schon im Schatten verborgen wartet, bis der Tag der Abrechnung anbricht? Flüche sind gefährliche Waffen, welche oft die Hand verwunden, die sie führt.

Sein erstes Gefühl war das wahrer Erlösung, beinahe der Freude. Er war der sinnverwirrenden Folter entgangen, sehen zu müssen, wie sein Bruder vor seinen Augen zu dem Tode der Angst und der Schande geführt wurde. Dann aber folgte der bittere Gedanke, der ihm bald zur völligen traurigen Überzeugung ward: „Ich werde sein Angesicht auf Erden nie mehr sehen. Er ist tot — oder sterbend."

Aber an diesem Tage wurde der tiefe, starke Strom seiner brüderlichen Liebe von einem andern Strom der Gefühle durchkreuzt. Knüpfte ihn kein Band der Sympathie an die heldenhaften Männer und Frauen, die er so ruhig vorbeiziehen sah, ihrem Geschick entgegen? War es so lange her, daß er Losadas Hand in dankbarer Freundschaft gedrückt und Donna Isabella de Baëna gedankt hatte für die Belehrung, die er unter ihrem Dache empfangen? Mit einer plötzlichen scharfen Empfindung von Scham erkannte sich der tapfere Krieger als ein Feigling, der in seiner heiteren Uniform auf der Parade und am Schlachttage glänzt, aber wenn der Kampf beginnt, ihm aus dem Wege geht und es dem Schwert und der Kugel überläßt, sich tapferere und treuere Herzen auszusuchen.

Er konnte nicht so für seinen Glauben sterben. Im Gegenteil, es kostete ihm nur wenig, ihn zu verbergen und in jeder Weise als orthodoxer Katholik zu leben. Was hatten sie denn aber, das er nicht hatte? Etwas, was seinen jungen Bruder, den Knaben, der um einen Schlag weinte, befähigte, fest zu stehen und dem fürchterlichen Tode furchtlos ins Angesicht zu sehen. Etwas, was selbst den armen, wilden, leidenschaftlichen Gonsalvo fähig machte, zu vergeben und für die Mörder des Weibes, das er liebte, zu beten. Was war es?

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Ein Anfang und ein Ende.

An demselben Tage gegen abend trat Donna Inez in das Zimmer ihres kranken Bruders. Ein Schimmer von rosenfarbener und schwarzer Seide, von kostbaren Spitzen, von Gold und von Gemmen schien sie zu umstrahlen, aber als sie die Mantilla, die ihr Gesicht zum Teil bedeckt hatte, zurückschlug und auf den Stuhl neben dem Bette niedersank, konnte man leicht sehen, daß sie sehr müde und angegriffen und daß ihr sehr weh ums Herz war.

„Santa Maria, ich bin zum Sterben müde," murmelte sie. „Die Hitze war erdrückend und die ganze Geschichte endlos lang."

Gonsalvo sah sie mit begierigen Augen an, wie ein vor Durst Verschmachtender jemand ansehen würde, der einen Becher Wasser in der Hand hält. Aber eine Zeitlang schwieg er. Endlich sagte er, auf den Wein deutend, der neben seiner unberührten Mahlzeit stand: „So trinke doch!"

„Wie, Bruder," sagte Donna Inez vorwurfsvoll, „Du hast heute noch nichts gegessen? Du — so krank und schwach?"

„Ich bin doch noch ein Mensch," sagte Gonsalvo in etwas bitterem Tone.

Donna Inez trank und fächerte sich schweigend eine Zeitlang mit verlegenem und ängstlichem Ausdruck.

Endlich sagte Gonsalvo, der seine gespannten Blicke keinen Augenblick von ihr abgewandt hatte, in leisem Ton: „Schwester, denke an Dein Versprechen."

„Ich bin besorgt um Dich."

„Das brauchst Du nicht," keuchte er; „nur sage mir alles!"

Donna Inez strich sich matt mit der Hand über die Stirn.

„Alles tanzt mir vor den Augen," sagte sie, „die Musik und die Messe, der Weihrauch und die Kreuze, die Banner und die kostbaren Gewänder und dann die Abschwörungen und die Predigt —."

„Aber Du hast Dich Deines Auftrages erinnert?"

„Das habe ich, Bruder," sie ließ die Stimme sinken, „so schwer es auch war, ich habe sie angesehen. Wenn es Dich trösten kann, daß den ganzen langen Tag über ihr Gesicht so friedlich war, als ich es je gesehen habe, wenn sie Fray Constantinos Predigten lauschte, so magst Du diesen Trost fest ins Herz schließen. Als ihr Urteil vorgelesen war, wurde sie aufgefordert zu widerrufen, und ich hörte ihre Antwort klar und deutlich emporsteigen: „Ich kann und werde nicht widerrufen." Ave Maria! Es ist alles sehr geheimnisvoll."

Es folgte eine Pause. Dann fuhr sie fort: „Sennor Christobal Losada —" aber der Gedanke an den freundlichen, geschickten Arzt, der an ihrem eignen Krankenbett gewacht und ihr Kind von der Schwelle des Grabes zurückgebracht hatte, überwältigte sie. Schnell auf andre Opfer übergehend, fuhr sie fort: „Da waren vier Mönche von St. Hieronymus; denke dir, der weiße Doktor, den alle für einen so guten Mann hielten, so fromm und rechtgläubig! Ein andrer, Fray Christobal d'Arellano, war in seinem Urteilsspruch einiger frevelhafter Worte gegen die heilige Jungfrau angeklagt, die er, wie es scheint, nie gesagt hat. Er rief ganz kühn vor allen aus: „Es ist falsch. Ich habe nie solche Blasphemien ausgestoßen und ich bin bereit, das Gegenteil mit der Bibel in der Hand zu bezeugen." Alle schienen so erstaunt, daß niemand daran dachte, ihn knebeln zu lassen; ich meinesteils freute mich, daß der arme Schelm noch zum letztenmal reden durfte. Ich kann auch nicht anders als wünschen, daß sie es ebenso vergessen hätten, Don Juan Gonzales stumm zu machen; denn es scheint, daß er keine Blasphemie aussprach, sondern nur ein paar Worte des Trostes an ein armes, blasses Mädchen richtete, seine Schwester, wie man mir sagte. Zwei von ihnen sollen mit ihm sterben —

Gott stehe ihnen bei! — Alle Heiligen mögen mir vergeben! Ich vergaß, daß wir nicht für sie beten sollen." — Und sie bekreuzte sich.

„Glaubt meine Schwester wirklich, daß das teilnehmende Wort in Gottes Augen Sünde sei?"

„Wie kann ich das wissen? Ich glaube natürlich alles, was die Kirche sagt, und es geschieht wahrhaftig genug in unsern Tagen, was uns mit frommem Entsetzen über die Ketzerei erfüllen muß. Dann", fuhr sie fort, „folgte die lange, schreckliche Zeremonie der Ausstoßung aus dem Priesterstande, und doch blieb dieser Gonzales bei dem allen so ruhig und unbewegt, als legte er nur sein Gewand an, um die Messe zu lesen. Man sagt, seine Mutter und seine beiden Brüder wären noch im Gefängnis und erwarteten ihren Urteilsspruch. Von allen, die widerrufen haben, soll nur Don Juan Ponte de Leon Zeichen von Buße gegeben haben. Um seines edlen Hauses willen muß man sich freuen, daß er wenigstens nicht so verhärtet war wie die andern. Mag es recht oder unrecht sein, ich kann nicht anders, als Mitleiden mit ihren unglücklichen Seelen haben."

„Habe Mitleid mit Deiner eignen Seele, nicht mit den ihren! Denn ich sage Dir, Christus selbst in all Seiner Macht und Herrlichkeit zur rechten Hand des Vaters wird Sich erheben, um sie diese Nacht zu empfangen, wie Er einst den heiligen Stephanus empfangen hat."

„O mein armer Bruder, was für schreckliche Worte redest Du! Nur Dich anzuhören, ist eine Todsünde. Ich beschwöre Dich, bedenke doch Deine eigne Lage!"

„Ich habe sie bedacht," unterbrach er sie mit schwacher Stimme. „Aber ich kann nicht mehr ertragen — jetzt nicht. Ich bitte Dich, laß mich allein mit Gott!

„Wenn Du versuchen möchtest, ein Ave zu sagen! Aber ich fürchte, Du bist krank — leidend; ich mag Dich so nicht allein lassen."

„Achte nicht auf mich! Es wird bald besser sein. Und ich habe ein Gelübde gethan, das ich heute halten muß." Und er bedeckte wieder sein Gesicht mit der abgezehrten Hand.

Unschlüssig, ob sie gehen oder bleiben solle, stand sie einige Minuten, ihn schweigend betrachtend. Endlich hörte sie ein leises Murmeln, und in der Hoffnung, daß er bete, beugte sie sich über ihn, um zu horchen. Nur drei Worte erreichten ihr Ohr: „Vater, vergieb ihnen!"

Nach einer Pause blickte Gonsalvo wieder auf. „Ich dachte, Du wärst fort," sagte er. „Geh' jetzt! Ich beschwöre Dich. Aber sobald Du das Ende weißt, säume nicht zu kommen, um es mir zu sagen, denn darauf warte ich!"

Nach so dringender Aufforderung blieb Donna Inez nichts übrig, als ihn allein zu lassen, was sie denn auch that.

Der Abend war schon zur Nacht geworden, und die Nacht ging dem Tage entgegen, als endlich Don Garcia Ramirez und seine Diener, die ihn nach dem Prado San Sebastian begleitet hatten, um dem Ende beizuwohnen, nach Hause zurückkehrten.

Donna Inez erwartete ihren Gatten im Patio. Sie sah blaß und erschöpft aus; offenbar war ihr der große Festtag von Sevilla kein Freudentag gewesen.

Don Garcia legte Mantel und Schwert ab und entließ die Dienerschaft. Aber als seine Frau ihn einlud, an der Mahlzeit, die für ihn bereitet war, teilzunehmen, zeigte er eine ihr ungewohnte Verstimmung.

„Es sieht Deinem sonstigen Scharfsinn nicht ähnlich, Sennora mia, einen um Mitternacht zum Frühstück einzuladen," sagte er. Aber dennoch that er einen tiefen Zug von dem Xeres, der neben Fleischpastete und Weißbrot auf der Tafel stand.

Endlich nach langer Geduldsprobe entrang Donna Inez seinen Lippen, was sie zu hören wünschte: „O ja, es ist alles vorbei. Die heilige Jungfrau schütze uns! Ich habe nie solche Hartnäckigkeit gesehen, würde es auch nie für möglich gehalten haben, wenn ich es nicht gesehen hätte. Die Verbrecher ermutigten sich gegenseitig bis zuletzt. Diese Mädchen, die Schwestern des Gonzales, sagten ihr Credo am Brandpfahl, worauf die begleitenden Ordensbrüder sie anflehten, soviel Erbarmen mit ihren eignen Seelen zu haben, um zu bekennen: „Ich glaube an die römisch-katholische Kirche." Jene antworteten: „Wir werden thun, was unser Bruder thut." So

wurde ihm der Knebel abgenommen, und Doktor Juan rief laut: „Thut nichts hinzu zu dem guten Bekenntnis, das ihr schon abgelegt habt!“ Aber trotz all dem wurde Befehl gegeben, sie zu erdrosseln, und einer der Mönche sagte aus, sie seien in dem wahren Glauben gestorben. Ich denke, es ist keine Sünde, zu hoffen, daß sie es gethan.“

Nach einer Pause fuhr er in festerem Tone fort: „Sennor Christobal setzte mich ebenso sehr in Erstaunen wie sie alle. Selbst noch am Pfahl unterfingen sich einige Brüder, mit ihm zu disputieren. Aber als sie sahen, daß wir alle lauschten und etwas hören konnten, was unsrer Seele Schaden brächte, fingen sie an, lateinisch zu reden. Unser Arzt that sofort dasselbe. Ich bin selbst kein Gelehrter, aber es waren gelehrte Männer zugegen, die auf jedes Wort achteten, und einer von ihnen sagte mir nachher, der Verurteilte hätte mit solcher Eleganz und Korrektheit gesprochen, als ob er um einen akademischen Preis gerungen hätte; statt auf das Anzünden des Feuers zu warten, das ihn verzehren sollte. Diese unerhörte Ruhe und Fassung, woher stammt sie? Ist es Teufels Werk oder —“ Er brach plötzlich ab und hub in verändertem Tone wieder an: „Sennora mia, weißt Du, wie spät es ist? Um Himmels willen, laß uns zu Bett gehen!“

„Ich kann nicht zur Ruhe gehen, bis Du mir noch eins gesagt hast. Donna Maria de Boharquez?“

„Vaya, vaya, haben wir nicht schon genug von dem allen?“

„Nein, ich habe ein Versprechen gegeben; ich muß Dich bitten, mir zu sagen, wie Donna Maria de Boharquez ihrem Schicksal entgegen gegangen ist.“

„Mit ungebrochener Stärke. Don Juan Ponte versuchte sie zu drängen, etwas nachzugeben; aber sie wies es zurück und sagte, es sei jetzt keine Zeit zum Streiten; man solle lieber des Herrn Tod und Leiden betrachten. — Daran glauben sie, wie es scheint. — Als sie an den Pfahl gebunden war, scharten sich die Mönche und Ordensbrüder um sie und drängten sie, nur ihr Credo zu sagen. Sie that es, aber fügte einige Erklärungen hinzu, die, wie ich vermute, sehr ketzerisch waren. Da wurde sofort der Befehl gegeben, sie zu erdrosseln, und so in einem Augenblick, während sie noch redete, erreichte sie der Tod.“

„Also hat sie nicht gelitten? Sie entging dem Feuer! Gott sei Dank!" —

Fünf Minuten später stand Donna Inez an ihres Bruders Bett. Er lag noch in derselben Stellung, sein Gesicht mit der Hand beschattet.

„Bruder," sagte sie sanft, „Bruder, es ist alles vorüber. Sie hat nicht gelitten. Es war in einem Augenblick vorbei."

Es erfolgte keine Antwort.

„Bruder, bist Du nicht froh, daß sie das Feuer nicht gefühlt hat? Kannst Du Gott nicht dafür danken? Sprich doch zu mir!"

Noch keine Antwort.

Er konnte doch nicht schlafen? Unmöglich!

„Sprich mit mir — Gonsalvo — Bruder!"

Sie trat näher an ihn heran; sie faßte seine Hand, um sie von seinem Gesicht zu entfernen; im nächsten Augenblick tönte ein Schrei des Entsetzens durch das Haus. Er brachte die Diener und Don Garcia selbst in das Gemach.

„Er ist tot. Gott und die heilige Jungfrau mögen sich seiner Seele erbarmen!" sagte Don Garcia nach kurzer Prüfung.

„Wenn er nur das heilige Sakrament empfangen hätte, könnte ich es noch ertragen!" sagte Donna Inez, und an seinem Lager niederkniend, weinte sie bitterlich.

So trat der Bettler mit den Königskindern durch das goldene Thor in die Gegenwart des Königs. Sein zertrümmertes Leben vorüber, sein leidenschaftliches Herz für immer zur Ruhe, fand der irrende, reuige Gonsalvo Eingang in denselben Himmel wie d'Arellano und Gonzales und Losada mit ihren strahlenden Märtyrerkronen. In den vielen Wohnungen war eine Stätte für ihn so gut wie für diese triumphierenden Helden. Er trug dasselbe Kleid wie sie, ein Kleid, gewaschen und helle gemacht, nicht in dem Blute der Märtyrer, sondern im Blute des Lammes.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Wieder in Nuera.

Über Juans feurigen Geist legte sich nach dem Auto eine frostige, schauerliche Erstarrung. Die feste Überzeugung, daß sein Bruder gestorben sei, bemächtigte sich seines Gemüts. Überdies hatte seine Seele den festen Grund des Glaubens, den er einst so warm erfaßt hatte, verloren. Er hatte mit Bewußtsein aufgehört, seinen besten Überzeugungen treu zu sein, und so hatten diese Überzeugungen ihrerseits aufgehört, ihm ein Halt zu sein. Sein Selbstvertrauen, der Glaube an sein eignes Herz waren bis in den Grund erschüttert, und er war weit davon entfernt, dafür das feste Gottvertrauen gewonnen zu haben, welches den Verlust mehr als aufgewogen haben würde.

So schlichen zwei oder drei melancholische Monate langsam hin. Da traten zum Glück für ihn Ereignisse ein, welche ihn, ihm selbst zum Trotz, zu der Kraftanstrengung zwangen, die vor der tötlichen Stumpfheit der Verzweiflung rettet. Es wurde ihm klar, daß wenn er nicht zusehen wollte, wie das letzte irdische Kleinod, das er besaß, ihm für immer entrissen wurde, er sich soweit aus seiner Lethargie aufraffen müsse, um es zu fassen und zu halten; denn jetzt befahl Don Manuel seiner Mündel, seinem Nebenbuhler, Sennor Lui Rotelo, ihre Hand zu reichen.

In ihrer Angst und Verzweiflung flüchtete sich Beatrice zu ihrer gutherzigen Kousine Donna Inez. Diese nahm sie bei sich auf, tröstete und beruhigte sie und fand bald Mittel und Wege, Don Juan einen Brief zu senden des Inhalts: „Donna Beatrice

ist hier. Bedenkt, mein Vetter, daß „ein Sprung über den Graben besser ist als eines andern Handreichung.““

Worauf Don Juan augenblicklich antwortete: „Sennora, meine Kousine, ich liege Euch zu Füßen; reicht mir eine helfende Hand, und ich wage den Sprung.“

Donna Inez wünschte sich nichts Besseres. Als Spanierin liebte sie die Intrigue um ihrer selbst willen; als freundlich gesinnte Frau liebte sie die Intrigue um ihres segensreichen Zweckes willen. Durch ihre thätige Mitwirkung und Hilfe und ihres Gatten Beistand wurde es schnell eingeleitet, daß Don Juan Beatrice aus ihrem Hause in eine kleine Dorfkapelle in der Nachbarschaft entführen solle, wo ein Priester bereit sein würde, den feierlichen Ritus zu vollziehen, der sie für immer vereinigte. Von dort sollten sie sich sofort weiter nach Nuera begeben, Don Juan als Diener der Dame verkleidet. Donna Inez glaubte nicht, daß ihr Vater und ihre Brüder noch irgend feindliche Schritte thun würden, nachdem die Sache vollzogen war, wenn sie sie vielleicht auch gern verhindert hätten. Aber sie haßten und fürchteten nichts so sehr als einen öffentlichen Skandal.

Alles verhaltene Feuer und alle Energie Juans wachten wieder auf, um der Gefahr zu trotzen und den Preis zu gewinnen. Es gelang alles. Der Plan war gut angelegt und gut und rasch ausgeführt, und so geschah es, daß er mitten durch den Dezemberschnee seine schöne Frau im Triumph heim nach Nuera brachte, wenn das Triumph genannt werden konnte, verdüstert wie es war durch den immer gegenwärtigen Gedanken an den, der „nicht mehr war“, ein Gedanke, der sich wie ein Schatten auf alle Freude legte und sie dämpfte und läuterte; denn es giebt kaum etwas so Trauriges im Leben, als wenn ein lang erstrebtes Glück so kommt wie ein Freund aus einem fremden Lande, dessen Rückkehr sehnlich erwartet wurde, und der nun nach Jahren der Abwesenheit uns entgegentritt an Gestalt und Herz verändert, nicht wiedererkennend und nicht wiedererkannt.

Dolores hieß ihren jungen Herrn und dessen Gattin mit Liebe und Dankbarkeit willkommen. Aber dieser bemerkte, daß das dunkle Haar, das bei seinem letzten Besuch mit Silberfäden durch-

zogen war, jetzt weiß war wie der Schnee auf dem Gebirge. Früher hätte Dolores nicht sagen können, welcher von den edlen Jünglingen, ihrer Herrin tapferen Söhnen, ihr der liebste sei. Jetzt wußte sie es ganz genau. Ihr Herz war begraben mit dem Knaben, den sie als hilflosen Säugling aus den Armen seiner sterbenden Mutter genommen. Aber war er wirklich begraben? Dies war die Frage, die sie sich Tag um Tag und viele Male an jedem Tage vorlegte. Ihr war die Antwort nicht ganz so gewiß, wie sie es Sennor Don Juan zu sein schien. Seit dem Tage des Auto hatte er alle äußeren Zeichen der Trauer für seinen Bruder angelegt.

Fray Sebastian war auch in Nuera und erwies sich als eine wahre Hilfe und Stütze seiner Bewohner. Seine Anwesenheit allein diente dem Hause als Schutz gegen jeden Verdacht in Bezug auf ihren Glauben; denn wer konnte an der Rechtgläubigkeit von Don Juan Alvarez zweifeln, so lange er nicht bloß reichlich zur Unterhaltung der Kirche in seiner Gemeinde beisteuerte, sondern auch einen frommen Franziskaner in seiner Familie in der Eigenschaft eines Privatkaplans unterhielt? Wir müssen zwar bekennen, daß des Fray Pflichten keineswegs überwältigend waren. Er liebte wie früher die Ruhe und verhielt sich fast immer still und ließ jeden thun, was er für recht hielt.

Er stand jetzt auf viel vertrauterem Fuße mit Dolores als je zuvor, zum Teil, weil er gelernt hatte, daß schlimmere leibliche Übel als selbst Suppe von zähen Hammeln oder Käse von Ziegenmilch mit Geduld, ja selbst mit Dankbarkeit ertragen werden können, zum Teil, weil Dolores jetzt wirklich sich nach seinem Geschmack zu richten und für seine Bequemlichkeit zu sorgen suchte. Sie gab sich jetzt Mühe, manches saftige Gericht, das der Fray früher geliebt hatte, zu bereiten; sie holte gern manche Flasche Wein aus ihrem immer geringer werdenden Vorrat hervor zum Dank für die freundlichen Worte, die er zu ihm in seiner Traurigkeit und Verlassenheit gesprochen hatte.

Trotz der niederdrückenden Einflüsse, die sie umgaben, konnte Donna Beatrice nicht anders als sehr glücklich sein. Denn war Don Juan nicht der Ihre, ganz ihr eigen, ihr eigen auf ewig?

Und mit dem Eifer, den die Liebe einflößt, und dem Geschick, das die Liebe verleiht, gab sie sich der Aufgabe hin, sein verdüstertes Leben zu erhellen und zwar nicht ganz ohne Erfolg. Selbst von dieser starren, bewölkten Stirn fingen die Schatten endlich an zu schwinden.

Don Juan konnte nicht über seinen Schmerz sprechen. Wochenlang seit seiner Rückkehr nach Nuera kam seines Bruders Name nicht über seine Lippen. Es wäre für ihn und Dolores anders besser gewesen. Ihr Herz, das in ihrer einsamen Pein und ihren unbestimmten düstern Vorahnungen schmerzlich litt, sehnte sich oft danach, ihres jungen Herrn innerste Gedanken über das Schicksal seines Bruders zu erfahren, aber sie wagte nicht ihn zu fragen.

Endlich jedoch wurde dies peinliche Schweigen teilweise gebrochen. Eines Morgens trat die alte Dienerin mit einem Ausdruck von Unzufriedenheit an ihren Herrn heran. Es geschah in dem an die Halle stoßenden inneren Zimmer. Ein kleines Buch in der Hand haltend sagte sie: „Euer Herrlichkeit wollen mir die Freiheit verzeihen, aber es ist nicht wohlgethan, dies so offen auf dem Tisch liegen zu lassen. Ich bin eine einfache Frau, aber ich weiß sehr wohl, was es ist, und woher es stammt. Wenn Ihr es nicht vernichten wollt und nicht sicher geheim halten könnt, so beschwöre ich Euer Herrlichkeit, es mir zu schenken!"

Juan streckte die Hand danach aus. „Es ist mir teurer als irgend ein irdischer Besitz," sagte er kurz.

„Es könnte Euch leicht so teuer zu stehen kommen wie Euer Leben, Sennor, wenn Ihr es in dieser Weise herumliegen laßt."

„Ich habe das Recht verloren, das zu sagen," antwortete Juan. „Und doch, Dolores, sage mir, würde es Dein Herz brechen, wenn ich Nuera verkaufte, — Du weißt, es ist schon hoch verschuldet — und das Land verließe?"

Juan erwartete ein Zusammenfahren, einen Schrei der Überraschung und des Entsetzens. Daß ein Alvarez de Santillanos das Erbteil seiner Väter verkaufte, schien ein ungeheuerlicher Gedanke. In den Augen der Welt würde es eine Tollheit, wenn nicht ein Verbrechen sein. Wie mußte es vollends der erscheinen, die den Namen Santillanos y Menaya mehr als ihr Leben liebte?

Aber Dolores' stilles Antlitz veränderte sich nicht. „Nichts könnte mir jetzt das Herz brechen," sagte sie ruhig.

„Du würdest mit uns kommen?"

Sie fragte nicht einmal: „Wohin?" Es war ihr gleichgültig. All ihr Denken gehörte der Vergangenheit an.

„Das ist natürlich, Sennor!" antwortete sie. „Wenn ich nur erst über eins Gewißheit hätte!"

„Nenne es mir, und wenn ich Dir Gewißheit geben kann, will ich es thun."

Statt es zu nennen, wandte sie sich still ab. Aber bald sich wieder umwendend, fragte sie: „Will Euer Herrlichkeit so gut sein, mir zu sagen, ob es das Buch ist, was Euch in die Verbannung treibt?"

„Ja! Ich fühle mich getrieben, die Wahrheit vor den Menschen zu bekennen, und das ist hier unmöglich."

„Aber wißt Ihr denn so gewiß, daß es die Wahrheit ist?"

„Ganz gewiß. Ich habe Gottes Botschaft gelesen in der Dunkelheit und im Licht. Ich habe sie gelesen in Schriftzügen von Blut und Feuer."

„Aber verzeiht die Frage, Sennor, macht es Euch glücklich?"

„Warum fragst Du?"

„Sennor Don Juan, weil" — Sie sprach mit Anstrengung, aber fest und heftete ihr Auge auf sein Gesicht — „weil der, welcher Euch dies Buch gab, darin fand, was ihn glücklich machte. Ich weiß es; er war hier, und ich habe ihn beobachtet. Als er zuerst kam, war er krank oder sehr traurig; ich weiß nicht, worüber. Aber er lernte bald aus diesem Buche, daß Gott der Allmächtige ihn liebte, und daß der Herr und Heiland sein Freund war, und da ging seine Traurigkeit vorüber, und sein Herz wurde so voll Freude, so voll, daß er mir — ach, und sogar dem armen Tölpel von einem Cura da unten im Dorf — die frohe Kunde mitteilen mußte. Und ich meine" — aber hier hielt sie inne, erschrocken über ihre eigne Kühnheit.

„Was meinst Du?" fragte Juan, mit Mühe seine Bewegung bemeisternd.

„Nun, Sennor Don Juan, ich meine, daß wenn diese frohe Botschaft wahr ist, es nicht so schwer sein muß, dafür zu leiden. Heilige Jungfrau! Könnte es mir zum Beispiel etwas andres als Freude sein, in einem dunklen Kerker zu liegen oder selbst erhängt und verbrannt zu werden, wenn das *seine* Befreiung erwirken könnte? Es giebt schlimmere Dinge in der Welt als Schmerz oder Gefängnis. Denn wo Liebe ist, Sennor — überdies kommt mir manchmal der Gedanke, daß die Herren Inquisitoren seine Sache mißverstanden haben. Sie mögen gelehrt und weise sein, und gut und heilig sind sie natürlich — es wäre eine Sünde, daran zu zweifeln — aber doch können sie sich auch einmal irren. Erst neulich war es, wo ich, da meine alten Augen trübe werden, einen gesegneten Sonnenstrahl, der auf jenen eichenen Tisch fiel, für einen Fleck hielt und mich daran machte, ihn abzureiben. Der Herr möge mir vergeben, daß ich mich an dem schönsten seiner Werke vergreifen wollte, und gerade so kann es ihnen auch ergehen — wie können wir das wissen — daß sie Gottes Licht in der Seele für des Teufels Schandfleck der Ketzerei halten. Aber das Sonnenlicht ist schließlich mächtiger als sie."

„Dolores, Du bist selbst schon halb eine Lutheranerin!" rief Juan überrascht aus.

„Ich, Sennor? Gott behüte! Ich bin eine alte Christin und eine gute Katholikin, und als solche hoffe ich zu sterben. Aber wenn Ihr die volle Wahrheit hören müßt, ich würde eher in einem gelben Sanbenito, eine Kerze in meiner Hand, daherschreiten, ehe ich zugäbe, daß *er* je ein Wort gesagt oder einen Gedanken gedacht hat, der nicht katholisch und christlich zugleich gewesen wäre. Sein ganzes Verbrechen war, daß er erkannte, daß der treue Herr ihn liebt, und daß er deshalb glücklich war. Wenn das auch Eure Religion ist, Sennor Don Juan, so habe ich nichts dagegen. Und wie gesagt, wenn mir Gott in Seiner großen Barmherzigkeit erst diese eine Gewißheit schenkt, bin ich bereit, Euch und Eurer Gattin bis ans Ende der Welt zu folgen."

Mit diesen Worten verließ sie das Zimmer. Eine Zeitlang saß Juan still in tiefen Gedanken. Dann öffnete er das Testament und blätterte darin, bis er das Gleichnis vom Säemann

fand. „Etliches fiel in das Steinigte," las er, „da es nicht viel Erde hatte, und ging bald auf, darum, daß es nicht tiefe Erde hatte. Als aber die Sonne aufging, verwelkte es, und dieweil es nicht Wurzel hatte, ward es dürre." „In diesen Worten", sagte er zu sich selbst, „steht die Geschichte meines ganzen Lebens geschrieben von dem Tage an, wo mein Bruder in dem Garten von San Isodro mir seinen Glauben bekannte. Gott helfe mir und vergebe mir meinen Rückfall! Aber es ist wenigstens noch nicht zu spät, wieder demütig auf den Anfang zurückzugehen und den, der es allein zu thun vermag, zu bitten, daß Er den brachen Boden umreiße."

Er machte das Buch zu, schritt zum Fenster und blickte hinaus. Da fiel sein Auge plötzlich auf die teuren mystischen Worte auf der Fensterscheibe, die beide Brüder von Kindheit an geliebt und darüber geträumt hatten:

„El dorado
yo hé trovado."

Und in dem Augenblick schien die Sonne so strahlend hindurch wie in jenen alten, auf immer vergangenen Tagen.

Kein unbestimmter Traum von irgend einem besonderen Glücke, das dieses Omen ihm und seinem Hause vorher verkündete, kam dem praktischen Don Juan in den Sinn. Aber es war ihm, als höre er noch einmal die Stimme seines jungen Bruders dicht neben ihm sagen: „Sieh, Ruy, das Licht scheint auf unsers Vaters Worte!", und sein Gedächtnis rief ihm einen längst vergangenen Morgen zurück, wo ein unbedeutender Knabenstreit so beendet wurde.

Über sein ernstes, schönes Gesicht ging ein Zug von Weichheit und Milde, und seine Augen wurden trübe — trübe von Thränen. —

In diesem Augenblick trat Donna Beatrice ein, strahlend von einem Morgenspaziergange, die Hände voll von ersten Frühlingsblumen, eine spanische Ballade singend.

Beatrice war ein Stadtkind, und ihr Leben war bisher ungeliebt und ohne Liebe gewesen. Jetzt entfaltete sich ihr Wesen unter den segensreichen Einflüssen von Heimatsleben und Liebe

und von einfachen, gesunden Freuden. „Sieh, Juan, was für hübsche Blumen in Deinen Feldern wachsen! Ich habe niemals ähnliche gesehen," sagte sie, ihr Singen unterbrechend, um ihre Schätze zu zeigen.

Don Juan sah achtlos auf die Blumen, voller Liebe auf sie. „Ich möchte gern ein Morgenlied von diesen süßen, melodischen Lippen hören," bat er.

„Sehr gern, Geliebter —

„Ave sanctissima —""

„Still, Geliebte, still! Ich beschwöre Dich." Und seine Hand auf ihre Schulter legend, blickte er sie an mit einem schwer zu beschreibenden Gemisch von inniger, zärtlicher Bewunderung und von sanftem Vorwurf. „Nicht das! Um alles, was zwischen uns und dem alten Glauben liegt, nicht das! Laß uns lieber zusammen singen:

„Vexilla regis prodeunt",

denn Du weißt, daß zwischen uns und unserm König kein menschlicher Vermittler steht oder zu stehen braucht. Nicht wahr, Geliebte?"

„Ich weiß, daß Du recht hast," antwortete Beatrice, die ihren Glauben aus Juans Augen ablas. „Aber wir können nachher singen, was Du willst und soviel Du willst. Jetzt, bitte, laß uns zusammen hinausgehen in den Sonnenschein! Sieh, was für ein herrlicher Morgen es ist!"

Neunundreißigstes Kapitel.

Zurückgelassen.

Der Wechsel der Jahreszeit brachte wenig Abwechselung in die dunklen Zellen der Triana, wohin weder die Pracht des Sommers noch der Odem des Frühlings dringen konnte. Während die Welt mit ihren lebendigen Interessen, ihren Hoffnungen und Befürchtungen, ihren Freuden und Schmerzen sie umwogte, drang nicht einmal ein Echo ihrer vielfältigen Stimmen zu den Verurteilten in ihren Mauern, die so nahe und doch so fern von allem lagen „in Elend und Ketten".

Der Befreier war noch nicht zu Carlos getreten, obgleich er mehr als einmal sehr nahe schien. Während der Sommerhitze, so entsetzlich in diesen Kerkern, hatte das Fieber den schon geschwächten Leib des Gefangenen abgezehrt; aber dies wurde das Mittel, sein Leben zu verlängern, denn der Vorabend des Auto fand ihn unfähig, seine Zelle zu durchschreiten. Doch hörte er ohne großen Schmerz das Schicksal seiner geliebten Freunde, denn er hoffte, sehr bald ihnen zu folgen.

Und doch schleppte er sein Leben fort, Monat auf Monat. Bei seiner Verfassung war ein Gesundwerden völlig unmöglich. Nicht daß er mehr als andre litt oder nur ebenso sehr wie manche unter ihnen — er war weder mit Ketten beschwert noch in einer der unterirdischen Zellen vergraben, wo kein Tageslicht je hineinfiel — und doch, wenn man zu seinen vielen physischen Leiden, die seine Lage mit sich brachte, die Last der Krankheit, Schwäche und völliger Einsamkeit hinzurechnet, machten sie eine Last aus,

die schwer genug war, um selbst ein starkes Herz zur Verzweiflung zu treiben.

Der letzte Strahl menschlicher Liebe und Freundlichkeit war längst für ihn erloschen. Maria Gonzales war selbst eine Gefangene und empfing den Lohn, den die Menschen ihr für ihre mutigen Thaten der Barmherzigkeit zahlten. Aber Gottes Bezahlung sollte erst kommen, und sie würde andrer Art sein. Herera, der zweite Schließer, war menschlich, aber sehr schüchtern, auch führten ihn seine Pflichten nur selten nach dem Teil des Gefängnisses, wo Carlos lag, so daß er allein von dem zärtlichen Erbarmen Gaspar Benevidios abhing — und das war in der That ein grausames.

Und doch war er trotz alledem nicht gebrochen, nicht verzweifelnd. Die Lampe geduldigen Ertragens brannte ruhig weiter, weil sie fortwährend von einer unsichtbaren Hand genährt wurde.

Es ist einmal sehr schön gesagt worden: „Die persönliche Liebe Christi zu Dir, die Du fühlst, genießest und erwiderst, ist wirklich, wahrhaftig, ohne Übertreibung die tiefste Freude und das tiefste Gefühl, welches das Herz eines Mannes oder eines Weibes kennen kann. Es wird Dein Herz vollkommen befriedigen; es würde Dein Herz auch befriedigen, selbst wenn es Sein Wille sein sollte, daß Du den Rest Deines Lebens einsam in einem Kerker zubrächtest."

Dies, nichts andres und nichts Geringeres, hielt Carlos aufrecht durch die langen, schleichenden Leidensmonate, welche jetzt anfingen, sich zu häufen und zu Jahren zu werden. Es erwies sich als ausreichend für ihn; es hat sich als ausreichend erwiesen für Tausende — Gottes ungekannte Heilige und Märtyrer, deren Namen wir erst im Himmel wissen werden.

Die, welche noch zuweilen in der Hoffnung, den hartnäckigen Ketzer in einen Büßer zu verwandeln, Einlaß bei ihm suchten, wunderten sich sehr über die heitere Ruhe, mit welcher er sie empfing und ihre Argumente beantwortete.

Manchmal trotzte er sogar dem Zorn Benevidios und, seine Stimme so laut er konnte erhebend, ließ er die düsteren Gewölbe widerhallen von Worten wie diese: „Der Herr ist mein Licht und mein Heil; vor wem sollte ich mich fürchten? Der Herr ist

meines Lebens Kraft; vor wem sollte mir grauen?" oder: „Wenn ich nur Dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde. Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist Du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Teil."

Aber es steht nicht in Christi Verheißungen, war auch nicht zu erwarten, daß der Gefangene niemals Stunden der Traurigkeit, der Abspannung und des Herzwehs kennen sollte. Solche Stunden kamen öfters, und gerade an dem Morgen, wo Don Juan und Donna Beatrice zusammen durch das Schloßthor von Nuera in den Frühlingssonnenschein hinausgingen, durchlebte Carlos in seinem Kerker eine der dunkelsten derselben. Er lag auf seiner Matte, das Gesicht mit seinen abgezehrten Händen bedeckend, durch welche langsame Thränen quollen. Es war jetzt sehr selten, daß er weinte. Thränen waren ihm knapp geworden.

Den Abend zuvor hatte er den Besuch von zwei Jesuiten gehabt, mit dem Vorhaben, welches ihnen allein bei ihm Eingang verschaffen konnte. Durch seine kühnen und schlagfertigen Erwiderungen auf ihre üblichen Beweisgründe gereizt, nahmen sie ihre Zuflucht zu feierlichen Vorhaltungen. Einer von ihnen verfiel darauf, das Schicksal der Lutheraner bei den beiden großen Autos in Valladolid zu erwähnen. „Viele von den Ketzern", sagte der Jesuit, „blieben, so lange sie im Kerker waren, ebenso verstockt wie Du, und doch wurden ihnen schließlich noch die Augen über den Irrtum ihrer Wege aufgethan, und am Brandpfahle nahmen sie die Versöhnung an. Bei dem letzten großen Glaubensakt in Gegenwart des Königs Philipp hatte nur Don Carlos de Seso —" Hier hielt er inne, überrascht durch die Erregung des Gefangenen, der bei ihren Drohungen gegen ihn selbst so ruhig geblieben war.

„de Seso, de Seso? Haben sie ihn auch gemordet?" stöhnte Carlos und gab auf einige kurze Augenblicke der natürlichen Rührung Raum. Aber sich schnell ermannend, sagte er: „Ich werde ihn nur um so schneller wiedersehen."

„Wart Ihr mit ihm bekannt?" fragte der Jesuit.

„Ich liebte und ehrte ihn. Daß ich das eingestehe, kann ihm jetzt nicht mehr schaden," antwortete Carlos, der sich an den

bitteren Gedanken gewöhnt hatte, daß jeder Name entehrt und sein Träger in Gefahr gebracht werde, den er mit Liebe ausspräche.

„Aber wenn Ihr mir so viel Freundlichkeit erweisen könnt oder wollt," fügte er hinzu, „so sagt mir alles, was Ihr über seine letzten Stunden wißt, irgend ein Wort, das er gesprochen!"

„Er konnte nichts reden," sagte der jüngere seiner Besucher. „Bevor er das Gefängnis verließ, hatte er so viele abscheuliche Blasphemien gegen die heilige Kirche und Unsre Frau ausgestoßen, daß er während der ganzen Zeremonie den Knebel tragen mußte, damit er „keinen der Kleinen ärgere"."*)

Dies letzte grausame Unrecht, dem Sterbenden zu verweigern, ein Wort zur Verteidigung der Wahrheiten zu sagen, für die er starb, reizte Carlos auf das äußerste. Es entrang den bisher so geduldigen Lippen entrüstete Drohungen. „Gott wird Eure Grausamkeit richten," sagte er. „Fahret fort! Füllt das Maß Eurer Schuld, denn Eure Zeit ist kurz! Eines Tages, und das bald, wird es ein großes Schauspiel geben, größer als Eure Autos; dann werdet Ihr, die Peiniger der Heiligen Gottes, zu den Bergen und Felsen rufen, daß sie über Euch fallen und Euch vor dem Zorn des Lammes decken."

Als er wieder allein war, starb sein leidenschaftlicher Zorn dahin, und das war gut. Umgeben, wie er von allen Seiten war, von starrer, kalter, erbarmungsloser Grausamkeit, wäre sein Geist, wenn er mit seinen Flügeln gegen diese ehernen Riegel geschlagen hätte, bald ohnmächtig und hilflos mit gebrochenen Fittichen zu Boden gefallen. Nicht in solch vergeblichem Bestreben konnte er den tiefen, ruhigen Frieden, der sein Herz erfüllte, finden oder bewahren, sondern an dem stillen Platz zu seines Heilands Füßen, von wo aus, wenn er überhaupt auf seine Feinde blickte, es nur geschah, um sie zu bemitleiden und ihnen zu vergeben.

Aber obwohl der Zorn vorüber war, so blieb doch eine schwere Last des Kummers zurück. de Sesos edle Gestalt in die scheußliche Zamarra gekleidet, sein Haupt mit der Carroza gekrönt, sein

*) Ein echter Ausdruck der Inquisition.

Antlitz durch den Knebel entstellt — das stand ihm beständig vor Augen. Er hatte fast vergessen, daß dies alles jetzt vorbei war, daß für ihn der Kampf zu Ende war und der Sieg begonnen hatte.

Hätte er nur so viel von dem Ende dieses Heldenlebens gewußt, als wir jetzt wissen, so hätte ihn dies trösten können. Don Carlos de Seso erfüllte sein Geschick bei dem zweiten der beiden großen Autos, die im Jahre 1559 zu Valladolid gefeiert wurden. Bei dem ersten waren die standhaftesten Dulder Franzisko de Vibero Cazalla, aus einer Familie von Bekennern stammend, und Antonio Herezuelo, dessen herrliche Geschichte, die ergreifendste Episode aus der spanischen Märtyrerzeit, einer geschickteren Feder als der unsern bedürfte.

de Seso hatte während seiner anderthalb Jahre langen Einkerkerung niemals in seinem klaren Zeugnis für die Wahrheit gewankt, niemals einen seiner Brüder kompromittiert. Als ihm endlich angekündigt wurde, daß er am andern Tage sterben müsse, verlangte er Schreibmaterialien und setzte ein Bekenntnis seines Glaubens auf, welches Llorente, der Geschichtsschreiber der Inquisition, so schildert: „Es würde schwer sein, einen Begriff von der ungewöhnlichen Kraft der Empfindung zu geben, mit der er zwei Bogen ausfüllte, obgleich er damals im Angesicht des Todes stand. Er reichte, was er geschrieben, dem Alguazil mit den Worten: „Dies ist der wahre Glaube des Evangeliums im Gegensatz zu dem der römischen Kirche, welcher durch Jahrhunderte verderbt worden ist. In diesem Glauben will ich sterben und im Gedächtnis und lebendigem Ergreifen der Passion Jesu Christi Gott meinen jetzt so tief erniedrigten Leib opfern.“"

Die ganze Nacht und der andre Morgen wurde von den Mönchen in vergeblichen Versuchen zugebracht, ihn zum Widerruf zu bewegen. Während des Auto zeigte sein Antlitz, obgleich er nicht sprechen konnte, die Festigkeit seiner Seele, eine Festigkeit, welche nicht einmal durch den Anblick seines geliebten Weibes unter denen, die zu ewiger Gefangenschaft verdammt waren, erschüttert wurde. Als er endlich an den Pfahl gebunden und der

Knebel ihm abgenommen war, sagte er zu denen, die um ihn standen, ihn immer noch zum Nachgeben drängend: „Ich könnte Euch beweisen, daß Ihr Euch ins Verderben stürzt, weil Ihr meinem Beispiel nicht folgt, aber es ist keine Zeit mehr dazu. Zündet das Feuer an, das mich verzehren soll!"

Selbst im Augenblick des Todes wurde es ihm, obwohl unbewußt, geschenkt, den Glauben eines andern zu stärken. In der Schar der Märtyrer befand sich ein armer Mann, Juan Sanchez, der ein Diener der Cazallas gewesen war und mit Juan de Leon verhaftet wurde. Er hatte sich die ganze Zeit über tapfer gehalten, aber als das Feuer angezündet und die Stricke, die ihn an den Pfahl banden, gerissen waren, trieb ihn der Instinkt der Selbsterhaltung, aus den Flammen fortzustürzen und, nicht wissend, was er that, auf das Schafott zu springen, wo die, welche im letzten Augenblick widerrufen hatten, die Absolution zu empfangen pflegten. Die begleitenden Mönche umringten ihn sofort und stellten ihm die Alternative des milderen Todes. Seine Selbstbeherrschung wieder gewinnend, blickte er sich um. Auf der einen Seite knieten die „Reuigen", auf der andern stand regungslos mitten in den Flammen de Seso.

Seine Wahl war getroffen. „Ich will sterben wie de Seso," sagte er ruhig und schritt dann entschlossen zurück an den Pfahl, wo er sich seinem Geschick mit Freudigkeit unterwarf.

Ein andrer mutiger Dulder bei diesem Auto, Don Domingo de Roxas, wagte es, an die Gerechtigkeit des Königs zu appellieren, doch nur, um die denkwürdige Antwort zu erhalten: „Ich würde selbst Holz hinzutragen, um meinen eignen Sohn zu verbrennen, wenn er solch ein Bösewicht wäre wie Du."

Alle diese Umstände hat Carlos diesseit des Grabes nie erfahren; aber an dem stillen Sabbat, der dem Volke Gottes vorbehalten ist, wird sicher Muße genug sein, um über vergangene Prüfungen und Siege zu reden. In diesem Augenblick sah er nur die dunkle Seite, wußte nur die nackten, bitteren Thatsachen des Leidens und des Todes. Er hatte de Seso nicht nur als seinen Lehrer geliebt; er hatte ihn bewundert mit der edlen

Begeisterung eines jungen Mannes für einen älteren, in dem er sein Ideal sieht und alles das, was er selbst gern werden möchte. Wenn die Spanier nur den Tag ihrer Heimsuchung verstanden hätten, so wäre er ohne Zweifel der Führer auf dem Wege der Reform gewesen. Aber sie verstanden ihn nicht, und so war statt dessen für ihn der feurige Wagen gekommen, für ihn und fast für alle die Männer und Frauen, deren Hand Carlos einst in liebender Gemeinschaft gedrückt hatte. Losada, d'Arellano, Ponte de Leon, Donna Isabella de Baëna, Donna Maria de Boharquez, alle diese verehrten Namen und viele andere wiederholte er sich und nach jedem setzte er hinzu: „ruhend in Christo". Sein Vater im Glauben, der heldenhafte Juliano, harrte vielleicht noch irgendwo in den Tiefen dieser düstern Kerker, ebenso wie Fray Constantino und der junge Mönch von San Isodro, Fray Fernando. Aber die Gefängnismauern trennten ihn ebenso hoffnungslos von ihnen wie der Strom des Todes.

Frühere Bande erschienen ihm oft nur, als hätte er von ihnen gelesen oder geträumt; während seines Fiebers hatten ihn alte, vertraute Gesichter öfters umschwebt. Dolores saß neben ihm und legte ihre Hand auf seine brennende Stirn. Fray Sebastian lehrte ihn unzusammenhängende, sinnlose Bruchstücke aus gelehrten Schriften; Juan selbst sprach heitere Worte voll Hoffnung und Zuversicht oder plauderte von längst vergessenen Kleinigkeiten.

Aber alles dies war jetzt vorüber. Jetzt kam kein Traum und keine Vorstellung, um seine völlige schreckliche Einsamkeit zu unterbrechen. Er wußte, daß er weder Juan noch Dolores noch Fray Sebastian je wiedersehen werde. Die Welt war ihm gestorben und er der Welt, und seine Brüder im Glauben waren durch die Nebel zum Licht und durch die Stürme zur Ruhe gegangen, wonach er selbst auch so sehr sich sehnte. Warum wurde er so lange zurückgelassen, wie jemand, der in der Kälte draußen stehen muß? Warum öffneten sie ihm die goldenen Thore nicht so wie jenen? Was that er noch an diesem Ort? Was konnte er noch thun für seines Meisters Sache oder zu seines Meisters Ehre? Er murrte nicht; mit der Zeit war das Gebet seines Heilandes: „Nicht mein, sondern Dein Wille geschehe!" mit seinem

innersten Wesen verwebt, mit den scharlachroten, purpurnen und goldenen Fäden des Schmerzes, der Geduld und des Glaubens. Aber es ist gut für Seine Kinder, die in der Prüfung stehen, daß Er weiß, daß Sehnsucht nicht Murren ist. Die Worte, welche fortwährend an diesem Tage auf Carlos' Lippen schwebten, waren Worte voll Sehnsucht, Worte des Flehens mehr als des Gebets: „Herr, worauf warte ich noch?"

Vierzigstes Kapitel.

Ein „zufriedenstellender“ Büßer.

Am folgenden Abend lag Carlos ruhig schlummernd in seiner Zelle, als das Öffnen der Thür ihn weckte. Er schreckte auf mit angstvollem Beben, da das Grauen der Folterkammer ihm augenblicklich wieder vor der Seele stand. Benevidio trat ein, von Herera gefolgt, und befahl ihm, sofort aufzustehen und sich anzukleiden. Lange Bekanntschaft mit der Santa casa hatte ihn gelehrt, daß man ebenso gut die Thüren und Wände befragen könne als einen ihrer Beamten. So gehorchte er schweigend und langsam und mühselig genug. Aber er wurde bald von seiner peinlichsten Furcht erlöst, als er sah, wie Herera die wenigen Kleidungsstücke, die er hatte mitbringen dürfen, zusammenlegte, um sie mitzunehmen. „Ich soll also nur das Gefängnis wechseln; und wohin sie mich auch bringen mögen, wird der Himmel mir gleich nahe sein.“

Seine Glieder, die durch zwei Jahre engster Gefangenschaft geschwächt und durch eine entsetzliche Nacht lahm geworden waren, litten schwer unter dem, was ihm als ein endloser Weg durch Gänge und schmale Wendeltreppen erschien. Endlich aber wurde er an ein kleines Pförtchen geführt, das zu seinem größten Erstaunen Benevidio aufzuschließen sich anschickte. Der freundlich gesinnte Herera benutzte den Augenblick, wo Benevidio beschäftigt war, um ihm zuzuflüstern:

„Wir bringen Euch nach dem Dominikaner-Gefängnis, Sennor! Ihr werdet da besser behandelt werden.“

Carlos dankte ihm durch erkenntlichen Blick und Händedruck. Aber schon im nächsten Augenblick hatte er seine Worte vergessen. Er hatte alles vergessen über dem Entzücken, einmal wieder in Gottes freier Luft zu stehen, und daß Gottes unendlicher Himmel mit Tausenden von Sternen besäet über ihm und kein Kerkerdach dazwischen war. Einen kurzen, beseligenden Augenblick schaute er aufwärts und dankte Gott in seinem Herzen; aber die frische Luft, die er atmete, schien ihn zu berauschen wie starker Wein; er schwankte und mußte sich auf Herera stützen.

„Mut, Sennor! Es ist nicht mehr weit, nur noch ein paar Schritte," sagte der Schließer freundlich.

Carlos wünschte, so schwach er war, die Entfernung möchte hundertmal so weit sein. Aber sie erwies sich vollkommen weit genug für seine Kraft. Als er der Obhut einiger Laienbrüder übergeben und von ihnen in einer Zelle des Dominikanerklosters eingeschlossen war, fühlte er kaum mehr etwas andres als äußerste Erschöpfung.

Der nächste Morgen war schon ziemlich vorgeschritten, ehe irgend jemand zu ihm kam; aber endlich beehrte ihn der Prior selbst mit einem Besuch.

Freimütig und vollkommen ehrlich sagte ihm Carlos: „Ich freue mich, Herr, mich in Euern Händen zu befinden."

Es ist für jemand, der sich gewöhnt hat, sich immer als ein Gegenstand des Schreckens zu fühlen, eine neue und wohlthuende Empfindung, Zutrauen zu finden. Selbst das wilde Tier schont zuweilen das schwache, aber furchtlose Geschöpf, das sich erkühnt, mit ihm zu spielen. Und Don Fray Ricardo war kein wildes Tier. Er war nur ein starrer, enger, gewissenhafter Mann, das willige und thätige Werkzeug eines fürchterlichen Systems. Die Spannung in seinen Zügen ließ sichtlich nach, als er sagte: „Ich habe immer Euer wahres Bestes gesucht, mein Sohn!"

„Ich bin davon überzeugt, mein Vater!"

„Und Ihr müßt zugeben," fuhr der Prior fort, „daß Euch viel Nachsicht und Milde erwiesen worden ist. Aber Ihr wart derartig bethört, daß Ihr hartnäckig und mit Vorbedacht Euer eignes Verderben suchtet. Ihr habt der schärfsten Beweisführung und der

sanftesten Überredung widerstanden und zwar mit einem Eigensinn, den Zeit und Zucht nur zu steigern schien. Und jetzt endlich würde Euch, da in nächster Zeit kein Autodafé wieder gefeiert werden wird, der Vize-Inquisitor, der mit Recht über Eure Verstocktheit entrüstet ist, in eine der unterirdischen Verließe geworfen haben, wo Ihr, glaubt es mir, keinen Monat gelebt haben würdet. Aber ich bin für Euch eingetreten."

„Ich danke Euch, Herr, für Eure Freundlichkeit. Aber es scheint mir nicht mehr viel darauf anzukommen, wie Ihr jetzt mit mir verfahrt. Früher oder später, in einer oder der andern Gestalt muß der Tod doch kommen, und ich danke Gott, daß es nichts Schlimmeres sein kann."

Der Prior blickte einige Sekunden schweigend in das unerschütterliche, traurige, junge Antlitz. Dann sagte er: „Mein Sohn, überlasse Dich nicht der Verzweiflung, denn ich komme heut mit einer hoffnungsvollen Botschaft zu Dir. Ich habe auch bei dem obersten Gerichtshof des heiligen Offiziums Fürsprache für Dich eingelegt, und es ist mir gelungen, von diesem erhabenen Tribunal eine große und ungewöhnliche Vergünstigung zu erreichen."

Carlos blickte auf. Eine plötzliche Röte überflog sein Gesicht. Er hoffte, diese ungewöhnliche Vergünstigung möchte die Erlaubnis sein, ehe er stürbe, ein vertrautes Gesicht zu sehen. Aber die nächsten Worte des Priors enttäuschten ihn. Ach, es war nur das Anerbieten, dem Tode zu entrinnen unter Bedingungen, die er nicht annehmen konnte. Und doch verdiente dies Anerbieten wirklich den Namen, den der Prior ihm gab, den einer großen, ungewöhnlichen Vergünstigung. Denn wie schon früher erwähnt worden, war nach den Gesetzen der Inquisition, die damals in Kraft waren, jeder, der sich *einmal* zu ketzerischen Lehren bekannt hatte, wie aufrichtig er auch widerrufen haben mochte, zu sterben verdammt. Sein Widerruf oder seine Buße konnte ihm die Gunst der Absolution und „die Gnade der Erdrosselung an Stelle des Brandpfahls" verschaffen. Weiter nichts.

Der Prior fuhr fort, Carlos zu erklären, daß seine Richter in anbetracht seiner Jugend und unter der Voraussetzung, daß er durch andre zum Irrtum verleitet worden, eingewilligt hätten, ihm

besondre Gunst zu erweisen. „Überdies", fuhr er fort, „sind noch andre Gründe für dies Verfahren vorhanden, auf welche näher einzugehen für den Augenblick nutzlos und nicht ratsam wäre. Aber sie fallen ins Gewicht und ganz besonders für mich. Ich habe deshalb für die Bewahrung Deiner Seele und Deines Leibes — mit denen ich mehr Erbarmen habe als Du selbst — in erster Linie die Erlaubnis erlangt, Dich in eine leichtere und gesündere Haft zu bringen, wo Du außer andern Vergünstigungen den großen Vorzug genießen wirst, einen Gefährten zu haben, dessen beständige Gesellschaft nicht verfehlen kann, Dir segensreich zu sein."

Carlos erschien dies letztere als ein sehr zweifelhafter Vorzug. Aber es war freundlich gemeint, und das mußte er anerkennen. Er dankte dem Prior, indem er hinzufügte: „Ist es mir erlaubt, nach dem Namen dieses Gefährten zu fragen?"

„Ihr werdet ihn wahrscheinlich in kurzem selbst entdecken, wenn Ihr Euch so betragt, daß Ihr es verdient" — eine Antwort, die Carlos so rätselhaft fand, daß er nach einigen vergeblichen Versuchen, sie zu verstehen, daran verzweifelte, nicht ohne Sorge, daß die lange Gefangenschaft seine geistigen Fähigkeiten abgestumpft habe. „Unter uns wird er Don Juan genannt," fuhr der Prior fort, „so viel will ich Euch sagen. Er ist eine sehr ehrenwerte Persönlichkeit, die aber vor vielen Jahren das große Unglück hatte, den nämlichen Irrtümern zu verfallen, an denen Ihr so eigensinnig hängt. Es hat aber Gott gefallen, mich armseliges Werkzeug dazu zu brauchen, ihn in den Schoß der Kirche zurückzuführen. Er ist jetzt ein wahrer und aufrichtiger Reuiger, fleißig in Gebet und Bußübungen und verabscheut von Herzen seine früheren bösen Wege. Es ist meine letzte Hoffnung für Euch, daß seine weisen und treuen Ratschläge Euch zu der gleichen Gesinnung führen werden."

Carlos war nicht sehr erfreut über diese Aussicht. Er fürchtete, dieser gepriesene Büßer würde sich als ein prahlerischer Apostat erweisen, der die Gunst der Mönche zu gewinnen suchen würde, indem er seine früheren Genossen herabsetzte. Auch hielt er es anderseits nicht für ehrlich, ohne Widerspruch die Freundlichkeit anzunehmen, die ihm unter der Voraussetzung angeboten wurde,

daß er noch jetzt zum Widerruf bewogen werden könne. Er sagte: „Ich muß es aussprechen, Sennor, daß ich, so wahr mir Gott helfe, meinen Sinn nie ändern werde. Ich würde lieber gleich in das dunkelste Verließ der Triana gehen als Euch verleiten, Euch das einzubilden. Mein Glaube ist auf das Wort Gottes gegründet, welches nie überwältigt werden kann."

„Der Büßer, von dem ich spreche, bediente sich auch solcher Worte, bis Gott und Unsre Frau ihm die Augen öffneten. Jetzt sieht er alles ganz anders an, und ebenso werdet Ihr es thun, wenn es Gott gefällt, Euch das unschätzbare Gut Seiner himmlischen Gnade zu schenken. „Denn es liegt nicht an jemandes Wollen oder Laufen, sondern an Gottes Erbarmen,"" sagte der Dominikaner, der es, wie viele seines Ordens, verstand, auf geschickte Weise Lehren der Prädestination mit dem Glauben Roms zu verbinden.

„Das ist sehr wahr, Sennor!" antwortete Carlos.

„Aber um es kurz zusammenzufassen," fuhr der Prior fort, — „denn ich habe noch mehr zu sagen — wenn Euch die Gnade der Reue geschenkt wird, bin ich ermächtigt, Euch als wohl begründete Hoffnung hinzustellen, daß in anbetracht Eurer Jugend Euer Leben auch jetzt noch geschont werden kann."

„Und dann könnte ich, wenn ich stark genug wäre, noch zehn oder zwanzig Jahre durchleben wie die beiden letzten!" antwortete Carlos nicht ohne einen Anflug von Bitterkeit.

„Dem ist nicht so, mein Sohn!" erwiderte der Prior milde. „Ich kann allerdings unter keinen Umständen versprechen, Euch der Welt zurückzugeben, denn das hieße versprechen, was nicht ausführbar ist, und die Gesetze des heiligen Offiziums verbieten uns ausdrücklich, Gefangene mit falschen Hoffnungen zu täuschen.*) So viel aber kann ich sagen: Eure Haft wird so leicht und erträglich gemacht werden, daß Eure Lage der so manchen Mönches, der aus eignem freien Willen sein Gelübde abgelegt hat, vorzuziehen sein wird. Und wenn Euch die Gesellschaft des Büßers, von dem ich sprach, lieb ist, so sollt Ihr Euch fortdauernd derselben erfreuen."

---

*) Aber diese Gesetze wurden oft verletzt oder umgangen.

Carlos fing an, eine unbegründete Antipathie gegen diesen Büßer zu empfinden, dessen Angesicht er nie gesehen hatte. Aber was hatten die Antipathien eines Gefangenen des heiligen Offiziums zu bedeuten? Er sagte nur: „Erlaubt mir, Herr, noch einmal Euch für die mir erwiesene Güte zu danken! Obgleich meine Mitmenschen meinen Namen als unwert verworfen haben und mir meinen Anteil an Gottes freier Luft und an Seinem Himmel und das Recht, in Seiner Welt zu leben, verweigern, nehme ich doch jedes Wort oder jede That des Mitleids und der Freundlichkeit, die sie mir gelegentlich zufallen lassen, dankbar an, denn sie wissen nicht, was sie thun."

Der Prior wandte sich ab, aber einen Augenblick später ihm wieder zu und fragte — was er zur Ehre seiner Menschlichkeit ein Jahr früher hätte fragen sollen:

„Bedürft Ihr irgend etwas, oder habt Ihr irgend einen Wunsch auszusprechen?"

Carlos zögerte einen Augenblick. Dann sagte er: „Von den Dingen, Herr, die zu gewähren in Eurer Macht stehen, giebt es nur eins, um das ich bitten möchte. Zwei Brüder der Gesellschaft Jesu haben mich vorgestern besucht. Ich sprach erregt und ungeduldig mit einem derselben, der, glaube ich, Fray Isidor hieß. Wenn mir dazu Gelegenheit würde, sollte es mich freuen, ihm die Hand reichen zu dürfen."

„Nun, von allen geheimnisvollen Dingen im Himmel und auf Erden ist das Gewissen eines Ketzers am schwersten zu verstehen. Ihr seiht wahrlich Mücken und verschluckt Kamele. Aber über Fray Isidor könnt Ihr Euch beruhigen. Aus guten und triftigen Gründen kann er Euch hier nicht besuchen. Doch will ich ihm wiederholen, was Ihr gesagt habt, und ich weiß wohl, daß auch seine Zunge eine scharfe Waffe ist, wenn sie zur Verteidigung des Glaubens gebraucht wird."

Der Prior zog sich zurück, und kurz darauf erschien ein Mönch und führte Carlos schweigend nach einer Zelle oder einem Zimmer in dem obersten Stockwerk des Gebäudes. Wie die Zellen der Triana hatte es zwei Thüren, die äußere durch starke Riegel und

Schlösser versichert, die innere mit einer Öffnung, durch welche Nahrungsmittel und andre Dinge hineingeschoben werden konnten.

Hier aber hörte die Ähnlichkeit auf. Carlos befand sich, als er eintrat, wie es ihm schien, mehr in einer Halle als in einer Zelle, obgleich man allerdings nicht vergessen darf, daß sein Auge an zehn Quadratfuß gewöhnt war. Sie war so behaglich möbliert, wie es für ein Zimmer in diesem warmen Klima irgend erforderlich war, und ziemlich reinlich, an sich ein geringer Vorzug, den er aber mit nicht geringer Dankbarkeit bemerkte. Aber, was wohl das beste von allem war, sie hatte ein gutes Fenster, das auf den Hof hinuntersah, jedoch natürlich stark vergittert war. In der Nähe des Fensters war ein Tisch, auf welchem ein Kruzifix von Elfenbein stand und ein Bild der Madonna mit dem Kinde.

Aber noch ehe sein Auge alle diese Gegenstände in sich aufnahm, wandte es sich nach dem Büßer, dessen Gesellschaft ihm als eine so große Vergünstigung gewährt worden war. Er war völlig anders, als er erwartet hatte. Statt eines wichtigthuenden, lauten Störenfrieds sah er einen ruhigen, stattlichen Greis mit langem weißem Haar und Bart und noch scharf gemeißelten schönen Zügen. Er war in eine Art Mantel von unbestimmter Farbe gekleidet, der wie eine Mönchskutte ohne Kapuze geschnitten war und zwei große Andreaskreuze trug, eins auf der Brust, das andre auf dem Rücken. In der That ein vollständiger Sanbenito.

Als Carlos eintrat, erhob er sich — wobei er eine hohe, schmale, leicht vorgebeugte Gestalt zeigte — und begrüßte seinen neuen Gefährten mit einer höflichen Verbeugung, doch ohne zu sprechen.

Kurz darauf wurden durch die Thüröffnung Nahrungsmittel gereicht, und der halb verhungerte Gefangene aus der Triana setzte sich mit seinem Mitgefangenen zu einem nach seiner Meinung wirklich luxuriösen Mahl. Er hatte sich vorgenommen zu schweigen, bis er zu sprechen genötigt würde. Aber der Anblick und die Haltung des Büßers warfen alle seine Vorsätze über den Haufen. Während des Mahles versuchte er mehrmals durch einige leichte, höfliche Bemerkungen ein Gespräch zu eröffnen.

Aber alles vergebens. Der Büßer machte die Honneurs der Tafel wie ein verkleideter Prinz und verfehlte nie, sich zu verbeugen und auf alles, was Carlos sagte, zu antworten: „Ja, Sennor!" oder „Nein, Sennor!" Aber er schien entweder nicht fähig oder nicht willig mehr zu thun.

Mit der Zeit wurde dieses Schweigen Carlos bedrückend, und er wunderte sich außerordentlich über den Mangel an dem allergewöhnlichsten Interesse oder an irgend welcher Neugierde, die sein Gefährte zeigte, bis endlich die wahrscheinliche Lösung des Geheimnisses in seiner Seele aufdämmerte. Ebenso wie er den Büßer für einen Agenten der Mönche hielt, abgesandt, um ihn zu bekehren, betrachtete derselbe wahrscheinlich ihn als einen Spion, der beauftragt war, sein Verhalten zu beobachten.

Aber dies war jedenfalls nur ein kleiner Teil der Wahrheit. Carlos versäumte, die fürchterliche Wirkung langer Jahre der Einsamkeit, die alle Fähigkeit der Seele und des Gemüts lähmt, in Rechnung zu ziehen. Man erzählt von einem Kloster, wo die Regel so streng ist, daß die Brüder nur eine Stunde in der Woche miteinander sprechen dürfen, und daß sie dann gewöhnlich diese Stunde in völligem Schweigen verbringen; sie haben sich nichts zu sagen. So war es mit dem Büßer des Dominikanerklosters. Er hatte nichts zu sagen, nichts zu fragen. Neugier und Interesse waren in ihm erstorben — längst erstorben aus vollkommenem Mangel an Nahrung.

Carlos jedoch konnte nicht umhin, ihn wie unter einem wunderbaren Zauber zu beobachten. Sein Gesicht war zu leblos, zu ruhig, kalt, wie das einer weißen Marmorstatue — und doch war es ein edles Gesicht. Es war, obwohl kein denkendes Antlitz, doch das Antlitz eines denkenden Mannes, der eingeschlafen ist. Es fehlte ihm nicht an Ausdrucksfähigkeit, ob es ihm gleich an Ausdruck fehlte. Überdies lag etwas darin, was dunkle, unbestimmte Erinnerungen wachrief, schattenhafte Bilder, die wie Geister entflohen, wenn er sie zu fassen versuchte, und doch hartnäckig wieder aufstiegen und sich in alle seine Gedanken mischten.

Er sagte sich oft, er habe den Mann noch nie gesehen. War es denn eine zufällige Ähnlichkeit mit einem vertrauten Gesicht, die

ihn so verfolgte? Sicherlich war hier etwas, was zu seiner Vergangenheit gehörte und was, während es ihn befremdete und in Verlegenheit setzte, ihn doch zugleich wunderbar beruhigte und erfreute.

Zu keiner der vorgeschriebenen Stunden — die durch das Schlagen der Klosteruhr angekündigt wurden — versäumte der Büßer, vor dem Kruzifix niederzuknieen und mit Hilfe eines Buches und eines Rosenkranzes mit halblauter Stimme lange lateinische Gebete zu lesen oder herzusagen. Er legte sich früh zur Ruhe und ließ seinen Mitgefangenen überglücklich im Genuß seiner Lampe und seiner Stundenbücher. Denn zwei Jahre lang hatten die Augen des einst so begeisterten jungen Schülers nicht auf einem gedruckten Blatte geruht noch hatte der freundliche Strahl einer Lampe oder eines Feuers seine Einsamkeit erheitert. Der Vorzug, sein Gedächtnis mit den Schriftstellen, die das römische Andachtsbuch enthielt, aufzufrischen, erschien ihm wie ein unaussprechlicher Segen. Und obgleich nach der Gewohnheit der ununterbrochenen Eintönigkeit seines Lebens die verschiedenen Eindrücke des Tages ihm äußerste Ermüdung an Leib und Seele zugezogen hatten, war es fast Mitternacht, ehe er es über sich gewinnen konnte, das Buch zu schließen und sich niederzulegen, um auf dem behaglichen Lager auszuruhen, das für ihn bereitet war.

Er war im Begriff einzuschlafen, als der schwere Schlag der Uhr Mitternacht ankündigte. Er sah seinen Gefährten aufstehen, seinen Mantel über die Schulter werfen und sich an seine Andachtsübungen begeben. Wie lange diese währten, konnte er nicht sagen, denn die stattliche, knieende Gestalt mischte sich bald in seine Träume — wunderliche Träume von Juan als Büßer, mit einem Sanbenito bekleidet und mit weißem Haar und dem Gesicht eines Greises, andächtig knieend vor dem Altar in der Kirche von Nuera, aber statt des de profundis einen Gesang aus dem Cid aufsagend.

Einundvierzigstes Kapitel.

Noch mehr von dem Büßer.

Ein unbedeutendes Ereignis, das am folgenden Tage eintrat, riß zum Teil die Schranke der Zurückhaltung zwischen den beiden Gefangenen nieder. Nach seiner Morgenandacht legte der Büßer seinen Mantel ab, nahm einen Besen, aus langen Rohrbündeln gemacht, und fing an, mit Ernst und Überlegung das Zimmer auszufegen.

Der Kontrast seiner stattlichen Gestalt, seiner edlen Haltung und der Würde in allen seinen Bewegungen mit der untergeordneten Beschäftigung war viel zu ergreifend, um erheiternd zu sein. Carlos konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß er dies niedere Gerät so handhabe, als sei es der Stock eines Kammerherrn oder der Stab eines Obermarschalls.

Er selbst war mit solcher Arbeit wohl vertraut, denn jeder Gefangene der Santa casa, welchen Ranges er auch sei, war sein eigner Diener, und es war ein beredtes Zeugnis für die mit seinen Gedanken und Gefühlen vorgegangene Umwälzung, daß er, obwohl er gelehrt worden war, alle dienenden Beschäftigungen als unaussprechlich erniedrigend anzusehen, niemals den Gedanken einer Erniedrigung mit irgend etwas in Verbindung gebracht hatte, was ihm als um Christi willen Gefangenen zu thun und zu leiden auferlegt wurde.

Und doch konnte er es nicht ertragen, seinen bejahrten, würdigen Mitgefangenen so beschäftigt zu sehen. Er stand augenblicklich auf und bat dringend, ihm zu erlauben, ihm seine Aufgabe abzunehmen, da ihm als dem Jüngeren alle solche Pflichten zufallen

müßten. Anfangs lehnte es jener ab, indem er sagte, es sei ein Teil seiner Buße. Aber als Carlos fortfuhr, darauf zu dringen, gab er nach, vielleicht um so eher, als sein Wille wie seine sonstigen Fähigkeiten aus Mangel an Übung geschwächt waren. Dann beobachtete er scheinbar mit mehr Interesse, als er bisher gezeigt hatte, die etwas langsamen und gehemmten Bewegungen seines jungen Gefährten.

„Ihr seid lahm, Sennor!“ sagte er plötzlich, als Carlos, da er seine Arbeit vollendet hatte, sich niedersetzte, um auszuruhen.

„Von der Folter,“ antwortete Carlos ruhig, und dann überflog sein Gesicht ein strahlendes Lächeln, denn das Geheimnis des Herrn war über ihm, und er kostete die süße, wunderbare Freude, die aus für Ihn erduldetem Leide entspringt.

Dieser Blick war der elektrische Draht, der den Wolken, die des alten Mannes Seele verschleierten, den Funken der Erinnerung entlockte. In dem Lichte dieses plötzlichen Funkens enthüllte sich ihm das Thor eines Schlosses, an welchem eine stattliche, aber zarte, in Seide gekleidete Gestalt stand. In dem schönen, jungen Antlitz stritten Thränen mit Lächeln, aber das Lächeln gewann den Sieg, als ein kleines Kind emporgehoben wurde und ein Kinderhändchen dem Vater Abschiedsküsse zuwarf.

Im nächsten Augenblick war alles fort, und nur eine unbestimmte Unruhe blieb zurück, von der eigentümlichen Empfindung, die wir alle kennen, begleitet, ganz dasselbe schon früher gesehen oder gefühlt zu haben. An Einsamkeit gewöhnt, sprach der Büßer, vielleicht unbewußt, laut.

„Warum haben Sie Euch hergebracht?“ fragte er in halb klagendem Ton. „Es thut mir weh! Ich bin alle die Jahre sehr gut allein fertig geworden.“

„Es thut mir leid, Euch zu stören,“ erwiderte Carlos. „Aber ich bin nicht aus eignem Willen hergekommen und kann auch unglücklicherweise nicht fort. Ich bin ein Gefangener wie Ihr. Aber anders als Ihr bin ich ein zum Tode verurteilter Gefangener.“

Einige Minuten lang gab der Büßer keine Antwort. Dann stand er auf und einige Schritte auf den Platz zuschreitend, wo

Carlos saß, streckte er ihm ernst die Hand entgegen. „Ich fürchte, ich bin unhöflich gewesen," sagte er. „Es sind so viele Jahre vergangen, seit ich nicht mit einem Mitmenschen gesprochen habe, daß ich wohl vergessen haben mag, wie ich mit ihm reden sollte. Ich bitte Euch, Sennor, mein Bruder, mir Eure Verzeihung zu gewähren."

Carlos versicherte ihm mit Wärme, daß er ihn nicht beleidigt habe, und die dargebotene Hand ergreifend, drückte er sie ehrfurchtsvoll an seine Lippen. Von diesem Augenblick an liebte er seinen Mitgefangenen in seinem Herzen.

Es trat eine Pause des Schweigens ein. Dann nahm der Büßer aus eignem Antrieb das Gespräch wieder auf. „Sagtet Ihr, Ihr wäret zum Tode verurteilt?" fragte er.

„Ich bin es thatsächlich, obwohl nicht förmlich," erwiderte Carlos. „In der Sprache des heiligen Offiziums bin ich ein anerkannt unbußfertiger Ketzer."

„Und Ihr, so jung?"

„Um ein Ketzer zu sein?"

„Nein, ich meinte, so jung, um zu sterben."

„Sehe ich so jung aus? Jetzt noch? Ich hätte es nicht gedacht. Mir erscheinen die beiden letzten Jahre wie eine lange Lebenszeit."

„Seid Ihr denn zwei Jahre im Gefängnis gewesen? Armer Knabe! Doch ich bin zehn, fünfzehn, zwanzig Jahre hier — ich kann nicht sagen, wie viele. Ich habe die Zeitrechnung verlernt."

Carlos seufzte. Und solch ein Leben lag vor ihm, wenn er schwach genug wäre, seine Hoffnung aufzugeben. Er sagte: „Glaubt Ihr wirklich, Sennor, daß diese langen Jahre einsamen Leidens weniger schwer zu tragen sind als ein rascher, wenn auch gewaltsamer Tod?"

„Ich glaube, das ist gleichgültig," war des Büßers nicht sehr zutreffende Antwort. Sein Geist war in der That zur Zeit nicht im stande, solche Frage zu lösen, und so wandte er sich instinktmäßig davon ab. Zugleich aber erinnerte er sich jeden Augenblick deutlicher, daß ihm von der Autorität, der seine Seele sich voll-

ständig unterworfen fühlte, eine Pflicht auferlegt war, und diese Pflicht bezog sich auf seinen Mitgefangenen.

„Mir ist befohlen," sagte er endlich, „Euch zu raten, Eurer Seelen Seligkeit zu suchen, indem Ihr in den Schoß der einen wahren katholischen und apostolischen Kirche, außerhalb welcher es keinen Frieden und keine Seligkeit giebt, zurückkehret."

Carlos sah, daß er auswendig Gelerntes sprach, daß seine Worte den Gedanken eines andern, nicht seinen eignen wiedergaben. Es schien unter diesen Umständen kaum großmütig, zu disputieren. Er stand davon ab, seine geistigen Kräfte gegen den bejahrten und gebrochenen Mann in das Feld zu führen, wie Juan es in ähnlichem Falle unterlassen haben würde, seine starke Rechte zu brauchen.

Nach kurzem Nachdenken erwiderte er: „Kann ich es von Eurer Ritterlichkeit erbitten, Sennor, mein Vater, eine kleine Weile mit mir Geduld zu haben, damit ich Euch freimütig meinen wahren Glauben offenbaren könne?"

Ein Appell an des Büßers Ritterlichkeit würde niemals vergebens gewesen sein. Keine ihm bewiesene Ketzerei hätte ihm halb so viel Anstoß geben können als die Voraussetzung, daß ein kastillanischer Edelmann einem andern gegenüber unritterlich sein könne. „Thut mir den Gefallen, Eure Ansichten vorzutragen, Sennor," antwortete er mit einer Verbeugung, „und ich werde mir die Ehre geben, Euch meine größte Aufmerksamkeit zu widmen."

Carlos war wenig an solche Sprache gewöhnt. Sie bewog ihn, seine Meinung offener auszusprechen, als er es seit zwei Jahren gekonnt hatte, aber seiner Erfahrung mit dem alten Vater Bernardo in San Isodro gedenkend, sprach er nicht über Glaubenssätze, sondern über die Person des Heilandes. In so einfachen Worten, daß ein Kind sie verstehen konnte, aber mit einem Herzen, das in Glaube und Liebe glühte, redete er von dem, was Er war, als Er auf Erden wandelte, was Er ist, zur rechten Hand des Vaters, was Er gethan hat und noch thut für jede Seele, die Ihm vertraut.

Zwar leuchtete das erloschene Auge auf, und ein Blick wie von Teilnahme fing an in dem traurig stillen, unbelebten Antlitz

aufzudämmern. Eine Zeitlang fühlte Carlos, daß sein Zuhörer jedem Worte folgte, und er sprach absichtlich langsam, um es ihm möglich zu machen; aber dann trat plötzlich ein Wechsel ein. Der lauschende Blick verschwand aus den Augen, und doch verließen sie keinen Augenblick das Angesicht des Sprechers. Der Ausdruck des ganzen Gesichts veränderte sich allmählich von dem etwas mühsamer Aufmerksamkeit zu dem träumerischen Aussehen eines Mannes, der süße Musik vernimmt und den Empfindungen, die sie erweckt, freien Lauf läßt. Carlos' Stimme war in der That süße Musik für das Ohr seines Mitgefangenen, und er würde gern für immer so dagesessen haben, ihn anschauend und sich daran erfreuend.

Carlos dachte, daß wenn dies Ihrer Herrlichkeiten Vorstellung von einem befriedigenden Büßer wäre, sie nicht schwer zu befriedigen seien, und er wunderte sich mehr und mehr, daß ein so kluger Mann wie der Dominikaner-Prior seine Bekehrung in solche Hände legen konnte; denn die so gerühmte Frömmigkeit des Büßers schien ihm reine Passivität zu sein, die Unterwerfung einer Seele, in der alle Widerstandskraft vernichtet war. „Nur das Leben leistet Widerstand," dachte er; „Erstorbene kann man bewegen, wohin man will."

Die Unduldsamkeit setzt immer eine Prämie auf geistige Erstarrung. Nein, sie bringt sie thatsächlich hervor. Sie schafft eine Wüste und nennt es Frieden, und was die Inquisition für den Büßer that, das hat sie auch für des Büßers schönes Vaterland gethan. War die Wiedererweckung erstorbener und begrabener Fähigkeiten für ihn möglich? Ist solche Auferstehung möglich für sein Vaterland?

Und doch, trotz des Erstorbenseins von Herz und Kopf, was, wie er nicht zweifelte, die Folge grausamer Leiden war, liebte Carlos seinen Gefährten jede Stunde mehr. Er konnte nicht sagen, warum; er wußte nur, daß seine Seele mit der seinigen verknüpft war.

Als Carlos, aus Furcht, ihn zu ermüden, seine Auseinandersetzung beendete, versanken beide in Schweigen, und der Rest des Tages verstrich ohne viel Unterhaltung, aber unter beständigem

Austausch kleiner Freundlichkeiten und Aufmerksamkeiten. Der erste Anblick für Carlos, als er am andern Morgen erwachte, war der des vor dem Bilde der Maria knieenden Büßers, die Lippen regungslos, die Hände über der Brust gefaltet, auf seinem Gesicht viel ernstere Empfindung, man könnte sagen Andacht, als er bisher darauf gesehen hatte.

Carlos war bewegt, aber traurig. Es betrübte ihn tief, daß sein bejahrter Genosse das letzte kostbare Opfer von Liebe und Glauben, das in seinem verödeten Herzen noch übrig war, dem darbringen sollte, was doch nicht göttlich war, und es erwachte in ihm ein großes Verlangen, diesen Mühseligen und Beladenen zurückzuführen zu dem einzigen Wesen, das ihm wahre Ruhe geben konnte.

„Wenn er wirklich einer von den Erwählten Gottes, einer von Seinen Geliebten und Erlöseten ist, wird er zurückgeführt werden," dachte Carlos, der die beiden letzten Jahre damit zugebracht hatte, vieles für sich zu durchdenken. Gewisse Anschauungen von der Wahrheit, welche entweder starke Heilkräfte oder gefährliche Gifte sein können, je nachdem sie angewandt werden, waren ihm allmählich klar geworden. So entgegengesetzter Meinung er über die meisten Gegenstände mit dem Dominikaner-Prior war, war er mit ihm einig über die Prädestination, denn er bedurfte der Gewißheit, daß, wenn die großen Wasserfluten kämen, die Kette, die ihn hielt, auf daß er nicht mit fortgeschwemmt werde, eine starke sei. Und deshalb hatte er sie aufwärts verfolgt, Glied für Glied, bis er zuletzt bei dem ewigen Ratschluß Gottes anlangte, in welchem sie fest verankert war. Seit dem Tage, wo er sie zuerst erfahren, hatte er in dem Lichte dieser großen Zentralwahrheit gelebt: „Ich habe dich geliebt — dich persönlich." Aber als er in dem düstern Kerker zum Tode verurteilt lag, da wurde ihm noch mehr geoffenbart: „Ich habe dich je und je geliebt, darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte." Der Wert dieser Wahrheit lag für ihn wie für andre in dem doppelten Sinne des Wortes „je und je", den Blick vorwärts in die unbegrenzte Zukunft sowohl als rückwärts in die geheimnisvolle Vergangenheit. Die eine war das Unterpfand und

die Bestätigung des andern, und jetzt nahm er den Trost, den sie gab, zu Herzen, sowohl für den Büßer als für sich selbst; aber es erweckte ihm nicht weniger, sondern mehr Sehnsucht, Gottes Werkzeug zu sein, um jenen zur Wahrheit zurückzuführen.

Er irrte sich jedoch völlig über die Gefühle, mit denen der alte Mann vor dem Bilde der Jungfrau mit dem Kinde kniete. Sein Herz war nicht von geheimnisvoller Anbetung vor der Königin des Himmels bewegt, sondern von sehr menschlichen Gefühlen, die lange geschlummert hatten, die aber nun allmählich erwachten. Er dachte nicht an den Himmel, sondern an „der Erde warme Freuden und Schmerzen", und was ihn an der Stelle anzog, war nur die Darstellung der Weiblichkeit und Kindheit, die ihm, obwohl fern und schwach, das schöne junge Weib und den Knaben zurückrief, von denen er vor vielen Jahren so grausam gerissen ward.

Etwas später, als die beiden Gefangenen bei dem Brot und den Früchten saßen, die ihr Morgenmahl ausmachten, sagte der Büßer in freierem Tone als bisher: „Ich fürchtete mich förmlich vor Euch, Sennor, als Ihr kamt."

„Und vielleicht habe ich mich desselben Gefühls gegen Euch schuldig gemacht," sagte Carlos. „Es ist kein Wunder. Gefährten im Leiden, wie wir es sind, haben die Macht, sich wohlzuthun oder sich zu verletzen."

„Das kann man in Wahrheit sagen," erwiderte der Büßer. „Ich habe einst so schmerzlich unter dem Verrat eines Mitgefangenen gelitten, daß es nicht unnatürlich ist, wenn ich mißtrauisch geworden bin."

„Wie ging das zu, Sennor?"

„Es ist sehr lange her, bald nach meiner Verhaftung — und doch nicht bald; denn lange Monate der Dunkelheit und Einsamkeit — ich kann nicht sagen, wie viele — habe ich ausgehalten. Ich meine, ich blieb unbußfertig."

„Wirklich?" fragte Carlos mit Interesse. „Ich dachte es mir."

„Denkt nicht schlecht von mir, ich beschwöre Euch, Sennor!" sagte der Büßer ängstlich. „Ich bin versöhnt. Ich bin in den Schoß der wahren Kirche zurückgekehrt und gehöre ihr an. Ich

habe bekannt und Absolution erhalten. Ich habe sogar das heilige Sakrament empfangen, und sollte ich krank und in Gefahr sein zu sterben, so ist mir versprochen, daß ich „Su Majesdat“*) jederzeit empfangen solle, und ich habe alle die Ketzereien, die ich von de Valero gelernt habe, abgeschworen und verabscheut.“

„Von de Valero? Von ihm habt Ihr gelernt?“ Carlos' bleiche Wange wurde einen Augenblick dunkelrot, dann wieder bleicher als zuvor. „Sagt mir, Sennor, wenn ich fragen darf, wie lange seid Ihr hier?“

„Das ist es gerade, was ich nicht sagen kann. Das erste Jahr steht deutlich vor mir, aber alle späteren sind mir wie ein Traum. Es war in dem ersten Jahre, daß der Schurke, von dem ich vorhin sprach, welcher mit mir gefangen war — beachtet wohl, Sennor, ich hatte schon um Versöhnung gebeten. Sie war mir versprochen. Ich sollte Bußübungen vornehmen, um Vergebung zu erhalten, um meine Freiheit zu erlangen. Da, Sennor, sprach ich mit jenem Manne, wie ich es mit Euch thun würde, offen und aus dem Herzen, denn ich hielt ihn für einen Ehrenmann. Ich wagte zu sagen, Ihre Herrlichkeiten seien etwas hart mit mir verfahren und mehr dergleichen — thörichte Worte ohne Zweifel, thöricht und böse. Gott weiß, ich habe seitdem Zeit genug gehabt, sie zu bereuen, denn jener Mann, mein Mitgefangener, der selbst wußte, was Gefangensein heißt, ging mit diesen thörichten Worten geradeswegs zu den Herren Inquisitoren — Gott im Himmel möge es ihm vergeben! — und so wurde die Thür hinter mir geschlossen — geschlossen — geschlossen für immer! Weh' mir! Weh' mir!“

Carlos hörte nur wenig von dieser Rede. Er sah ihn an mit gespannten, leuchtenden Augen. „Habt Ihr in der Welt solche zurückgelassen, von denen zu scheiden Euch das Herz brach?“ fragte er mit zitternder Stimme.

„Ja, es gab solche, und seit Ihr gekommen seid, hat ihre Erscheinung nicht aufgehört mich zu verfolgen. Warum? Ich weiß es nicht. Mein Weib, mein Kind!“ Und der alte Mann

*) „Seine Majestät“, die gewöhnliche Bezeichnung der Spanier für die Hostie.

bedeckte sein Antlitz mit der Hand, während sich in seinen Augen, die sich längst der Thränen entwöhnt hatten, Tropfen sammelten, wie die Wolke in Gestalt eines Mannes Hand, die das Nahen des segensreichen Regens ankündigte, welcher das durstige Land erfrischen und erweichen und alles wieder neu machen sollte.

„Sennor," sagte Carlos, welcher versuchte, ruhig zu sprechen und das wilde, stürmische Klopfen seines Herzens niederzuhalten — „Sennor, eine Gunst, ich beschwöre Euch! Sagt mir den Namen, den Ihr unter den Menschen trugt! Es war ein edler, das weiß ich."

„Es ist wahr. Sie versprachen, ihn vor Schande zu bewahren, aber es war ein Teil meiner Buße, ihn nicht auszusprechen, ihn womöglich zu vergessen."

„Und doch, dies eine Mal nur! Ich frage nicht müßig — dies eine Mal! Habt Erbarmen mit mir und nennt ihn!" flehte Carlos mit durchdringendem, bebendem Ernst.

„Euer Gesicht und Eure Stimme rühren mich wunderbar. Mir ist's, als könnte ich Euch nichts abschlagen. Ich bin — ich sollte sagen, ich war — Don Juan Alvarez de Santillanos y Menaya."

Ehe der Satz vollendet war, lag Carlos bewußtlos zu seinen Füßen.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Ruhige Tage.

Der Büßer legte Carlos sanft auf sein Ruhebett. — Er besaß noch ein gewisses Maß von physischer Kraft, und der abgezehrte Körper war leicht zu heben. — Dann klopfte er laut an die Thür um Hilfe, wie ihm in einem Fall der Not zu thun befohlen war. Aber niemand hörte oder wenigstens, niemand beachtete ihn, was nicht auffallend war, da er während der mehr als zwanzig Jahre niemals so seinen Schließer herbeigerufen hatte. Dann beugte er sich in völliger Ratlosigkeit und sehr großer Angst über seinen jungen Gefährten und rang hilflos die Hände.

Endlich bewegte sich Carlos und murmelte: „Wo bin ich? Was ist mir geschehen?" Aber fast noch ehe das volle Bewußtsein zurückkehrte, wurde ihm klar, was ihn die bittren Erfahrungen der beiden letzten Jahre gelehrt hatten, daß er in seinem Innern Hilfe suchen müsse; von seinen Mitmenschen konnte er keine erwarten. Er versuchte sich zu besinnen. Eine verwirrende, grenzenlose Freude war über ihn gekommen und hatte ihn zu Boden geworfen. War er frei? War ihm erlaubt, Juan zu sehen?

Langsam, sehr langsam wurde ihm alles klar. Er richtete sich halb auf, ergriff die Hand des Büßers und rief laut: „Mein Vater!"

„Geht's Euch besser, Sennor?" fragte der alte Mann besorgt. „Thut mir den Gefallen, diesen Wein zu trinken!"

„Vater, mein Vater, ich bin Euer Sohn! Ich bin Carlos Alvarez y Menaya. Versteht Ihr mich nicht, Vater?"

„Ich verstehe Euch nicht, Senor!" sagte der Büßer, sich ein wenig von ihm entfernend mit einem Gemisch von würdevoller Höflichkeit und höchstem Erstaunen, das eigentümlich anzusehen war. „Wer ist es, mit dem ich die Ehre habe zu sprechen?"

„O mein Vater, ich bin Euer Sohn, bin wirklich Euer Sohn Carlos!"

„Ich habe Euch nie gesehen — bis gestern."

„Das ist vollkommen wahr, und doch —"

„Nein, nein," unterbrach ihn der alte Mann, „Ihr redet wilde Worte mit mir. Ich hatte nur einen Knaben — Juan — Juan Rodrigo; der Erbe des Hauses Alvarez de Santillanos wurde immer Juan genannt."

„Er lebt. Er ist jetzt der Kapitän Don Juan, der tapferste Soldat und der beste, treugesinnteste Mensch auf Erden. Wie würdest Du ihn lieben, wenn Du ihn nur von Angesicht zu Angesicht sehen könntest! Doch nein, Gott sei Dank, Du kannst es nicht."

„Mein Knabe Kapitän in dem Heere Seiner Kaiserlichen Majestät?" sagte Don Juan, in dessen Vorstellung der große Kaiser noch regierte.

„Und ich," fuhr Carlos mit erregter Stimme fort, „ich, der ich geboren wurde, als sie Euch tot glaubten, ich, der ich meine Kinderaugen in dieser traurigen Welt aufthat an dem Tage, da Gott meine Mutter heimholte und fortnahm von aller Sünde und allem Kummer, mich hat Seine geheimnisvolle Führung hierher gebracht, um Euch zu trösten nach langen, trüben Jahren des Leides."

„Eure Mutter? Sagtet Ihr: Eure Mutter? Mein Weib? Constanza mia? O laß mich Dein Gesicht sehen!"

Carlos erhob sich in knieender Stellung, und der alte Mann legte die Hand auf seine Schulter und schaute ihn lange und ernsthaft an. Endlich nahm Carlos seine Hand fort und sie leise hebend, legte er sie auf sein Haupt. „Vater," sagte er, „Du wirst Deinen Sohn lieben? Du wirst ihn segnen, nicht wahr? Er hat lange unter solchen gelebt, die ihn haßten und nie anders

mit ihm sprachen als in Zorn und Haß, und sein Herz sehnt sich nach menschlicher Liebe und Zärtlichkeit."

Don Juan antwortete eine Zeitlang nicht. Aber er ließ seine Finger durch das weiche, feine Haar gleiten. „Dem ihren so ähnlich!" murmelte er träumerisch. „Deine Augen sind auch die ihrigen — zarca.*) Ja, ja, ich segne Dich. Aber wer bin ich, daß ich segnen dürfte? Gott segne Dich, mein Sohn!"

Während des langen, langen Schweigens, das nun folgte, schlug die große Klosteruhr. Es war Mittag. Zum erstenmal seit zwanzig Jahren hörte der Büßer den Klang nicht.

Aber Carlos hörte ihn. Trotz seiner Erregung fürchtete er doch die Folgen, wenn der Büßer einen Teil der Übungen vergessen sollte, die er durch seinen Eid verbunden war zu verrichten. So erinnerte er ihn sanft daran: „Vater," — wie wunderbar süß der Name klang! — „Vater, um diese Stunde sprecht Ihr immer die Bußpsalmen. Wenn Ihr fertig seid, wollen wir miteinander reden. Ich habe Euch tausend Dinge zu erzählen."

Mit der schweigenden, widerstandslosen Unterwürfigkeit, die ein Teil seiner Natur geworden war, gehorchte der Büßer, und indem er sich an seinen gewohnten Platz vor dem Kruzifix begab, begann er seine eintönige Aufgabe. Das neue Leben, das in seinem Kopf und Herzen erwacht war, war noch lange nicht stark genug, um die Bande der Gewohnheit zu sprengen, und das war gut. Diese Bande waren sein Schutz, denn ohne ihren heilsamen Zwang würden Leib oder Seele oder beide durch den gewaltigen Strom neuer Gedanken und Gefühle zerbrochen worden sein. Aber die wohlbekannten lateinischen Worte, ohne Gedanken, fast ohne Bewußtsein hergesagt, beruhigten das müde Hirn wie ein Schlummer.

Inzwischen dankte Carlos Gott aus vollem Herzen. Hier also — hier in dem düsteren Kerker, der Wohnstätte des Jammers, hatte Gott ihm den Wunsch seines Herzens gewährt, die Sehnsucht seiner Kindheit erfüllt. Nun war die Wildnis und die Einöde lustig; die Wüste freute sich und blühte wie eine Rose; nun schien sein Leben vollendet, das Ende die Antwort auf den Anfang,

*) Blau; ein Wort, das die Spanier nur für blaue Augen gebrauchen.

seine volle Bedeutung klar und einfach vor ihm. Er war zufrieden.

„Ruy, Ruy, ich habe unsern Vater gefunden! O, daß ich es Dir nur sagen könnte, mein Ruy!" war der Schrei seines Herzens, während er die Lippen zu schweigen zwang. Auch durften die Freudenthränen, die ungerufen ihm in die Augen traten, nicht überfließen, denn sie könnten seinen Mitgefangenen — seinen Vater — beunruhigen und betrüben.

Er hatte noch eine Aufgabe zu erfüllen, und auf diese Aufgabe richtete sich sein Geist bald, sich vielleicht instinktmäßig zu praktischen Einzelheiten flüchtend vor den Erregungen, die sonst für seinen geschwächten Körper zu mächtig geworden wären. Er fing an zu überlegen, wie er am besten die Vergangenheit aufleben lassen und die Gegenwart dem alten, gebrochenen Manne verständlich machen könne ohne ihn zu überwältigen oder zu verwirren.

Er nahm sich vor, ihm zuerst alles, was er wußte, von Nuera zu erzählen, und dies führte er allmählich aus in dem Maße, wie jener die Anstrengung des Gesprächs ertragen konnte. Er sprach von Dolores und Diego, beschrieb das Äußere und das Innere des Schlosses, ließ ihn mit einem Wort die Szenen wiedersehen, an die sein Auge in vergangenen Tagen gewöhnt gewesen war. Mit besonderer Treue beschrieb er das kleine Zimmer neben der Halle, einmal, weil es weniger verändert war als die andern seit seines Vaters Zeit, dann aber auch, weil es sein Lieblingszimmer gewesen war. „Und auf der Fensterscheibe", sagte er, „waren einige Worte mit einem Diamant eingegraben, wahrscheinlich von Deiner Hand, mein Vater! Mein Bruder und ich pflegten sie in unsrer Kindheit zu lesen. Wir liebten sie und träumten über sie manchen wunderbaren Traum. Erinnerst Du Dich ihrer nicht?"

Aber der alte Mann schüttelte den Kopf. Da fing Carlos an:

„El dorado — yo hé trovado."

„Ja, ich erinnere mich jetzt," sagte Don Juan rasch.

„Und das goldene Land, das Du entdeckt hattest, war es nicht die in der Schrift geoffenbarte Wahrheit?" fragte Carlos, vielleicht etwas zu hastig.

Der Büßer dachte einen Augenblick nach, wurde verwirrt und sagte endlich traurig: „Ich weiß nicht. Ich kann mich nicht erinnern, was mich bewog, diese Zeilen zu schreiben, und selbst wann ich sie schrieb."

Zunächst wagte nun Carlos alles zu erzählen, was er von Dolores über seine Mutter gehört hatte. Der Tod seiner Frau war dem Gefangenen mitgeteilt worden, aber dies war das einzige Bruchstück von Nachrichten über seine Familie, das ihn während all der Jahre erreicht hatte. So oft sie erwähnt wurde, zeigte er Bewegung, anfangs nur geringe, aber mit jeder neuen Nennung ihres Namens zunehmend, bis Carlos, der zuerst froh gewesen war, daß die schlummernden Saiten der Empfindung unter seiner Berührung anklangen, zuletzt dahin kam, sich zu scheuen, sie zu berühren, weil sie so schmerzlich klagten. Und wieder und wieder sagte sein Vater, indem er ihn mit immer wachsender Zärtlichkeit betrachtete: „Dein Gesicht ist das ihre, das neu vor mir ersteht."

Carlos bemühte sich immer von neuem, Don Juans Interesse an seinem Erstgeborenen zu erwecken. Er zeigte zwar eine fast leidenschaftliche Liebe für den kleinen Knaben Juanito; aber es war eine Liebe, wie wir sie für Kinder fühlen, die Gott früh zu sich genommen hat. Juan, der Jüngling, Juan, der Mann, erschien ihm wie ein Fremder, den er schwer begreifen und für den er sich schwer interessieren konnte. Aber mit der Zeit gelang es Carlos, zwischen dem lange eingekerkerten Vater und dem tapfern, edlen, hochherzigen Sohn, der dem Vater in seiner ersten Mannheit so ähnlich war, ein Band zu knüpfen. Er wurde nie müde, von Juans Mut, von Juans Wahrhaftigkeit und Edelsinn zu erzählen, wobei er oft mit den Worten schloß: „Er würde Dein Lieblingssohn gewesen sein, mein Vater, wenn Du ihn gekannt hättest."

Mit der Zeit entlockte er auch den Lippen seines Vaters die Begebenheiten seiner eignen Geschichte. Seine Vergangenheit glich einem Bilde, von dem die einst hellen und wechselnden Farben verwischt und nur die Umrisse der Thatsachen und hier und da die Schatten des Schmerzes noch undeutlich sichtbar waren. Was er noch wußte, erzählte er seinem Sohne, aber nur nach und nach,

und oft in sehr unzusammenhängenden Bruchstücken, die Carlos in seinen Gedanken sorgfältig zusammenstückte, bis sie zuletzt ein ziemlich vollständiges Ganzes ergaben.

Gerade vor dreiundzwanzig Jahren war der Conde de Nuera, als er, wie er glaubte, einem Rufe des Kaisers gehorchend, in Sevilla anlangte, verhaftet und in die geheimen Kerker der Inquisition geworfen worden. Er kannte sein Vergehen wohl. Er war der Freund und Genosse de Valeros gewesen. Er hatte die Heilige Schrift gelesen und studiert; er hatte sogar in Gegenwart mehrerer Zeugen die Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben verteidigt; auch war er nicht unvorbereitet, die furchtbare Sühne zu zahlen. Wäre er zur Zeit seiner Verhaftung sofort auf das Rad oder an den Pfahl geführt worden, so würde er wahrscheinlich mit einer Standhaftigkeit gelitten haben, die seinen Namen neben den der heldenmütigsten Märtyrer gestellt hätte.

Aber man ließ ihn lange Monate in Spannung und Einsamkeit und, was für seinen feurigen Geist noch schwerer war, in vollständiger Unthätigkeit. Aufregung, Bewegung, erfrischende Beschäftigung waren sein lebenlang eine Notwendigkeit für ihn gewesen. In ihrer Entbehrung schmachtete er, wurde melancholisch, verdrossen und krank. Sein Glaube war aufrichtig und wäre stark genug gewesen, ihn zu allem zu befähigen, was in der Richtung seines Charakters lag, aber er unterlag Prüfungen, die absichtlich und anhaltend ausgesucht wurden, um denselben bei seinen schwachen Seiten zu fassen.

Schon erschöpft durch die trübe Kerkerhaft, wurde er mit geschickt erfundenen, sophistischen Argumenten von Männern belagert, denen dies Lebensberuf war. So angegriffen, glich er einem tapfern aber ungeübten Kämpfer, der mit Meistern in der edlen Kunst ficht. Er wußte, daß er recht hatte, und meinte es mit der Vulgata in der Hand beweisen zu können. Sie aber bewiesen ihm das Gegenteil. Auch vermochte er, wenn er sich bemühte, sie zu prüfen, keine Lücke in ihren Schlußfolgerungen zu entdecken. Sie beschworen ihn, sich nicht durch Eitelkeit und Hochmut zu dem eigensinnigen Festhalten an selbstgemachten Ansichten verleiten zu lassen, sondern sein persönliches Urteil dem der heiligen katholischen

Kirche zu unterwerfen. Und sie versprachen ihm, er solle frei ausgehen, nur gestraft durch eine angemessene und nicht entehrende Buße und eine Geldabgabe.

Die Hoffnung auf Freiheit brannte wie Feuer in seinem Herzen, und bis zu dieser Zeit war so viel Verwirrung in seinem Kopfe, daß sein Wunsch ihm Argumente gegen die Stimme seines Gewissens eingab. So gab er nach, wenn auch nicht ohne heftigen und bittern Kampf. Sein Widerruf wurde von den Inquisitoren in möglichst milder Form aufgezeichnet und von ihm pflichtschuldigst unterschrieben. Es wurde kein öffentlicher Bußakt verlangt, da die ganze Sache möglichst geheim behandelt werden sollte.

Aber der General-Inquisitor Valdez fühlte gegründetes Mißtrauen gegen die Aufrichtigkeit des Büßers, welches vielleicht noch verstärkt wurde durch den Wunsch, sich zu Gunsten des heiligen Offiziums einen größeren Teil seiner Besitztümer zuzueignen als die vorerwähnte mäßige Abgabe. Wahrscheinlich fürchtete er auch die Enthüllungen, welche folgen würden, wenn der Graf in die Welt zurückkehrte. Er nahm daher seine Zuflucht zu einem Kunstgriff, der oft von den Inquisitoren angewandt und von ihren maßgebenden Autoritäten dringend empfohlen wurde. Ein Spion — die „Fliege", wie solche Verräter mit einem technischen Ausdruck genannt wurden — berichtete, der Conde de Nuera schmähe das heilige Offizium, stoße Blasphemien gegen den heiligen Glauben aus und halte im Herzen fest an seinen abscheulichen Ketzereien. Die Folge davon war die Verurteilung zu ewiger Gefangenschaft.

Don Juans Verfassung war wahrhaft bemitleidenswürdig. Man hatte ihm wie Simson die Locken geschoren, in denen seine Kraft lag, hatte ihn an Händen und Füßen gebunden und seinen Feinden überliefert. Weil er fortdauernde Gefangenschaft nicht ertragen konnte, hatte er seinen Glauben abgeschworen und seinen Herrn verleugnet, und jetzt mußte er sie ertragen ohne den Glauben, den er abgeschworen und ohne den Herrn, den er verleugnet. Es wirkte auf ihn, wie es auf neun Menschen unter zehn gewirkt haben würde oder vielleicht auf neunundneunzig unter hundert. Sein Geist verlor seine Thätigkeit, seine Kraft, seine

Stimmung; er wurde mit der Zeit fast zum willenlosen Werkzeug in den Händen andrer.

Und nun trat der Dominikanermönch Fray Ricardo hinzu, um mit seinem mächtigen Geist und starken Willen auf ihn zu wirken. Er war von seinem Vorgesetzten — erst viel später wurde er Prior — mit geheimen Instruktionen zu der Herrin von Nuera gesandt worden um zu erforschen, ob auch ihr Glaube gewankt habe. In seinem fanatischen Eifer führte er einen grausamen Auftrag grausam aus. Aber er hatte ein Gewissen, und Gefühllosigkeit war nicht sein Fehler. Als er von dem einige Tage nach seinem Besuch erfolgten Tod der Gräfin hörte, war er tief ergriffen. Aber in einer Religion des Abwägens und Ausgleichens erzogen, war es ihm ganz natürlich, eine That gegen die andre zu halten und die Wagschale auszugleichen. Wenn er das Werkzeug sein konnte, die Seele des Gatten zu retten, so würde er sich, gelinde ausgedrückt, wenigstens über sein Betragen gegen die Gattin beruhigter fühlen.

Er sparte bei der Aufgabe, die er sich gestellt hatte, keine Mühe, und ein gewisses Maß von Erfolg krönte seine Anstrengungen. Nachdem er erst die Seele des Büßers zu kalter, nackter Ruhe heruntergestimmt hatte, wo sie durch keine Welle unruhigen Denkens oder Fühlens mehr bewegt wurde, hatte er endlich die hohe Freude, sein eignes Bild wie in einem Spiegel darin zurückgeworfen zu sehen. Er nahm fälschlich dieses Spiegelbild für Wirklichkeit, und sein Triumph war groß, als er es von Tag zu Tag mehr auf jede seiner Bewegungen Antwort geben sah.

Aber die Verhaftung des Sohnes seines Büßers brach zerstörend auf seine Selbstzufriedenheit ein; es schien ein dunkles Verhängnis über die Familie zu schweben, das selbst des Vaters Buße nicht abzuwenden die Macht hatte. Er wünschte den Jüngling zu retten und hatte es auf seine Weise versucht, aber seine Bemühungen endeten nur damit, ihm das bleiche, verklagende Antlitz der Gräfin von Nuera vorzuführen und ihm mehr Interesse an dem unbußfertigen Ketzer, welcher ihm eine wunderbare Mischung von Sanftmut und Eigensinn zu sein schien, einzuflößen, als er es sich selbst gestehen mochte. Gewiß würde doch des Vaters Einfluß die Ober-

hand über den Sohn gewinnen, welcher von Natur ein viel weniger mutiger und entschiedener Charakter und jetzt schon durch eine lange Periode der Einsamkeit und des Leidens erschöpft war.

Vielleicht auch — Mönch, Fanatiker und Inquisitor, der er war — fiel bei ihm die Freude, das Experiment zu versuchen und dadurch die letzten Tage des frommen und lenkbaren Büßers, seines speziellen Bekehrten, zu erheitern, etwas ins Gewicht, denn er war noch ein Mensch. Überdies war er, wie viele harte Menschen, großer Freundlichkeit gegen die, die er liebte, fähig. Und mit der vollen Zustimmung seines Gewissens liebte er seinen Büßer, während er, etwas gegen sein Gewissen, auch den Sohn des Büßers liebte.

Carlos beunruhigte sich nicht allzusehr über des Priors Motive. Er war zu glücklich über die ihm geschenkte neue Freude, zu hingenommen von seiner alles verschlingenden Aufgabe, die Sorge und Beschäftigung jeder Stunde, beinahe jeden Augenblicks. Er war wie einer, der geduldig arbeitet, das Moos und den Schwamm fortzuwischen, die einen alten Denkstein bedecken, damit er noch einmal die darin eingegrabenen köstlichen Worte in aller Frische an das Licht bringe. Die Inschrift war da und war immer dagewesen — so sagte er zu sich selbst —; alles, was er zu thun hatte, war, fortzuräumen, was sie bedeckte und verbarg.

Er erhielt seinen Lohn. Das Leben kehrte zurück, erst zum Herzen durch die Liebe zu ihm, dann durch das Herz zum Kopf. Nicht rasch und mit prickelndem Schmerz, wie in ein erfrorenes Glied, sondern allmählich und unmerklich wie den entlaubten Bäumen im Frühling.

Aber bei den dürren Bäumen zeigt sich das Leben zuerst an den Spitzen der Zweige. Es kommt am spätesten zur Erscheinung in den Teilen, die der Quelle des Lebens am nächsten liegen. So belebte sich das Interesse des Büßers an andern Dingen, aber in dem einen, dem größesten von allen, schien es noch zu fehlen. Das geistige Licht und Leben, von dem Carlos nicht zweifelte, daß er sich desselben in früheren Tagen erfreut hatte, kehrte *nicht* zurück. Es ist wahr, manchmal überraschte er seinen Sohn durch unerwartete Anklänge unzusammenhängender Bruchstücke der Wahr-

heit, für die er so viel gelitten hatte. Er konnte gelegentlich Carlos unterbrechen, wenn dieser ihm Stellen aus dem Testamente wiederholte, um ihm etwas mitzuteilen, was Don Rodrigo darüber gesagt hatte, als er ihm die Epistel an die Römer auslegte; aber diese Anklänge glichen nur reichen Blüten, die den Forscher zwischen dem wirren Unkraut eines verwahrlosten Feldes überraschen und nur anzeigen, daß hier einst vor sehr langer Zeit ein sorgfältig gepflegter Garten geblüht habe.

„Ich wünsche nicht, daß er diese oder jene Lehre ergreifen möchte," dachte Carlos. „Ich wünsche, er möchte Christum wiederfinden und sich in Seiner Liebe freuen, wie er es ohne Zweifel früher gethan hat. Und er wird es gewiß, da Christus ihn gefunden hat — ihn also zu Seinem Eigentum erwählt hat, ehe der Welt Grund gelegt war."

Aber um dies zustande zu bringen, war es vielleicht nötig, daß die verblaßten Farben seiner Seele in die starken und bittern Wasser eines gewaltigen Schmerzes getaucht würden, um dadurch ihre volle Frische wieder zu gewinnen.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Eldorado gefunden.

„Was thust Du, mein Vater?“ fragte Carlos eines Morgens.

Don Juan hatte aus einem verborgenen Futteral ein kleines Tintenfaß hervorgezogen und feuchtete den längst eingetrockneten Inhalt mit Wasser an.

„Mir kam der Gedanke, daß ich gern etwas niederschreiben möchte,“ erwiderte er.

„Aber was nützt uns Tinte ohne Feder und Papier?“

Der Büßer lächelte und zog dann aus seinem Wams ein kleines, verschossenes Taschenbuch hervor und eine Feder, welcher man ansah, daß sie über zwanzig Jahre alt war.

„Es ist lange her,“ sagte er, „da wurde ich müde, müde, den ganzen Tag so unbeschäftigt zu sitzen. So bestach ich denn einen der Laienbrüder mit meinem letzten Dukaten, mir dies zu besorgen, damit ich alles, was mir begegnete, zum Zeitvertreib niederschreiben könne.“

„Darf ich es lesen, Vater?“

„Gern, wenn Du willst.“ Und er gab das Buch seinem Sohn in die Hand. „Zuerst, wie Du siehst, habe ich viele Dinge hineingeschrieben; ich weiß nicht mehr was; ich habe es alles vergessen; aber ich vermute, daß ich sie einmal gedacht und gefühlt habe. Oder manchmal besuchten mich die Brüder und sprachen mit mir, und ich schrieb nachher nieder, was sie gesagt hatten, aber allmählich trug ich weniger und weniger darin ein; es vergingen viele Tage, an denen ich nichts schrieb, weil es nichts zu schreiben gab. Es ereignete sich niemals etwas.“

Carlos war bald in das Lesen des kleinen Buches vertieft. Er durchlas die Berichte von dem früheren Gefängnisleben seines Vaters mit großem Interesse und tiefer Bewegung; aber als er an die letzte Seite kam, konnte er ein Lächeln nicht unterdrücken. Er las laut: „Ein Festtag. Ich hatte einen Kapaun und ein Maß Rotwein zu Mittag."

„Hatte ich nicht recht," fragte der Vater, „daß es Zeit war, das Schreiben aufzugeben, da ich mich so weit erniedrigen konnte, solche Kleinigkeiten aufzuzeichnen? Ja, ich glaube, ich kann mich der Bitterkeit des Herzens erinnern, mit der ich das Buch beiseite legte. Ich verachte mich für das, was ich geschrieben hatte, und doch hatte ich nichts andres zu schreiben und dachte, ich würde nie etwas andres haben. Aber nun hat Gott mir meinen Sohn gegeben; das will ich niederschreiben."

Nach einer Weile von seiner sich selbst auferlegten Aufgabe aufsehend, fragte er mit einem Ausdruck von Verwirrung: „Aber wann war es? Wie lange ist es her, daß Du hierher kamst, Carlos?"

Carlos war seinerseits in Verlegenheit. Die ruhigen Tage waren so schnell und geräuschlos, keine Spur zurücklassend, dahin geglitten.

„Mir ist es, als wäre es alles ein langer Sabbat gewesen," sagte er. „Aber laß mich nachdenken! Wir hatten noch keine heißen Sommertage gehabt; ich vermute, es muß März oder April gewesen sein — vielleicht April. Ich erinnere mich, daß ich bei mir dachte, ich sei gerade zwei Jahre im Gefängnis gewesen."

„Und jetzt wird es wieder kalt. Ich meine, es muß vier Monate — sechs Monate her sein. Was denkst Du?"

Carlos meinte eher das letztere.

„Ich glaube, wir sind sechsmal von den Brüdern besucht worden — nein, nur fünfmal."

Diese Inspizierungsbesuche waren auf Befehl des Priors gemacht worden, welcher selbst die meiste Zeit in wichtigen Geschäften von Sevilla abwesend war; und der Erfolg war ihm pflichtschuldigst berichtet worden. Die Mönche, denen diese Pflicht übertragen war, waren bejahrte und ehrenwerte Glieder der Genossenschaft

und zwar die einzigen Personen im Kloster, welche Don Juans Namen und Geschichte kannten. Sie waren der Ansicht, daß die Sache der Gefangenen einen günstigen Verlauf nähme. Sie fanden den Büßer wie gewöhnlich lenksam, gehorsam und unterwürfig, nur mehr als früher zur Unterhaltung geneigt, und den jungen Mann sehr sanft und höflich, dankbar für die geringste Freundlichkeit und geneigt, allem, was man sagte, aufmerksam und anscheinend mit Interesse zuzuhören.

Der Prior war gern bereit, auf entschiedenere Erfolge zu warten. Er setzte auf das Warten großes Vertrauen. Doch erschienen selbst ihm sechs Monate lang genug für das Experiment, das er versuchte. Nach Ablauf dieser Zeit — was zufällig am Tage des oben erwähnten Gesprächs war — machte er selbst den Gefangenen einen Besuch.

Beide drückten ihm auf das wärmste ihren Dank aus für die besondere Gunst, die er ihnen erwiesen. Carlos, dessen Gesundheit sich wesentlich gebessert hatte, sagte, er habe sich nie träumen lassen, daß es noch so viel irdisches Glück für ihn geben könne.

„Dann, mein Sohn," sagte der Prior, „bezeuge Deine Dankbarkeit in der einzigen Art, die Dir möglich und mir annehmbar ist! Weise das Erbarmen nicht zurück, das Dir noch jetzt von der heiligen Kirche angeboten wird! Bitte um Versöhnung!"

„Herr," erwiderte Carlos fest, „ich kann nur wiederholen, was ich schon vor sechs Monaten erklärt habe: Das ist unmöglich."

Der Prior suchte zu erklären, stritt, drohte — alles vergebens. Zuletzt erinnerte er Carlos daran, daß er schon zum Tode — zum Feuertode — verurteilt sei und daß er jetzt die letzte Möglichkeit der Begnadigung zurückweise. Aber als dieser auch da noch fest blieb, wandte er sich mit einem Ausdruck tiefer Enttäuschung von ihm ab, wenn auch mehr in Traurigkeit als in Zorn, wie jemand, der über großen unerwarteten Undank betrübt ist.

„Ich spreche nicht mehr mit Dir," sagte er. „Ich glaube, in Deines Vaters Herzen ist noch ein kleiner Funken nicht nur von natürlichem Gefühl, sondern auch von göttlicher Gnade. Ich wende mich an ihn."

Ob Don Juan Carlos' Mitteilung, daß sein Todesurteil gesprochen sei, nie recht verstanden hatte, oder ob die Flut der durch die Entdeckung, daß er sein Sohn sei, erzeugten Gemütsbewegung diese furchtbare Thatsache aus seinem Gedächtnis fortgeschwemmt hatte, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen; aber sie kam ihm jedenfalls von den Lippen des Priors wie ein entsetzlicher, unerwarteter Schlag. Seine Angst war so erschütternd, daß Fray Ricardo selbst bewegt wurde und das um so mehr, weil es dem bejahrten und gebrochenen Manne unmöglich war, die Selbstbeherrschung zu bewahren, wie es ein Stärkerer und Jüngerer vielleicht vermocht hätte.

In diesem Augenblick, mehr durch seines Vaters Zustand ergriffen als durch alle die Schrecken, die ihm selbst drohten, trat Carlos an seine Seite und versuchte leise, ihn zu beruhigen.

„Hör' auf!" sagte der Prior streng. „Es ist nur ein Hohn, Teilnahme zu heucheln an dem Leid, das Dein eigner Starrsinn ihm verursacht. Wenn Du ihn wirklich liebst, so erspare ihm diesen grausamen Schmerz; denn drei Tage noch", fügte er hinzu, „soll Dir die Gnadenthür offen stehen. Wenn diese Frist vorüber ist, darf ich nicht mehr versprechen, Dein Leben zu erhalten." Dann sich an den noch immer äußerst erregten Vater wendend: „Wenn Ihr diesen unglücklichen Jüngling bewegen könnt, die Stimme göttlichen und menschlichen Erbarmens zu hören, so werdet Ihr seinen Leib und seine Seele retten. Ihr wißt, wie Ihr mir eine Botschaft senden könnt. Gott tröste Euch und neige sein Herz zur Buße!" Und mit diesen Worten entfernte er sich, und Carlos durchlebte jetzt die schärfste Prüfung, die ihm seit seiner Einkerkerung auferlegt war.

Den ganzen Tag und den größten Teil der folgenden Nacht rangen beider Willen mit einander. Gebete, Thränen, Bitten schienen dem geängsteten Vater auf das starke Herz seines Sohnes zu fallen wie Regentropfen auf einen Felsen. Er wußte nicht, daß sie diese ganze Zeit auf dies Herz fielen wie Funken lebendigen Feuers; denn der einst so schwache Carlos hatte jetzt gelernt, Schmerzen Leibes und der Seele zu ertragen, ohne daß Stirn und Lippen ein Zeichen davon gaben. Überschwänglich zärtlich war

die Liebe, die zwischen diesen beiden so wunderbar Zusammengebrachten entsprungen war, und jetzt mußte Carlos durch seine eigne That dies süße Band lösen, mußte seinen wiedergefundenen Vater in einer doppelt schrecklichen Einsamkeit zurücklassen, wo das schwache Licht seines Lebens bald in völliger Dunkelheit auslöschen würde. War dies nicht schon bitter genug, ohne die Seelenangst, zu sehen, wie dieser Vater sein weißes Haupt vor ihm beugte und seine alten Lippen gebrochene Worte leidenschaftlichen Flehens ausstoßen ließ, daß sein Sohn, sein einziger irdischer Schatz, ihn nicht verlassen möchte?

„Mein Vater," sagte Carlos endlich, als sie zusammen im Mondschein saßen, denn ihr Licht war unbemerkt ausgegangen — „mein Vater, Du hast mir oft gesagt, daß mein Gesicht dem meiner Mutter ähnlich sei —"

„Ach," seufzte der Büßer, „das ist es wirklich! Muß es mich darum verlassen, wie mich das ihre verließ? O meine Constanza! O mein Sohn!"

„Vater, ich bitte Dich, sage mir, um welcher Angst des Leibes und der Seele willen würdest Du eine Lüge besiegeln, die zu ihrer Unehre gesagt wäre?"

„Wie kannst Du fragen, Knabe? Niemals! Nichts könnte mich dazu zwingen." Und aus dem erloschenen Auge schoß ein Strahl, fast wie das Feuer vergangener Tage.

„Vater, es giebt einen, den ich mehr liebe, als Du sie geliebt hast. Nicht um mich zu retten, selbst nicht, um Dich zu retten von diesem bitteren Schmerz, kann ich Ihn verleugnen oder Seinen Namen entehren. Vater, ich kann nicht — obgleich dies schlimmer ist als die Folter," fügte er hinzu.

Die Seelenangst bei diesen letzten Worten durchbohrte das innerste Herz des alten Mannes. Er sagte nichts mehr, aber er bedeckte sein Gesicht und weinte lange und leidenschaftlich, wie ein Mensch weint, dessen Herz gebrochen ist und der keine Kraft mehr hat, gegen sein Schicksal anzukämpfen.

Ihre letzte Mahlzeit stand unberührt. Etwas Wein bildete einen Teil derselben, und diesen brachte Carlos jetzt und bot ihn mit einigen sanften, liebevollen Worten seinem Vater an. Don

Juan schob ihn fort, aber zog seinen Sohn näher an sich und blickte ihn im Mondlicht lange und ernst an.

„Wie kann ich dich aufgeben?" murmelte er.

Als Carlos den Blick erwiderte, wurde es ihm zum erstenmal plötzlich klar, daß sein Vater verändert war. Er sah älter, schwächer und abgezehrter aus, als da er zu ihm gekommen war. Rieb der neu erwachte Geist den Körper auf?

„Es kann sein, mein Vater, daß Gott Dir diese Prüfung nicht auferlegt. Vielleicht vergehen Monae, ehe sie ein neues Autodafé ansetzen."

Wie ruhig konnte er darüber sprechen — denn er hatte sich selbst vergessen. Der Mut entsprang bei ihm stets aus selbstloser Liebe.

Don Juan ergriff den Hoffnungsstrahl, obgleich nicht gerade so wie Carlos es beabsichtigte. „Ja gewiß," sagte er, „es kann vieles bis dahin geschehen."

„Es kann nichts geschehen ohne den Willen dessen, der uns liebt und für uns sorgt. Laß uns Ihm vertrauen, mein geliebter Vater! Er wird uns nicht versuchen lassen über unser Vermögen, denn Er ist barmherzig — o wie barmherzig — der Seele, die Ihn sucht. Das habe ich längst geglaubt, aber seit Er mich gewürdigt hat, für Ihn zu leiden, habe ich es wieder und wieder wahr erfunden, wahr wie Leben oder Tod. Vater, ich habe einst gedacht, das Stärkste im Leben, das, was unsre Natur am tiefsten ergreift, wäre der Schmerz. Aber ich habe gelebt, um zu lernen, daß Seine Liebe stärker, Sein Friede tiefer ist als aller Schmerz."

Mit viel solchen Worten — Worten des Glaubens, der Hoffnung und der Zärtlichkeit — beruhigte er seinen erschöpften, gebrochenen Vater, und endlich, aber erst gegen morgen, konnte er ihn bewegen, sich niederzulegen und die Ruhe zu suchen, die er so dringend brauchte.

Dann kam seine eigne Stunde, die Stunde bitteren, einsamen Kampfes. Er hatte sich an den Gedanken gewöhnt, an die Erwartung eines stillen, friedlichen Todes innerhalb der Kerkermauern. Er hatte gehofft, nein, fest geglaubt, daß in den langen Stunden eines stillen Tages oder einer Nacht, wenig unterschieden von

andern Tagen und Nächten, Gottes Bote sich geräuschlos in seine düstre Zelle stehlen und Herz und Kopf in Wonne erzittern würde bei der Botschaft: „Der Meister ruft Dich."

Jetzt rief ihn der Meister in der That. Aber Er rief ihn, zu Ihm zu gehen durch die spottenden Blicke von zehntausend Augen, durch Schmähungen, Hohn und Schande hindurch, die scheußliche Zamarra und Carroza, die lange Qual des Auto, die sich von Tagesanbruch bis Mitternacht hinzog und zuletzt durch die Qual des Feuertodes. Wie sollte er es ertragen? Scharf waren die Anfälle der Furcht, die sein Herz zerrissen, und fürchterlich der Kampf, der folgte.

Endlich war es vorüber. Ein festes, wenn auch trauriges Antlitz zu dem kalten Mondlicht erhebend, flüsterte Carlos hörbar: „Wenn ich mich fürchte, will ich mein Vertrauen auf Dich setzen. Herr, ich bin bereit, mit Dir zu gehen, wohin Du immer willst, nur — mit Dir!"

Er erwachte spät am folgenden Morgen von dem Schlaf der Erschöpfung zu dem schmerzlichen Bewußtsein von etwas Schrecklichem, das über ihn kommen sollte. Aber er wurde bald von dem Gedanken an sich selbst aufgerüttelt, als er seinen Vater vor dem Kruzifix knieen sah, nicht ruhig seine vorgeschriebenen Bußgebete hersagend, sondern abgerissene Worte des Gebets und der Klage ausstoßend, von bittrem Weinen begleitet. So weit er es verstehen konnte, war der Schwerpunkt seines Flehens dies: „Gott helfe mir! Gott vergebe mir! Ich habe es verloren." Wieder und wieder stöhnte er die jammervollen Worte: „Ich habe es verloren!" als wären sie das Thema eines traurigen Liedes. Sie schienen die Summa all seines Kummers zusammenzufassen.

Carlos, der sich sehnte, ihn zu trösten, hatte doch nicht den Mut, ihn zu unterbrechen. Er wartete ruhig, bis sie beide zu ihrem gewohnten Lesen oder Aufsagen der Heiligen Schrift bereit waren; denn Carlos las entweder jeden Morgen seinem Vater aus dem Stundenbuch vor oder wiederholte aus dem Gedächtnis Stellen, wie sie ihm für den Augenblick passend schienen.

Er wußte das ganze Evangelium Johannis auswendig, und an diesem Tage begann er mit den gesegneten Worten, die zu

allen Zeiten den Heimgesuchten und Betrübten so teuer waren: „Euer Herz erschrecke nicht! Glaubet ihr an Gott, so glaubet ihr auch an Mich. In Meines Vaters Hause sind viele Wohnungen. Wenn es nicht so wäre, so wollte Ich zu euch sagen: Ich gehe hin euch die Stätte zu bereiten.“ Und er fügte ohne Unterbrechung das Ende des 16. Kapitels hinzu: „Solches habe Ich mit euch geredet, daß ihr in Mir Frieden habt. In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, Ich habe die Welt überwunden!“

Dann stieß Don Juan noch einmal den Schrei bitteren Schmerzes aus: „Weh mir, ich habe es verloren!“

Carlos meinte, ihn jetzt zu verstehen. „Diesen Frieden verloren, Vater?“ fragte er sanft. Der alte Mann beugte traurig sein Haupt.

„Aber er ist in Ihm: „In Mir könntet ihr Frieden haben,“ und in Ihm hast Du ihn,“ sagte Carlos.

Don Juan fuhr mit der Hand über seine Stirn, war ein paar Minuten still und sagte dann langsam: „Ich will versuchen, Dir zu sagen, wie es mit mir steht. Es giebt etwas, was ich selbst jetzt noch thun könnte, ein Weg, der mir offen steht, auf welchem uns niemand trennen könnte. Was hindert mich, meine Bußübungen zu verweigern und kühn meine Stelle neben Dir einzunehmen, Carlos?“

Carlos erschrak, wurde rot, dann wieder blaß vor Bewegung; dies hatte er nicht erwartet, und sein Herz bebte in Entsetzen davor zurück. „Mein geliebter Vater,“ rief er mit zitternder Stimme, „doch nein — Gott hat Dich nicht gerufen. Jeder von uns muß warten, bis er Seine leitende Hand sieht.“

„Einstmals hätte ich es mutig, nein freudig thun können,“ sagte der Büßer. „Jetzt nicht.“ Und es folgte ein Schweigen.

Endlich fuhr Don Juan fort: „Mein Knabe, Dein Mut beschämt meine Schwachheit. Was hast Du gesehen, was siehst Du, das Dir dieses möglich macht?“

„Mein Vater weiß es. Ich sehe den, der für mich starb, der für mich auferstand, der zur Rechten Gottes lebt, um mich zu vertreten.“

„Für mich?“

„Ja, es ist dieser Gedanke, der Kraft und Frieden giebt."

„Frieden — den ich für immer verloren habe."

„Nicht für immer, mein verehrter Vater, nein! Du bist Sein, und von solchen steht geschrieben: „Niemand soll sie aus Meiner Hand reißen." Obgleich Deine matte Hand nachgelassen hat, die Seine zu ergreifen, hat diese nie aufgehört und kann nie aufhören, Dich zu halten."

„Ich hatte Frieden und war glücklich vor langer Zeit, als ich glaubte, wie Don Rodrigo sagte, daß ich gerechtfertigt sei durch den Glauben an Ihn."

„Einmal gerechtfertigt, für immer gerechtfertigt," sagte Carlos.

„Das pflegte Don Rodrigo auch zu sagen, aber ich kann es jetzt nicht verstehen." Und ein Ausdruck der Unruhe ging über sein Gesicht.

Carlos sprach noch einfacher: „Nein! So komm denn jetzt zu Ihm, mein Vater, ganz als ob Du noch nie gekommen wärst! Du magst nicht wissen, daß Du gerechtfertigt bist, Du weißt aber, daß Du mühselig und beladen bist, und zu solchen spricht Er: „Kommt!" Er spricht es mit ausgebreiteten Armen, mit einem Herzen voll Liebe und Zärtlichkeit. Er ist ebenso willig, Dich von Sünde und Kummer zu erretten, als Du in dieser Stunde willig bist, mich von Tod und Schmerz zu retten. Nun, Du kannst es nicht, und Er kann es."

„Komm! — das heißt: Glaube?"

„Es heißt: Glaube! und mehr: Komm, wie Dein Herz zu mir und meins zu Dir kam, als wir das innige Band zwischen uns kannten, aber mit viel stärkerem Vertrauen und viel tieferer Liebe! Denn er ist mehr als Sohn und Vater; Er erfüllt alle Beziehungen, befriedigt alle Bedürfnisse."

„Aber was dann mit den langen Jahren, in welchen ich Ihn vergaß?"

„Sie sind nur hinzugezählt zu der Summe der Sünde, Sünde, die Er vergeben und für immer mit Seinem Blute reingewaschen hat."

Bei diesem Punkt brach das Gespräch ab, und es vergingen Tage, bis es wieder aufgenommen wurde. Don Juan war

ungewöhnlich still, sehr zärtlich zu seinem Sohn, klagte nicht, aber weinte oft leise. Carlos hielt es für das beste, es Gott zu überlassen, unmittelbar auf ihn zu wirken, und so betete er nur für ihn und mit ihm, wiederholte ihm köstliche Schriftworte und sang ihm manchmal Psalmen und Hymnen vor.

Eines Abends aber fügte Don Juan dem herzlichen „Gute Nacht!" das immer zwischen Vater und Sohn gewechselt wurde mit dem Gefühl, daß ihnen nicht viele mehr aufbehalten sein dürften, die Worte hinzu: „Freue Dich mit mir, mein Sohn! Denn ich glaube, ich habe wiedergefunden, was ich verloren hatte:

El dorado
yo hé trovado!"

Vierundvierzigstes Kapitel.

Ein Gefangener befreit.

Der Winterregen fiel in gleichmäßigen, unaufhaltsamen Strömen herab. Es war lange her, seit ein Sonnenstrahl durch die Fenster des Gefängniszimmers gedrungen war, aber Don Juan Alvarez vermißte den Sonnenschein nicht, denn er lag schwach und krank auf seinem Ruhebett, und der einzige Anblick, nach dem er verlangte, war das liebende Angesicht, das immer um ihn war.

Durch die Kunst des Einbalsamierens ist es möglich, daß begrabene Gestalten eine geisterhafte äußerliche Ähnlichkeit mit dem Leben behalten. Man hat Gräber geöffnet und Könige darin gefunden in ihren königlichen Kleidern, ernst und feierlich, den Zepter in ihren erkalteten Händen und keine Spur des Grabes und der Verwesung an ihnen sichtbar. Aber sobald ein Hauch der freien Luft und ein Schimmer des Lichts sie berührte, verfielen sie rasch und geräuschlos, und der Staub wurde wieder zum Staub. So hätte Don Juan in dem kalten, dunklen Grabe seiner Einsamkeit noch jahrelang leben können — wenn es überhaupt Leben genannt werden konnte — oder wenigstens hätte er in der äußeren Lebensähnlichkeit verharren können. Aber Carlos hatte ihm Luft und Licht gebracht; sein Geist und Herz belebten sich, und in demselben Maße ließ seine physische Natur nach. Sie erwies sich als zu schwach, um diesen mächtigen Einfluß zu ertragen: er war sterbend.

Carlos, der selbst die Bitterkeit einsamer Not und Krankheit kannte, pflegte seinen Vater mit der Zärtlichkeit und der Überlegung einer Frau. Aber er bat seinen Schließer nicht, ihm ärztlichen

Beistand zu verschaffen, obgleich er ihm willig gewährt worden wäre, wenn er es gethan hätte.

Er hatte genügenden Grund, keine Hilfe bei Menschen zu suchen. Die tägliche Bußübung wurde jetzt vernachlässigt. Der Rosenkranz blieb ungebetet, und niemals wieder würde ein „Ave Maria sanctissima“ über Don Juans Lippen gehen. Deshalb sagte Carlos nach vielem Nachdenken und Gebet eines Tages zu ihm: „Mein Vater, fürchtest Du Dich, hier in Gottes Hand zu liegen und in Seiner Hand allein, und zu nehmen, was es Ihm auch gefallen möge uns zu schicken?“

„Ich fürchte mich nicht.“

„Wünschest Du irgend welche Hilfe, die sie uns gewähren können, für Deine Seele oder für Deinen Leib?“

„Nein,“ sagte der Graf von Nuera mit etwas von dem Geiste früherer Tage, „ich würde ihnen nicht beichten, denn Christus allein ist jetzt mein Priester. Und so lange wie ich mein Bewußtsein festhalte, sollen sie mir nicht die letzte Ölung erteilen.“

Ein eigentümlicher Ausdruck von Entschlossenheit ging über Carlos' sanftes Gesicht. „Das ist wohl geredet, mein Vater,“ antwortete er, „und so wahr mir Gott helfe, ich will keinem Menschen gestatten, Dich zu beunruhigen.“

„Mein Sohn,“ sagte Don Juan eines Abends, als Carlos im Zwielicht neben ihm saß, „ich bitte Dich, erzähle mir ein wenig mehr von denen, die die Wahrheit lieben lernten, seit ich nicht mehr unter den Menschen wandelte, denn ich möchte gern im stande sein, sie zu erkennen, wenn wir uns im Himmel begegnen.“

Und so erzählte ihm Carlos, freilich nicht zum erstenmal, aber doch ausführlicher als je zuvor, die Geschichte der lutherischen Kirche in Spanien. Fast jeder Name, den er nannte, ist zu uns gedrungen, umgeben von dem Heiligenschein der Märtyrerherrlichkeit. Mit besonders ehrfurchtsvoller Liebe erzählte er von Don Carlos de Seso, von Losada, von d'Arellano und dem heldenmütigen Juliano Hernandez, welcher, wie er glaubte, noch auf seine Krone wartete. „Für ihn“, sagte er, „bete ich noch; für die andern kann ich nur Gott danken.“ „Sicherlich“, fügte er nach einer Pause hinzu, „wird Gott Sich des Landes erinnern, für

welches diese seine treuen Märtyrer gebetet, gearbeitet und gelitten haben. Gewiß wird Er ihre Stimmen hören, wie sie vor dem Altar nicht um Rache, sondern um Vergebung und Gnade schreien. Und eines Tages wird Er umkehren und es sich gereuen lassen und einen Segen zurücklassen."

„Ich weiß nicht," sagte zögernd der sterbende Greis, „die Spanier haben ihren Teil an göttlicher Wahrheit empfangen und haben sie verworfen. Wie heißt es doch irgendwo in der Schrift über Noah, Daniel und Hiob?"

Carlos citierte die feierlichen Worte: „Und wenngleich Noah, Daniel und Hiob darinnen wären, so wahr ich lebe, spricht der Herr, Herr, sie würden weder Söhne noch Töchter erretten, sondern allein ihre eigne Seele durch ihre Gerechtigkeit." „Fürchtest Du, mein Vater, daß solch ein schreckliches Urteil über unser Vaterland gesprochen sei? Ich wage andres zu hoffen, denn nicht die Spanier haben die Wahrheit verworfen — die Inquisition vernichtet sie."

„Aber die Spanier sind für ihre Thaten verantwortlich, so lange sie darein willigen. Sie sind zu sorglos. Es giebt tapfere Männer genug, welche Waffen führen können" — sagte der frühere Krieger in einer momentanen Rückkehr zu alter Gewohnheit des Denkens und Empfindens.

„Aber Gott kann unser Land noch anders heimsuchen," fuhr Carlos fort. „Seine Wahrheit wird oft den Individuen zweimal angeboten, warum nicht auch den Nationen?"

„Das ist wahr. Mir wurde sie zweimal angeboten. Sein Name sei gelobt!" Nach einer Pause hub er wieder an: „Mein Sohn spricht immer von andern, niemals von sich. Ich habe noch nicht erfahren, wie es zuging, daß Du das Wort Gottes von Juliano so willig annahmst."

Da erzählte Carlos im Dunkeln, die Hand seines Vaters in der seinigen haltend, zum ersten- und letztenmal die wahre Geschichte seines Lebens.

Ehe er weit darin gekommen war, stutzte Don Juan, richtete sich halb auf und rief überrascht aus: „Wie, und Du — Du auch — hast einmal geliebt?"

„Ja, und bitter wie der Schmerz war, freue ich mich jetzt über alles, die Sünde ausgenommen. Ich bin froh, daß ich das Allerbeste und Süßeste auf Erden gekostet habe; daß ich weiß, daß der Wein rot ist und dem Kelch des Lebens, den Er mich würdigt für Ihn fortzugeben, die Farbe verleiht." Seine Stimme klang leise und voll tiefer Empfindung, als er dies sagte. Dann fuhr er fort: „Aber die Sünde, mein Vater! Besonders der Verrat meines Herzens gegen Juan hat mich lange gequält und tief verwundet. Juan, mein tapfrer, großmütiger Bruder, der jeden zu Boden geschlagen haben würde, der anzudeuten gewagt hätte, daß ich etwas Unehrenhaftes thun oder denken könne! Er hat es nie erfahren, und wenn er es erfahren hätte, würde er es mir vergeben haben; aber ich konnte es mir selbst nicht vergeben. Ich glaube nicht, daß ich die Selbstverachtung überwunden hätte, bis ich das erlebte, was mir geschah, nachdem ich ein Jahr im Gefängnis gewesen war. O mein Vater, wenn Gott nicht in das Mittel getreten wäre, um mich zu retten, indem er mich vor dem Verbrechen bewahrte, schaudre ich zu denken, was mein Leben geworden wäre. Ich bin überzeugt, ich wäre tiefer und immer tiefer gesunken. Vielleicht würde ich sogar in dem Purpur und köstlichen Leinen und dem entsetzlichen Pomp und Luxus der Unterdrücker und Verfolger der Heiligen geendet haben!"

„Nein," sagte Don Juan, „das würde Dir nie möglich gewesen sein, Carlos! Aber ich habe eine Frage auf dem Herzen, die ich mich schon oft gesehnt habe Dir vorzulegen: Kennt und liebt Juan, mein Juan Rodrigo, das Wort Gottes?"

Er hatte Carlos diese Frage schon früher vorgelegt, aber dieser hatte mit Takt und Sanftmut die Antwort stets vermieden. Bis zu diesem Augenblick hatte er es nicht gewagt, seinem Vater die Wahrheit über diesen wichtigen Gegenstand zu sagen. Außer der fürchterlichen Gefahr, daß der Prior oder seine Agenten den Lippen des alten Mannes in einem Augenblicke der Furcht oder der Vergeßlichkeit ein unbesonnenes Wort entlocken könnten, verfolgte ihn die beständige Angst vor Lauschern an den Schlüssellöchern oder verborgenen Öffnungen, die einem, der die Gewohnheiten des heiligen Offiziums kannte, ganz natürlich war. Jetzt aber beugte

er sich ganz über den sterbenden Mann und sprach zu ihm in langem, ernstem Flüstern.

„Gott sei Dank!" murmelte Don Juan. „Ich hätte jetzt keinen unbefriedigten Wunsch mehr — wenn Du nur in Sicherheit wärst! Aber doch", fügte er hinzu, „will es mir hart erscheinen, daß Juan alles haben soll und Du nichts."

„Ich nichts?" rief Carlos aus, und wäre es nicht dunkel im Zimmer gewesen, so würde sein Vater gesehen haben, daß sein Auge leuchtete und sein ganzes Antlitz glühte, „mein Vater, mein ist das beste Teil gewesen, selbst für die Erde. Müßte ich es noch einmal durchmachen, so würde ich die beiden letzten Jahre meines Lebens nicht vertauschen um die tiefste Liebe, die strahlendsten Hoffnungen und die lieblichsten Freuden, die das Leben zu bieten hat, denn der Herr selbst ist mein Gut und mein Teil, mein Erbteil im Lande der Lebendigen."

Nach kurzem Schweigen fuhr er fort: „Vor allem aber habe ich Dich, mein Vater! Deshalb ist es mir eine Freude zu denken, daß mein geliebter Bruder auch etwas Köstliches besitzt. Wie liebte er sie! Aber das wunderbarste von allem, wenn ich jetzt darüber nachdenke, ist die Erfüllung unsers Kindheitstraumes und durch mich, den Schwachen, dem nichts gebührte, nicht durch Juan, den Helden, dem alles gebührte. Es ist der Lahme, der den Raub gewonnen; es ist der schwache und zaghafte Carlos, der unsern Vater gefunden hat."

„Schwach — zaghaft?" fragte Don Juan mit ungläubigem Lächeln. „Mich wundert, wer jemals solche Worte mit dem Namen meines heldenmütigen Sohnes verbinden durfte. Carlos, haben wir noch etwas Wein?"

„Reichlich, mein Vater!" antwortete Carlos, welcher alles sorgfältig für seinen Vater aufbewahrte, was für sie beide gegeben wurde. Nachdem er ihm etwas gereicht hatte, fragte er: „Hast Du heute abend Schmerzen?"

„Nein, keinen Schmerz, nur müde, immer müde."

„Ich hoffe, mein geliebter Vater wird bald dort sein, wo die Müden Ruhe finden — und wo die Bösen uns nicht mehr beunruhigen können," setzte er leise für sich hinzu.

Er hätte gern das Gespräch fallen lassen aus Furcht, seines Vaters Kräfte zu erschöpfen. Aber sein Sprechen beschwichtigte die Unruhe des Kranken. Kurz darauf fragte dieser: „Ist nicht jetzt bald Weihnacht?“

Carlos wußte wohl, daß dem so sei, und fürchtete sehr die Zeit, welche „Frieden auf Erden“ bringen sollte; denn sie würde dem Gefangenen ohne Zweifel Besuch bringen, und ganz gewiß würden dem Büßer besondere Wohlthaten angeboten werden, vielleicht der Trost des Sakramentes, vielleicht die Erlaubnis, die Messe zu hören. Ihm schauderte bei dem Gedanken, was die Weigerung, solche Begünstigung anzunehmen, nach sich ziehen könne, und immer wieder hauchte er das brünstige Gebet, daß, was auch über *ihn* kommen möge, weder Gewalt noch Kränkung noch Vorwurf seinen Vater treffen möchte.

Auch war es mehr als wahrscheinlich, daß während der großen Feste dieser Zeit auch ein feierliches Autodafé stattfinden würde. Aber dies war ein geheimer, tief innerlicher Gedanke, den er sogar für sich selbst nicht oft in Worte faßte: Wenn es nur Gottes Wille wäre, seinen Vater früher abzurufen!

„Es ist Dezember,“ sagte er als Antwort auf Don Juans Frage. „Aber ich habe die Berechnung der einzelnen Tage verloren; es wird der 12. oder 14. sein. Soll ich die Abendpsalmen für den 14. hersagen? „Te dicet hymnus?““

Während er dies that, schlief der alte Mann ein, und das war es, was Carlos wünschte. Der nächste Tag und die darauf folgende Nacht vergingen halb unter dem Schlaf der Erschöpfung, halb unter unruhiger Mattigkeit. Einmal nur sprach Don Juan zusammenhängend.

„Ich glaube, Du wirst meine Mutter bald sehen,“ sagte Carlos, indem er ihm Wein und Wasser reichte.

„Ja,“ flüsterte der Sterbende, „aber daran denke ich jetzt nicht. Was viel besser ist — ich werde Christum sehen.“

„Mein Vater, ruhst Du in ihm noch in Frieden?“

„In vollem Frieden.“

Und Carlos sagte nichts mehr. Er war zufrieden, nein, unaussprechlich glücklich. Er, der in allen Dingen den Vortritt haben

will, hatte wirklich seinen rechten Platz in dem Herzen des Sterbenden eingenommen, wenn selbst die starke irdische Liebe, die mit seinem innersten Leben verwachsen war, vor Seiner Liebe erblaßte.

Und in der letzten Nachtwache, als der Tag anbrach, schickte Er Seinen Engel, um die Fesseln des Gefangenen zu lösen. Die Berührung, die ihn frei machte, war so sanft, daß der, welcher neben ihm saß, seine Hand haltend und sein Antlitz beobachtend, wie wir den letzten bewußten Blick unsrer Lieben beobachten, nicht einmal genau den Augenblick wußte, wo der Befreier gekommen war. Carlos konnte nicht sagen: „Er geht," er sagte nur: „Er ist gegangen." Dann küßte er die bleichen Lippen und drückte die glanzlosen Augen zu — in Frieden.

Niemals hat jemand Gott inbrünstiger dafür gedankt, daß Er die Geliebten von den Pforten des Todes zurückgebracht, als Carlos Ihm in der Stunde dafür dankte, daß Er die Pforten, „die kein Mensch zuschließen kann," so sanft geöffnet hatte. „Mein Vater, Deine Ruhe ist gewonnen," sagte er, in das stille, edle Angesicht blickend. „Sie können Dich jetzt nicht berühren. Keine Bosheit der Menschen und des Teufels kann Dir mehr einen Schmerz bereiten. Vor einem Augenblick noch so grausam in ihrer Gewalt und jetzt so vollständig darüber hinaus! Gott sei Dank! Gott sei Dank!

Der Regen war vorüber, und bald ging die Sonne in ihrem königlichen Gewande von Purpur und Gold auf — immer noch ein neues Wunder und eine neue Freude für den Gefangenen der Triana. Aber nicht einmal dieser Anblick konnte heute seine Augen ablenken von der tieferen Schönheit des stummen, feierlichen Antlitzes vor ihm. Als das sanfte rosige Licht auf die bleiche Wange und Stirn fiel, sprach der Beschauer mit friedlicher Dankbarkeit:

„Ihm ist die Sonne und das Licht des Tages nichts mehr, denn er sieht die Herrlichkeit Gottes."

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Triumph.

Carlos saß noch immer neben dem Totenbett und hatte ebenso wenig Gefühl für die Zeit, als ob er schon dort wäre, wo es keine Zeit mehr giebt, als die Thür seiner Zelle sich öffnete, um zwei vornehme Besucher einzulassen. Zuerst kam der Prior, dann noch ein andres Mitglied des Inquisitionsgerichts.

Carlos erhob sich von der Seite des Toten und sagte ruhig, sich an den Prior wendend: „Mein Vater ist frei."

„Wie? Was ist das?" rief Fray Ricardo, dessen Stirn sich vor Erstaunen zusammenzog.

Carlos trat zur Seite und ließ ihn näher treten und selbst sehen. Mit wahrer Bekümmernis in seinem strengen Gesicht neigte er sich einige Augenblicke über die regungslose Gestalt. Dann fragte er: „Aber warum wurde ich nicht gerufen? Wer war bei ihm, als er starb?"

„Ich — sein Sohn," sagte Carlos.

„Aber wer sonst noch?" Dann mit erhobener Stimme und schnellerer Betonung: „Wer erteilte ihm die letzten Segnungen der Kirche?"

„Er hat sie nicht empfangen, Sennor, denn er verlangte sie nicht. Er sagte, Christus sei sein Priester; er wolle nicht beichten, und man solle ihm nicht die letzte Ölung erteilen, so lange er bei Bewußtsein bleibe."

Des Dominikaners Gesicht erbleichte vor Zorn bis auf die Lippen. „Lügner!" schrie er mit Donnerstimme. „Wie darfst Du es wagen, mir zu sagen, daß der, für den ich gewacht, gebetet

und gearbeitet habe, nach langen Jahren treuer Buße doch schließlich ungesalbt und ohne Beistand mit Luther und Calvin zur Hölle gefahren sei?"

„Ich sage Dir, er ist in Frieden heimgegangen in seines Vaters Haus."

„Gotteslästerer, Lügner, wie Dein Vater, der Teufel! Aber jetzt verstehe ich alles. Du hast in Deinem Haß gegen den Glauben verweigert, Hilfe herbeizurufen, hast seinen Geist hingehen lassen ohne Beistand und Trost der Kirche. Mörder seiner Seele — Deines Vaters Seele! Und damit nicht zufrieden, kannst Du hier stehen und sein Andenken beschimpfen, indem Du uns glauben machen willst, er sei als Ketzer gestorben? Aber das wenigstens ist falsch, falsch wie Dein eigner, verfluchter Glaube."

„Es ist wahr, und Ihr glaubt es!" sagte Carlos in klarem, ruhigem Ton, welcher einen wunderbaren Kontrast zu dem ungewohnten Wutausbruch des Dominikaners bildete.

Und der Prior glaubte es in der That — das war der schärfste Stachel. Er wußte sehr gut, daß der verurteilte Ketzer keiner Lüge fähig war. Was Thatsachen betraf, so würde er auf sein Zeugnis mehr Wert gelegt haben als auf das des stattlichen Inquisitors, der ihm zur Seite stand. In der Pause, welche folgte, trat diese Persönlichkeit vor und betrachtete das Antlitz des Toten.

„Wenn es wirklich bewiesen ist, daß er als Ketzer gestorben ist, so müßte nach dem für solche Fälle gegebenen Gesetze des heiligen Offiziums gegen ihn verfahren werden."

Carlos lächelte — lächelte in schweigendem Triumph. „Ihr könnt ihm jetzt nichts anhaben," sagte er. „Sehet da, Sennor, der unsterbliche, unsichtbare König hat sein eignes Siegel auf diese Stirn gedrückt, so daß nichts das Urteil über ihn umstoßen und Sein Vorhaben mit ihm ändern kann."

Und der Friede schien von dem toten Antlitz auf das Antlitz des Lebenden übergegangen, der ihn so lange betrachtet hatte. Carlos war ebenso vollständig der Macht seiner Feinde entrückt, wie es sein Vater in dieser Stunde war. Das fühlten sie — wenigstens einer von ihnen. Was den andern betraf, so war sein starkes Herz zerrissen von Zorn und Betrübnis. Betrübnis über

den Büßer, den er aufrichtig geliebt hatte, und den er jetzt nach all seinen Gebeten und Anstrengungen für eine verlorene Seele hielt; Zorn gegen den hartnäckigen Ketzer, dem er freundlich zu begegnen gesucht hatte, und der seine Freundlichkeit damit lohnte, daß er ihm seinen Bekehrten gerade an der Pforte des Himmels aus der Hand riß und ihn in die Hölle stieß.

„Ich will es nicht glauben," wiederholte er mit blassen Lippen und Augen, die unter seiner Kapuze hervor wie Feuer glühten. Dann, indem er sich zu dem Toten wandte, etwas weicher werdend: „Könnten doch diese schweigenden Lippen nur ein Wort hervorbringen, um zu sagen, daß der Tod Dich treu dem katholischen Glauben fand! — Kein Wort. Das ist das Ende jahrelanger Hoffnungen. Aber wenigstens soll Dein Verräter morgen mit Dir unter den Toten sein. Ketzer," sagte er, sich hochmütig an Carlos wendend, „wir sind hier, um Dir Dein Schicksal anzukündigen. Ich kam mit einem Herzen voll Mitleid und Nachsicht, um Rat und Trost anzubieten und solches Erbarmen, wie es die heilige Kirche denen aufbewahrt, die noch in der elften Stunde in ihren Schoß zurückkehren. Aber jetzt verzweifle ich an Dir. Geständig unbußfertiger, dogmatisierender Ketzer, gehe Deinen selbstgewählten Weg in das ewige Feuer!"

„Morgen? Sagtet Ihr morgen?" fragte Carlos, der regungslos stand, wie in Gedanken verloren.

Der andre Inquisitor nahm das Wort. „Es ist wahr," sagte er. „Morgen bringt die Kirche Gott das angenehme Opfer eines feierlichen Glaubensaktes, und wir kommen, Dir Dein wohlverdientes und lange aufgeschobenes Urteil anzukündigen — dem Arme des Gesetzes als ein hartnäckiger Ketzer überliefert zu werden. Aber selbst jetzt noch, wenn Du bereuen willst und bekennen und, indem Du Deine Sünden beklagst, um Wiederaufnahme in den Schoß der Kirche flehen, so wird diese mit Erfolg bei dem Zivil-Magistrat vermitteln, daß die Verurteilung zum Feuertode in die mildere Strafe des Erdrosselns umgewandelt werde."

Um Carlos' Lippen spielte es wie ein schwaches Lächeln. Aber er wiederholte nur: „Morgen!"

„Ja, mein Sohn," sagte der Inquisitor rasch, denn er verstand seine Sache. Er war hergekommen, um die Sachlage zu verbessern, und er war entschlossen, es zu erreichen. „Es erscheint Dir ohne Zweifel wie ein unerwarteter Schlag, und als wäre Dir nur kurze Zeit zur Vorbereitung gelassen; aber im besten Fall ist unser Leben nur eine kurze Spanne, „der Mensch, vom Weibe geboren, hat nur eine kurze Zeit zu leben und ist voll Elend"."

Carlos sah nicht aus, als ob er höre. Er stand wie in Gedanken verloren, den Kopf auf die Brust gesenkt. Aber im nächsten Augenblick erhob er ihn plötzlich.

„Morgen werde ich mit Christo in der Herrlichkeit sein!" rief er aus mit einem so strahlenden Angesicht, als ob die Herrlichkeit sich schon darin widerspiegele.

Ein leises Gefühl von Ehrfurcht und Verwunderung berührte das Herz des Inquisitors und ließ ihn einen Augenblick schweigen. Dann sich wieder fassend und seine Zuflucht zu ihm geläufigen Redensarten nehmend, sagte er: „Ich beschwöre Euch, an Eure Seele zu denken!"

„Ich habe längst daran gedacht. Ich habe sie in die sichere Hut meines Herrn Christi gegeben. Darum denke ich nicht mehr an sie; ich denke nur an Ihn."

„Aber habt Ihr keine Furcht vor der Qual, vor dem Feuertode?"

„Ich habe keine Furcht!" antwortete Carlos. Und dies war ihm selbst ein großes Geheimnis. „Die Hand Christi wird mir entweder darüber hinaushelfen oder mich hindurchtragen; ich weiß noch nicht, welches von beiden. Und ich habe keine Sorge: Er wird sorgen."

„Männer von edler Herkunft, wie Ihr *seid* — von hoher Ehre und unbeflecktem Namen, wie Ihr *wart*," sagte der Inquisitor, „fürchten oft die Schande mehr als die Todespein. Ihr, die Ihr Alvarez de Menaya genannt wurdet, was sagt *Ihr* zu der Schmach, dem Fluch aller Menschen, dem Hohn und Spott des niedrigsten Pöbels — der Zamarra, der Carroza?"

„„Ich werde freudig zu Ihm hinausgehen außer dem Lager und Seine Schmach tragen.""

„Und an dem Brandpfahl neben einem gemeinen Schurken, einem elenden Maultiertreiber stehen, der desselben Verbrechens überführt ist?"

„Ein Maultiertreiber? Juliano Hernandez?" fragte Carlos lebhaft.

„Derselbe."

Ein sanfteres Licht glitt über Carlos' Züge. So sollte er das Antlitz noch einmal sehen, vielleicht sogar die Hand ergreifen? Wahrlich, Gott gab ihm alles, was er von Ihm erbat.

„Ich freue mich, hier im letzten Augenblick an der Seite dieses treuen Kämpfers und Dieners Christi zu stehen; denn wenn wir dort zusammen eingehen, wage ich nicht zu hoffen, so hoch geehrt zu werden, um einen Platz neben ihm einzunehmen."

Hier fiel der Prior ein. „Sennor, mein Bruder, Ihr verschwendet Eure Worte. Er ist in die Gewalt des Bösen gegeben. Laßt uns ihn verlassen!" Und seinen Mantel um sich schlagend, wandte er sich zum Gehen, ohne wieder nach Carlos hinzublicken.

Aber Carlos trat vor. „Verzeiht mir, Herr, ich habe noch ein paar Worte an Euch zu richten!" und seine Hand ausstreckend, um ihn zurückzuhalten, berührte er unwillkürlich seinen Arm.

Der Prior warf sie mit einer Gebärde zornigen Hohns zurück. Es war Verunreinigung in der Berührung. „Ich habe schon zu viel Worte von Euren Lippen gehört," sagte er.

„Morgen abend werden meine Lippen Asche sein, meine Stimme für immer zum Schweigen gebracht; so könnt Ihr heute wohl noch einen Augenblick mit mir Geduld haben."

„So redet denn, aber macht es kurz!"

„Es ist der letzte Schmerz, den ich auf Erden zu empfinden glaube, so von Euch zu scheiden, denn Ihr habt mir wahre Freundlichkeit erwiesen. Ich schulde Euch nicht Vergebung, wie einem Feinde, sondern Dankbarkeit, wie einem aufrichtigen, aber irrenden Freunde. Ich werde für Euch beten." —

„Eines unbußfertigen Ketzers Gebete —"

„Werden meinem Herrn, dem Prior, keinen Schaden zufügen, und es kommt vielleicht ein Tag, wo er es nicht beklagen wird, daß sie für ihn gebetet worden."

Es entstand eine kurze Pause. „Habt Ihr weiter nichts zu sagen?" fragte der Prior etwas sanfter.

„Nur noch ein Wort, Sennor!" Er wandte sich um und blickte auf den Toten. „Ich weiß, Ihr habt ihn lieb gehabt; Ihr werdet milde mit seinem Staube verfahren, nicht wahr? Ein Grab ist nicht zuviel für ihn erbeten. Ihr werdet es gewähren; ich vertraue Euch."

Die Starrheit in dem Gesicht des Priors ließ etwas nach vor diesem flehenden Blick. „Ihr seid es, der versucht hat, ihn eines Grabes zu berauben," sagte er. „Ihr habt ihn der Ketzerei bezichtigt, aber Euer Zeugnis ist hinfällig, und, wie ich schon gesagt habe, ich glaube Euch nicht."

Mit dieser Erklärung offiziellen Unglaubens verließ er das Zimmer.

Sein Gefährte zögerte noch. „Ihr bittet für den bewußtlosen Staub, der weder fühlen noch leiden kann," sagte er. „Den könnt Ihr bedauern. Wie kommt es, daß Ihr Euch selbst nicht bedauern könnt?"

„Das, was Ihr morgen zerstört, bin nicht ich; es ist nur mein Kleid, meine Hülle. Aber selbst darüber wacht Christus. Er kann es ebenso herrlich auferwecken aus der Asche des Quemadero als aus der Kirche, wo die Gebeine meiner Väter ruhen, denn ich bin Sein — Seele und Leib — erkauft durch Sein Blut. Und warum ist es ein Wunder vor Euren Augen, daß ich mich freue, für Ihn mein Leben zu geben, der das Seinige für mich gab?"

„Gott kann Euch selbst jetzt noch gewähren, in Seiner Gnade zu sterben," antwortete der Inquisitor mit einem Anflug von Rührung. „Ich verzweifle noch nicht an Dir. Ich will für Dich beten und Dich heut abend wieder besuchen." Mit diesen Worten eilte er dem Prior nach.

Carlos saß eine Zeitlang regungslos, seine Seele zum Überfließen voll von einem ruhigen, tiefen Strom ehrfürchtiger, staunender Freude. Er hatte nicht Raum für irgend einen Gedanken außer dem: „Ich werde Sein Angesicht sehen; ich werde auf ewig bei Ihm sein." Über das, was dazwischen lag, konnte er so

fröhlich hinwegspringen, wie ein Kind über einen Bach springt, um die ausgesteckte Hand seines Vaters zu fassen.

Endlich fiel sein Auge, vielleicht zufällig, auf die kleine, ihm nahe liegende Brieftasche. Er ergriff sie, und nachdem er die Stelle gefunden, wo das letzte verzeichnet war, schrieb er rasch darunter:

„Abzuscheiden und bei Christo zu sein, ist viel besser. Mein geliebter Vater ist heute in Frieden zu ihm gegangen. Ich gehe morgen auch in Frieden zu Ihm, obwohl auf einem rauheren Wege. Gutes und Barmherzigkeit sind mir wahrlich gefolgt mein lebenlang, und ich werde bleiben im Hause des Herrn immerdar.

Carlos Alvarez de Santillanos y Menaya."

Mit dem eigentümlichen Bewußtsein, daß er jetzt seinen Namen zum letztenmal unterschrieben habe, fügte er sorgfältig seine besondre „rubrica" — den gewohnten Schriftzug – hinzu.

Dann kam noch ein Gedanke an die Erde — nur einer — der letzte. „Gott gebe in Seiner großen Barmherzigkeit, daß mein Bruder in weiter Ferne sei! Ich möchte nicht, daß er mein Gesicht morgen sähe. Denn der Schmerz und die Schande können von allen gesehen werden, während niemand um das weiß, was sie in Herrlichkeit verwandelt, außer dem, der es empfängt. Aber wo Du auch sein mögest, Gott segne Dich, mein Ruy!" Und das Buch wieder ergreifend, fügte er dem, was er schon geschrieben hatte, wie von einem plötzlichen Impulse getrieben die Worte hinzu: „Gott segne Dich, mein Ruy!"

Bald darauf erschienen die Alguazils, um ihn nach der Triana zurückzuführen. Dann, sich noch einmal nach dem Toten umwendend, küßte er die bleiche Stirn, indem er sagte: „Leb' wohl auf eine kleine Weile! Du hast den Tod niemals geschmeckt, noch werde ich ihn schmecken. Für Dich und für mich hat Christus den Kelch getrunken."

Und nun öffneten sich zum zweitenmal die Pforten der Triana, um Don Carlos Alvarez aufzunehmen. Beim Sonnenaufgang am nächsten Morgen wurden ihre düsteren Thore aufgeschlossen, und er mit vielen andern trat aus ihrem Schatten hervor, um nicht wieder in den dunklen Kerker zurückzukehren

und dort lange, einsame Stunden des Kummers und des Schmerzes zu verbringen. Sein Lauf war vollendet; sein Sieg war gewonnen. Lange ehe die Sonne wieder über die müde, blutgetränkte Erde aufgegangen, war ihm, der mit der Erde fertig war, eine strahlendere Sonne aufgegangen. All sein Wünschen war erfüllt, all sein Sehnen gestillt. Er sah Christi Angesicht und war auf ewig bei Ihm.

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Ist es zu spät?

Der Gebirgsschnee lag weiß um das alte Schloß von Nuera. Aber drinnen war Licht und Wärme, auch „Freude und Wonne war dort und Dank und Lobgesang". Denn Donna Beatrice, ernster und bleicher als früher und der strahlende Glanz ihrer dunklen Augen durch einen tauigen, sanften Schimmer gemildert, sang ein Wiegenlied neben dem Bettchen ihres schlafenden Erstgeborenen.

Das Kind war soeben durch Fray Sebastian getauft worden.

Mit flehendem, nachdenklichem Blick hatte Dolores Tags zuvor ihren Herrn gefragt, welchen Namen er wünsche, daß sein Sohn tragen solle. Aber er hatte nur geantwortet: „Der Erbe unsers Hauses trägt stets den Namen Juan." Ein andrer Name war seinem Gedächtnis viel teurer, aber er konnte seine Lippen noch nicht gewöhnen, ihn auszusprechen, oder sein Ohr, den Klang zu hören."

Jetzt kam er langsam in das Zimmer, einen erbrochenen Brief in der Hand haltend. Donna Beatrice blickte auf. „Er schläft," sagte sie.

„So laß ihn weiterschlafen, Sennora!"

„Aber Du willst nicht hinsehen? Sieh, wie hübsch er ist, wie er im Schlummer lacht, und die lieben kleinen Hände —"

„Haben ihren Anteil daran, mich weiter fortzuziehen, als Du möchtest, meine Beatrice!"

„Nein, was meinst Du? Sei heute nicht ernst und traurig, heute nicht, Don Juan!"

„Meine Geliebte! Gott weiß, ich möchte keinen Schatten einer Sorge auf Deine Stirn legen, wenn ich es ändern könnte. Auch bin ich nicht traurig. Wir müssen nur überlegen. Hier ist ein Brief vom Herzog von Savoyen — und noch dazu ein sehr gnädiger und herablassender —, welcher mich auffordert, noch einmal meine Stelle in dem Heere Seiner katholischen Majestät einzunehmen."

„Aber Du wirst nicht gehen. Wir sind so glücklich hier zusammen."

„Meine Beatrice, ich darf nicht gehen. Ich würde kämpfen müssen — hier brach er ab und warf einen hastigen Blick im Zimmer umher, aus der Gewohnheit, Lauscher zu befürchten — ich würde kämpfen müssen gegen die, deren Sache mir gerade die liebste auf Erden ist. Ich würde jeden Tag durch meine Thaten meinen Glauben verleugnen müssen. Aber doch weiß ich nicht, wie ich ablehnen kann ohne in den Augen der Welt entehrt dazustehen als Verräter und Feigling."

„Keine Unehre kann Dich jemals treffen, mein tapfrer und edler Juan!"

Der Ernst auf Juans Stirn ließ ein wenig nach. „Aber ich könnte es schon nicht ertragen, daß die Menschen es nur denken könnten," sagte er. „Auch scheint mir, meine Beatrice —" und er rückte näher an die Wiege und blickte zärtlich auf den kleinen Schläfer, „ich darf dies Kind, das Gott mir gegeben hat, nicht zu dem bittern Erbteil eines Sklaven erziehen."

„Eines Sklaven?" wiederholte Donna Beatrice fast mit einem Schrei. „Der Himmel helfe uns, Don Juan, bist Du toll? Du, von edelster Abkunft, Du, Alvarez de Menaya, Deinen Erstgeborenen einen Sklaven zu nennen!"

„Ich nenne jeden einen Sklaven, der nicht reden darf, was er denkt, und nicht in Thaten umsetzen darf, was er glaubt," erwiderte Don Juan traurig.

„Und was ist es denn, was Du thun möchtest?"

„Wollte Gott, ich wüßte es. Aber die Zukunft ist mir ganz dunkel; ich sehe keinen Schritt vor mir."

„Dann, Geliebter, sieh nicht vor Dich! Laß die Zukunft ruhen, und genieße die Gegenwart wie ich!"

„Wahrlich, dies Kindergesicht könnte manche Sorge fortzaubern," sagte Juan mit einem neuen zärtlichen Blick auf das schlafende Kind, „aber ein Mann muß vor sich sehen, und ein christlicher Mann muß fragen, was Gott will, das er thun soll. Überdies fordert dieser Brief des Herzogs eine Antwort: Ja oder nein!"

„Sennor Don Juan, ich wünsche mit Euer Herrlichkeit zu sprechen," sagte Dolores in der Thür.

„Komm' herein, Dolores!"

„Nein, Sennor, ich wünsche Euch hier zu sprechen." Dieser gebieterisch scharfe Ton war Dolores sonst sehr unähnlich.

Don Juan kam augenblicklich heraus. Dolores machte ihm ein Zeichen, die Thür zu schließen. Dann erst hob sie an: „Sennor Don Juan, zwei Brüder von der Gesellschaft Jesu sind von Sevilla gekommen und jetzt im Dorf."

„Was weiter? Du fürchtest doch nicht, daß sie irgend einen Verdacht gegen uns hegen?" fragte Juan in einiger Bestürzung.

„Nein, aber sie haben Nachrichten mitgebracht."

„Du zitterst, Dolores, Du bist krank! Rede — was ist es?"

„Sie haben Kunde von einem großen Autodafé gebracht, das in Sevilla gehalten werden soll, an einem Tage, der noch nicht bestimmt war, als sie die Stadt verließen, aber gegen Ende dieses Monats."

Einen Augenblick standen die beiden, schweigend einander anstarrend; dann sagte Dolores in raschem, atemlosem Flüstern: „Ihr werdet hingehen, Sennor?"

Juan schüttelte den Kopf. „Was Du denkst, Dolores, ist ein Traum, ein vergeblicher, wilder Traum. Lange schon, daran zweifle ich nicht, ruht er in Gott."

„Aber wenn wir den Beweis dafür hätten, könnten wir zur Ruhe kommen," sagte Dolores, während sich große Thränen langsam in ihren Augen sammelten.

„Es ist wahr," überlegte Juan. „Sie möchten ihre Rache noch an dem Staube auslassen."

„Und für die Gewißheit, daß ihnen weiter nichts geblieben sei, würde ich armes Weib freudig barfuß von hier nach Sevilla und wieder zurückgehen."

Juan zögerte nicht länger. „Ich gehe," sagte er. „Dolores, suche Fray Sebastian und schicke ihn sogleich zu mir! Sage Jorge, daß er die Pferde bereit hält, um morgen bei Tagesgrauen aufzubrechen! Inzwischen will ich Donna Beatrice auf meine plötzliche Abreise vorbereiten." —

Von dieser eiligen Winterreise hat Don Juan später nie gesprochen. Keins ihrer Ereignisse schien ihm den mindesten Eindruck gemacht zu haben oder ihm nur in der Erinnerung geblieben zu sein.

Aber endlich war er nahe bei Sevilla. Es war aber schon spät am Abend, und er hatte seinem Begleiter gesagt, sie wollten die Nacht in einem Dorf, einige Stunden von dem Ort ihrer Bestimmung entfernt, zubringen.

Plötzlich schrie Jorge: „Seht, Sennor, die Stadt steht in Flammen!"

Don Juan blickte hin. Ein greller Purpurschein ließ die Sterne am südlichen Himmel erblassen. Schaudernd neigte er sein Haupt und verhüllte sein Antlitz vor dem entsetzlichen Anblick. „Das Feuer ist außerhalb des Thores," sagte er endlich. „Bete für die Seelen, die jetzt in der Qual sind!"

Edle, heldenmütige Seelen! Wahrscheinlich war Juliano Hernandez, vielleicht Fray Constantino darunter. Dies waren die einzigen Namen, die vor Don Juans Geist aufstiegen, oder die er in seinem erregten brünstigen Gebete hauchte.

„Hier ist die Posada, Herr," sagte jetzt der Begleiter.

„Nein, Jorge, wir wollen weiter reiten. In Sevilla wird es heut nacht keine Schläfer geben."

„Aber Sennor", warf der Diener ein, „die Pferde sind müde; wir sind heut schon so weit gereist —"

„Laß sie später ruhen!" sagte Juan kurz. Bewegung war ihm in diesem Augenblick unbedingte Notwendigkeit. Er hätte nirgends ruhen können im Blick auf diesen entsetzlichen Schein.

Zwei Stunden später zog er den Zügel seines müden Pferdes vor dem Hause seiner Kousine Donna Inez an. Er machte sich keine Skrupel, hier mitten in der Nacht um Einlaß zu bitten, da er wußte, daß unter diesen Umständen das Haus in Bewegung

sein würde. Sein Ruf wurde schnell beantwortet, und er wurde in die an den Hof stoßende Halle geführt. Dort erschien bald Juanita mit einer Lampe, die sie auf den Tisch setzte. „Meine Herrin wird Euer Herrlichkeit bald begrüßen," sagte das Mädchen mit einem schüchternen, ängstlichen Ausdruck, der ihr gar nicht ähnlich sah, den aber Juan in seiner Benommenheit nicht bemerkte. „Aber sie ist sehr unwohl. Der Herr war genötigt, sie von dem Autodafé nach Hause zu führen, ehe es halb vorüber war."

Juan drückte seine Teilnahme aus und bat, sie möchte sich seinetwegen keinen Zwang auferlegen; vielleicht würde Don Garcia, wenn er sich noch nicht zur Ruhe begeben hätte, ihm einige Minuten der Unterredung gewähren.

„Meine Herrin sagte, sie müsse Euch selbst sprechen," antwortete Juanita, indem sie das Zimmer verließ.

Nach einiger Zeit erschien Donna Inez. In dem südlichen Klima welken Jugend und Schönheit rasch, aber doch war Juan in keiner Weise auf das veränderte, gealterte, abgezehrte Gesicht vorbereitet, in das er jetzt blickte. Keine pomphafte Kleidung half diesen Eindruck verdecken. Donna Inez war in ein dunkles, loses Morgengewand gehüllt und mit hastiger, unsorgsamer Hand schien der gewohnte Schmuck aus ihrem Haar gewunden zu sein. Ihre Augen sahen aus, als hätten sie stundenlang geweint und nur zuletzt aus Erschöpfung zuweilen aufgehört.

Sie streckte Juan beide Hände entgegen. „O Don Juan, ich wußte es nicht — ich wußte es nicht! —"

„Sennora, meine Kousine, ich bin erst eben hier angelangt. Ich verstehe Euch nicht," sagte Don Juan, aufstehend, um sie zu begrüßen.

„Santa Maria! Dann wißt Ihr nicht! — Entsetzlich!"

Sie sank in einen Sessel. Juan starrte sie an mit erregtem, fast wildem Ausdruck. „Ja, ich verstehe jetzt alles," sagte er endlich. „Ich vermutete es."

Er sah im Geist einen schwarzen Kasten, leblosen Staub enthaltend, eine plumpe, ungestaltete Figur, in die scheußliche Zamarra gekleidet und in großen Buchstaben den verehrten Namen Alvarez de Santillanos y Menaya tragend — während sie ein

lebendes Antlitz schaute, das nie aufhören würde, sie zu verfolgen, bis der Tod alles überschattet.

„Laßt mich reden," ächzte sie, „und ich will versuchen, ruhig zu sein. Ich wollte nicht hingehen. Ihr erinnert Euch, es war am Tage des letzten Autos, daß mein Bruder starb, und überhaupt — aber Don Garcia bestand darauf. Er sagte, jedermann würde darüber reden und besonders, weil der Fleckén auf unser Haus gefallen sei. Überdies sollte Donna Juana de Boharquez, die im Gefängnis starb, öffentlich für unschuldig erklärt und ihre Besitztümer ihren Erben zurückgegeben werden. Man fand, wir müßten aus Rücksichten für die Familie zugegen sein. O Don Juan, wenn ich es nur gewußt hätte! Ich würde lieber selbst einen Sanbenito angelegt haben als dahin gegangen sein. Gott gebe, daß es ihn nicht verletzt hat!"

„Wie hätte es ihn verletzen können, meine zartfühlende Kousine?"

„Still! Laßt mich fortfahren, während ich noch davon reden kann, sonst werde ich es Euch niemals, niemals erzählen! Und ich muß es. Er würde gewünscht haben —. Nun, wir hatten, was man gute Plätze nennen würde, sehr nahe bei den Verurteilten. Das gegenüberliegende Schafott war in der That so deutlich vor uns wie Ihr jetzt vor mir. Aber jenes letzte Mal hatte mich Donna Marias und Doktor Christobals Anblick so verfolgt, daß ich nicht wagte, meine Augen dahin zu erheben, wo sie saßen; — erst nachdem die Messe lange angefangen hatte. Und ich wußte außerdem, daß so viele Frauen da waren — acht auf der entsetzlichen oberen Bank —, die zum Tode verdammt waren. Aber endlich sagte mir eine Dame, die neben mir saß, ich möchte nach einem der Verurteilten sehen, einem kleinen Mann, der nach oben wies und seinen Gefährten Zeichen machte, um sie zu ermutigen. „Sieh nicht hin!" sagte Don Garcia schnell, aber zu spät. O Don Juan, ich sah sein Gesicht!"

„Sein lebendes Gesicht? Doch nicht sein lebendes Gesicht?" rief Juan, während ein Schauer seinen starken Körper von Kopf bis zu Fuß durchschütterte. Und der Name, der eine Ehrfurcht erweckende Name, der sich in Augenblicken höchster Bewegung immer auf menschliche Lippen drängt, erklang von den seinigen in angstvollem Klagelaut.

Donna Inez versuchte zu sprechen, aber vergebens. Völlig gebrochen weinte und schluchzte sie laut. Aber der Anblick des starren, thränenlosen Antlitzes vor ihr hemmte endlich ihre Thränen. Sie fand Kraft fortzufahren: „Ich sah ihn, natürlich abgezehrt und bleich, aber doch schließlich nicht so sehr verändert; dasselbe liebe, freundliche, vertraute Gesicht, das ich zuletzt in diesem Zimmer gesehen hatte, wie er mein Kind liebkoste und mit ihm spielte. Nicht traurig, nicht als ob er litte, eher als hätte er vor langer Zeit gelitten, aber wäre schon jetzt darüber hinaus. Ein stiller, geduldiger, furchtloser Ausdruck, Augen, die alles sahen und die doch nichts zu beunruhigen schien. Ich ertrug es, bis die Urteile vorgelesen wurden und es an das seine kam; aber als ich den Alguazil ihn anrühren sah — mit dem Schlag, der ihn dem weltlichen Arm übergab — konnte ich es nicht länger ertragen; ich glaube, ich schrie laut, aber ich weiß nicht, was ich that. Ich weiß nichts mehr, bis Don Garcia und mein Bruder Don Manuel mich durch die Menge trugen."

„Kein Wort? Wurde kein Wort gesprochen?" fragte Juan wild.

„Nein; aber ich hörte jemand in meiner Nähe sagen, er habe auf dem Hofe der Triana mit jenem Maultiertreiber geredet und Worte des Trostes an ein armes Weib unter den Büßern gerichtet, die sie Maria Gonzales nannten."

Alles war nun berichtet. Wahnsinnig vor Zorn und Angst stürzte Juan aus dem Zimmer, aus dem Hause, und ohne sich eines bestimmten Vorhabens bewußt zu sein, befand er sich nach fünf Minuten schon weit auf dem Wege nach dem Dominikanerkloster, das an die Triana grenzte.

Sein Diener, der an der Pforte gewartet hatte, folgte ihm, um nach seinen Befehlen zu fragen, und holte ihn mit Mühe ein und hielt seine Schritte auf.

Juan gebot ihm mit Strenge Schweigen auf seine erregte, zitternde Frage, was seinem Herrn fehle. „Lege Dich zur Ruhe," sagte er, „und triff mich am Morgen an der großen Pforte von San Isodro!" Nichts war ihm klar, als daß er sobald wie möglich den Staub der ruchlosen, grausamen Stadt von seinen Füßen schütteln müsse, und San Isodro war der einzige Zufluchtsort außerhalb ihren Mauern, der zufällig seinem verwirrten Gehirn einfiel.

Siebenundvierzigstes Kapitel.

Der Dominikaner-Prior.

„Sagt dem Prior, Don Juan Alvarez de Santillanos y Menaya wünsche ihn zu sprechen und das augenblicklich!" sagte Juan zu dem schläfrigen Laienbruder, der endlich, die Laterne in der Hand, auf seinen ungeduldigen Ruf herbeikam.

„Mein Herr hat sich eben erst zur Ruhe begeben und darf jetzt nicht gestört werden," antwortete der Diener, der mit einiger Neugier, um nicht zu sagen Überraschung, den Besucher ansah, welcher zu glauben schien, daß 3 Uhr an einem Wintermorgen eine geeignete Zeit sei, um eine Audienz von einem großen Herrn zu erbitten.

„Ich werde warten," sagte Juan, in den Hof schreitend.

Der Diener führte ihn in ein Sprechzimmer und sagte dann, indem er die Thür halb offen ließ: „Euer Herrlichkeit mögen mir verzeihen, ich habe Euren geehrten Namen nicht deutlich gehört."

„Don Juan Alvarez de Santillanos y Menaya. Der Prior kennt ihn nur zu gut."

Es war deutlich auf dem Gesicht des armen Laienbruders zu sehen, daß er ihn auch kannte, und ebenso kannte ihn in jener Nacht jeder Mann, jede Frau und jedes Kind in Sevilla. Es war ein Name der Schande geworden.

Mit einem hastigen: „Ja, ja, Sennor!" wurde die Thür geschlossen, und Juan blieb allein.

Was hatte ihn dahin geführt? Wollte er den Dominikaner über seines Bruders Ermordung anklagen, oder beabsichtigte er ihm Vorwürfe zu machen — ihm, der einst dem Gefangenen Erbarmen gezeigt hatte —, daß er ihn nicht vor diesem fürchterlichen

Schicksal gerettet habe? Er wußte es selbst kaum. Er war dahin getrieben worden durch einen wilden, unüberlegten Impuls, einen Instinkt leidenschaftlicher Wut, die ihn antrieb, nach dem einzigen Schatten der Rache zu greifen, die in seinem Bereich lag. Wenn er Gottes furchtbare Gerichte über die Verfolger nicht vollziehen konnte, so konnte er diese wenigstens anklagen. Ein armseliger Ersatz, aber doch alles, was ihm geblieben war. Ohne das mußte sein Herz brechen.

Aber dieser unüberlegte Impuls hatte doch etwas von bewußter Vernunft an sich, da er ihn trieb, die Gegenwart des Dominikaner-Priors zu suchen und nicht die des viel schuldigeren Munebraga. Denn wer könnte einen Tiger anklagen, wer einem Wolf Vorwürfe machen? An solche würden Worte verschwendet sein; gegen sie giebt es keine Beweismittel als die Lanze oder die Kugel. Ein Mensch kann nur zu Menschen reden.

Um Fray Ricardo Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, er war so weit Mensch, daß diese Nacht kein Schlaf in seine Augen kam. Als seine Diener es endlich passend fanden, ihn zu benachrichtigen, daß Don Juan ihn zu sprechen wünsche, kniete er noch, wie er schon stundenlang gekniet hatte, vor dem Kruzifix in seinem Privatsprechzimmer. „Heiland der Welt, Du hast so viel gelitten," dies war der Grundton seiner Gedanken, „und soll ich schwachherzig Deine Feinde bedauern oder davor zurückschrecken, sie das leiden zu sehen, was sie von Deinen Händen und von denen der heiligen Kirche verdient haben?"

„Alvarez de Santillanos y Menaya wartet unten." Gerade in diesem Augenblick würde Fray Ricardo lieber seine rechte Hand in das Feuer gehalten haben als einem, der diesen Namen trug, zu begegnen. Aber gerade aus diesem Grunde hatte er kaum gehört, daß Don Juan ihn erwarte, als er sich auch mit Kutte und Mantel bekleidete, eine Lampe in die Hand nahm — denn es war noch dunkel — und hinunterging, seinen Besucher zu empfangen, denn er war an diesem Morgen in einer Stimmung, jede Form der Selbstkasteiung, die ihm in den Weg kam, willkommen zu heißen und eine wunderbare aber wirkliche Erleichterung darin zu finden.

„Friede sei mit Dir, mein Sohn!“ war seine ernste, aber höfliche Begrüßung, als er in das Sprechzimmer trat. Er blickte mit trauriger Teilnahme auf Juan als auf den letzten eines Geschlechts, über welchem ein fürchterlicher Fluch lag.

„Laßt Euren Frieden bei Mördern wie Ihr selbst bleiben oder bei Sklaven wie die, die Euren Willen vollbringen! Ich werfe ihn Euch in Verachtung zurück!“ war seine wilde Antwort.

Der Dominikaner prallte einen Schritt zurück — nur einen Schritt, denn er war ein mutiger Mann, und sein Gesicht, bleich von innerem Kampf und Wachen, wurde noch um einen Schatten bleicher.

„Glaubt Ihr, ich wollte Euch verletzen?“ rief Juan in noch hochmütigerer Verachtung. „Kein Haar Eures geschorenen Hauptes. Seht hier!“ Er schnallte sein Schwert ab und warf es von sich, und es fiel klirrend zur Erde.

„Junger Mann, Ihr würdet Eure eigne Sicherheit wie Eure eigne Ehre wahren, wenn Ihr einen andern Ton annähmet,“ sagte der Prior nicht ohne Würde.

„Meine Sicherheit ist nicht der Mühe wert, gewahrt zu werden. Ich bin ein rauher Krieger, an Gefahr und Gewaltthat gewöhnt; möchte es dies und nur dies sein, womit Ihr droht! Aber, Teufel, die Ihr seid, konnte Euch kein andres Opfer genügen als mein junger, sanfter, unschuldiger Bruder, er, der weder Euch noch irgend jemand je etwas zuleide that? Konnte Eurer Bosheit nichts genügen, als ihn zweiunddreißig lange Monate in Eure scheußlichen Kerker einzumauern in Qualen des Leibes und der Seele, die Gott allein kennt, und ihn dann endlich zu diesem fürchterlichen Tode hinauszuführen? Ich fluche Euch, ich fluche Euch! Nein, das ist nichts. Wer bin ich, daß ich fluchen sollte? Ich flehe Gottes Fluch auf Euch herab. Ich überliefere Euch in dieser Stunde in die Hände Gottes. Wenn Er Seine Inquisition nach Blut anstellen wird — eine andre Inquisition als die Eure — so bitte ich Ihn, von Euch, Ihr Mörder der Unschuld, Ihr Folterer der Gerechten, jeden Tropfen Blut, jede Thräne, jede Qual, deren Er Zeuge gewesen ist, zu fordern — so wahr Er ein Rächer sein wird.“

Endlich fand der Prior Worte. Bis jetzt hatte er wie gebannt zugehört, wie jemand, der unter einem Alp machtlos ist, sich von der schrecklichen Last zu befreien. „Mensch," schrie er, „Ihr raset! Das heilige Offizium —"

„Ist des Erzfeindes eigenste Erfindung und die Minister desselben seine Lieblingsdiener!" unterbrach ihn Juan, rücksichtslos in seiner Wut und allen Folgen trotzend.

„Blasphemie! Dies kann nicht gelitten werden!" Und Fray Ricardo streckte seine Hand nach einer Glocke aus, die auf dem Tisch stand, aber Juans kräftiger Griff verhinderte ihn, sie anzurühren. Er konnte ihn nicht so leicht abschütteln, als er zwei Tage vorher eine blasse, magere Hand abgeschüttelt hatte. „Ich will dies eine Mal meine Meinung aussprechen," sagte Juan, „hernach — was Euch beliebt. Fahret fort! Füllt Euren Becher bis zum Überfließen! Vermauert, plündert, brennt, zerstört, türmt auf so hoch wie der Himmel Eure Hekatomben von Opfern, die Ihr dem Gotte der Liebe bringt! Eins wenigstens muß man zu Euren Gunsten sagen: Ihr beweiset bei Euren Grausamkeiten eine fürchterliche Unparteilichkeit. Es kann niemals von Euch gesagt werden, daß Ihr ausgegangen seid an die Zäune und Hecken und die Blinden und Lahmen genommen habt, um sie zu Eurem Brandopfer zu wählen. Nein, Ihr geht in die sichersten, wohlverwahrtesten Häuser; Ihr nehmt dort die sanftesten, die zärtlichsten, die schönsten, die besten, und aus ihnen bereitet Ihr Eure Brandopfer. Und Ihr — sind Eure Herzen menschlich oder sind sie es nicht? Wenn sie es sind, erstickt sie, erdrückt sie, daß sie schweigen, so lange Ihr könnt, denn es wird ein Tag kommen, wo Ihr sie nicht länger ersticken könnt. Dann wird Eure Strafe anheben; ihr werdet Reue fühlen."

„Mensch, laßt mich gehen!" unterbrach ihn der empörte und doch halb erschrockene Prior, der sich vergeblich abmühte, sich von Juans Griff zu befreien. „Hört auf mit Euren Blasphemieen! Menschen fühlen nur Reue, wenn sie gesündigt haben; ich aber diene Gott und der Kirche."

„Und doch, Diener der Kirche — denn ich bin nicht profan genug, um Euch Gottes Diener zu nennen — redet dies eine Mal

zu mir wie Mann zu Mann und sagt mir, hat Euch nie das bleiche Gesicht eines Opfers verfolgt, hat Euch niemals der angstvolle Schrei eines Opfers im Ohr nachgeklungen?"

Einen Augenblick zuckte der Prior wie jemand, der einen plötzlichen, stechenden Schmerz empfindet, aber entschlossen ist ihn zu verbergen.

„Genug!" rief Juan und ließ endlich den Arm los und schleuderte ihn von sich. „Ich habe die Antwort in Eurem Blick gelesen. Ihr seid wenigstens der Reue fähig."

„Da irrt Ihr Euch," sagte der Prior. „Reue giebt es nicht für mich."

„Nicht? Dann um so schlimmer für Euch, unendlich schlimmer. Aber es mag sein. Ihr mögt schlafen und aufstehen und wieder zur Ruhe gehen, ungestört durch ein verklagendes Gewissen. Ihr mögt Euch niedersetzen, um zu essen und zu trinken, während der Klagetön von dem Jammer Eures Bruders Euch in den Ohren klingt, wie Munebraga, der dort in seiner Marmorhalle beim Festmahl sitzt, während die Aschenhaufen auf dem Quemadero noch heiß sind — bis Ihr jäh zur Hölle fahrt und der Abgrund seinen Rachen über Euch schließt. Dann, dann werdet Ihr den Wein des Zornes Gottes trinken, der ungemischt in die Schale Seines Grimmes ausgegossen wird, und Ihr werdet gequält werden mit Feuer und Schwefel in der Gegenwart der heiligen Engel, in der Gegenwart des Lammes."

„Du bist von Sinnen," schrie der Prior, „und ich kaum weniger toll als Du, Dein Rasen anzuhören. Doch hört mich einen Augenblick, Don Juan Alvarez! Ich habe diese unwürdigen Vorwürfe nicht verdient. Für Euch und die Eurigen bin ich ein besserer Freund gewesen, als Ihr es ahnt."

„Edle Freundschaft! Ich danke Euch dafür, wie sie es verdient!"

„Ihr habt mir in dieser Stunde mehr als Grund gegeben, Euch augenblicklich verhaften zu lassen."

„Es soll mir willkommen sein. Es wäre wahrlich eine Schande, wenn ich von Euren Händen nicht ertragen könnte, was mein zarter Bruder ertrug."

Der letzte seines Stammes — der Vater im Kerker gestorben, die Mutter längst tot — Fray Ricardo wußte selbst am besten, warum — der Bruder zu Asche verbrannt. „Ich glaube, Ihr habt ein Weib, vielleicht ein Kind?" fragte der Prior hastig.

„Ein junges Weib und einen Säugling," sagte Juan, bei diesem Gedanken etwas weicher werdend.

„Wild, wie Eure Worte waren, bin ich doch um ihrer willen noch bereit, Euch Nachsicht zu zeigen. Nach der Langmut, die die Glieder des heiligen Offiziums —"

„Von ihrem Vater, dem Teufel, gelernt haben," unterbrach ihn Juan mit wieder auflodernder Zornesflamme. „Nach dem, was die Sterne gestern abend gesehen haben, höhnt mich nicht mit Reden von Langmut!"

„Ihr scheint mit Vorliebe Euren Untergang zu suchen," sagte der Prior, „aber ich habe Euch lange genug angehört. Jetzt hört mich! Ihr habt schon lange unter schwerem Verdacht gestanden; Ihr würdet sicher verhaftet worden sein, hätte nicht Euer Bruder die Folter ertragen, ohne irgend etwas zu Eurem Nachteil zu verraten. Das rettete Euch."

Aber hier hielt er inne, von Erstaunen überwältigt über die plötzliche Veränderung, die seine Worte hervorgebracht hatten.

Ein Mensch, der ins Herz getroffen ist, schreit nicht auf: er seufzt nicht, windet sich nicht einmal. Auch Juan that dies nicht. Er sank sprachlos auf den nächsten Sessel; all sein Mut, all sein Trotz vorüber. Einen Augenblick vorher stand er über dem zurückbebenden Inquisitor wie ein Unheilsprophet oder ein Racheengel. Jetzt lehnte er dort, zermalmt und stumm, in innerster Seele zerschlagen. Es folgte ein langes Schweigen; dann heftete er einen veränderten, traurigen Blick auf das Gesicht des Priors. „Das trug er für mich," sagte er, „und ich wußte es nicht?"

In dem kalten, grauen Morgenlicht, das jetzt das Zimmer erfüllte, sah er völlig verloren und gebrochen aus. Der Prior sogar konnte sich dazu aufschwingen, ihn zu bemitleiden. „Wie kommt es, daß Ihr es nicht wußtet? Fray Sebastian Gomez, der ihn im Kerker besuchte, war diese Thatsache wohl bekannt."

Bei Juan war in seiner gegenwärtigen Stimmung jede seiner geistigen Fähigkeiten zu unnatürlicher Thätigkeit gesteigert. Dies war es wohl, was es ihm möglich machte, die Wahrheit zu erraten, die ihm in ruhigeren Momenten entgangen wäre. „Mein Bruder," sagte er leise in tiefer Rührung, „mein heldenmütiger, zartfühlender Bruder muß ihn gebeten haben, es vor mir geheim zu halten."

„Es war merkwürdig," sagte der Prior, und seine Gedanken kehrten zu andern Dingen zurück, die ihm nicht weniger merkwürdig waren — Carlos' gleichmäßige Geduld und Sanftmut, die Standhaftigkeit, mit der er, während er seinen eignen Glauben bekannte, es hartnäckig verweigerte, irgend einen andern zu kompromittieren, die Selbstverleugnung, mit welcher er seinen Vater in dessen letzten Augenblicken davor bewahrte, gestört zu werden. Selbst zugegeben, daß der Ketzer eine wilde Bestie sei, geschaffen, um verfolgt und vernichtet zu werden, so darf doch der Jäger ohne Vorwurf die Grazie und Schönheit des Geschöpfes bewundern, welches eben unter seiner erbarmungslosen Waffe gefallen ist. Etwas wie ein Thränenflor legte sich zu seiner eignen Überraschung auf Fray Ricardos Augen.

Aber doch behielt die Sache des Glaubens bei ihm die Oberhand. Alles, was geschehen, war gut gewesen; hätte er es auch gekonnt, würde er doch keinen Teil davon ungeschehen machen. Aber verlangte seine Pflicht gegen den Glauben und die heilige Kirche, daß er auch den überlebenden Bruder zu Tode hetzen und so die einzige noch glimmende Kohle ersticken müsse? Er hoffte — nein! er glaubte — nein! und obwohl er es sich selbst nicht zugestanden haben würde, waren die nun folgenden Worte wirklich ein Versöhnungsopfer an Carlos' Schatten.

„Junger Mann! Ich an meinem Teil bin willens, die wilden Worte, die Ihr ausgestoßen habt, zu überhören, indem ich sie als Ausgeburt des Wahnsinns ansehe und außerdem schuldige Rücksicht auf Euren so natürlichen brüderlichen Schmerz nehme. Aber doch müßt Ihr Euch bewußt sein, daß Ihr Euch jetzt und nicht zum erstenmal dem ernsten Verdacht der Ketzerei ausgesetzt habt. Ich würde nicht bloß gegen mein eignes Gewissen sündigen, sondern

mich auch der Strafe für unerhörte Pflichtwidrigkeit aussetzen, wenn ich keine Schritte zur Rechtfertigung des Glaubens und zu Eurer eignen wohlverdienten Bestrafung thäte. Deshalb gebt wohl acht auf das, was ich Euch sage. Heut über acht Tage bringe ich diese Angelegenheit vor den Gerichtshof des heiligen Offiziums, von dem ich die Ehre habe, ein unwürdiges Mitglied zu sein, und Gott gebe Euch zum Bereuen Gnade und Vergebung."

Mit diesen Worten verließ Fray Ricardo das Zimmer. Er verschwindet auch aus diesen Blättern, in denen er eine Stelle einnahm als Typus der weniger zahlreichen und weniger schuldigen Klasse der Verfolger — derer, welche nicht nur dachten, daß sie Gott dienten — Munebraga mag das auch gedacht haben, aber er war nur gewillt, Gott so weit zu dienen, als es ihn nichts kostete —, sondern welche auch ehrlich besorgt waren, Ihm nach besten Kräften mit allen ihren Fähigkeiten zu dienen. Seine Zukunft ist unsern Blicken verborgen. Wir können nicht einmal zu behaupten wagen, ob, als ihm der Tod nahte, — wenn der Name Alvarez de Menaya ihm überhaupt einfiel — er sich Vorwürfe gemacht habe über die Strenge gegen den Bruder, welchen er den Flammen überliefert hatte, oder über die Schwäche gegen den Bruder, dem er so großmütig die Gelegenheit gegeben hatte, Leben und Freiheit zu retten.

Es sind gewöhnlich nicht die Schuldigsten, welche die warnende Stimme vernehmen, die ihre Verbrechen verkündet und ihre Bestrafung androht; solche Worte, wie sie Don Juan zu Fray Ricardo sprach, hätten ganz unmöglich im Beisein von Gonzales Munebraga ausgestoßen werden können. —

Kurz darauf trat ein Laienbruder, derselbe, der Don Juan eingelassen hatte, in das Zimmer und stellte Wein vor ihm auf den Tisch. „Mein Herr, der Prior, gebot mir zu sagen, Euer Herrlichkeit seien erschöpft und möchten Sich stärken, ehe Sie fortgingen," sagte er.

Juan machte eine abweisende Bewegung. Er traute sich nicht zu zu sprechen. Aber bildete sich Fray Ricardo ein, er werde auch nur Wasser und Brot annehmen unter dem Dache, das ihn beherbergte? Aber der Mann zögerte noch und stand vor ihm mit

dem Ausdruck, als hätte er etwas zu sagen, von dem er aber nicht genau wußte, wie er es herausbringen solle.

„Ihr könnt Eurem Herrn sagen, daß ich gehe," sagte Juan, sich matt erhebend, mit einem Ausdruck, der allerdings von Erschöpfung zeugte.

„Wenn es Euer edlen Herrlichkeit gefällt —" und der Laienbruder hielt inne und zögerte.

„Nun?"

„Euer Herrlichkeit wollen verzeihen — könntet Ihr vielleicht das Unglück haben, verwandt zu sein, ohne Zweifel sehr entfernt, mit einem der Ketzer, welche —"

„Don Carlos Alvarez war mein Bruder," sagte Juan stolz.

Der arme Laienbruder trat näher und dämpfte seine Stimme zu einem geheimnisvollen Flüstern: „Sennor, er war lange hier im Gefängnis. Man glaubte, daß mein Herr, der Prior, ihm freundlich gesinnt sei und ihm bessere Behandlung wünsche, als die Verbrecher in der Santa casa sie erfahren. Es geschah, daß der Gefangene, dessen Zelle er teilte, am Tage vor seiner — Entfernung starb, so daß die Zelle leer wurde, und es fiel mir zu, sie zu reinigen. Während ich es that, fand ich — dies. Ich glaube, es gehörte ihm."

Er zog aus seinem Rock ein kleines Buch und übergab es Juan, der danach griff wie ein vor Hunger Sterbender nach einem Stück Brot greifen würde. Hastig seine Börse ziehend, warf er sie dem Laienbruder zu, und dann, gerade als die Frühglocken anfingen zu läuten, gürtete er sein Schwert um und ging von dannen.

Achtundvierzigstes Kapitel.

Noch einmal San Isodro.

Den wolkenlosen Himmel über sich, die frische Morgenluft auf seinen Wangen, die Tautropfen an seinen Füßen, schritt Don Juan dahin. Der Fluß — sein geliebter, strahlender Guadalquivir — glänzte in dem frühen Sonnenschein, und bald führte ihn sein Weg zwischen die grauen Ruinen der alten Italika, während zwischen den Sträuchern, die sie halb verbargen, glitzernde Eidechsen, von seinem Schritt aufgeschreckt, hin und her huschten. Aber Juan sah nichts, fühlte nichts als den leidenschaftlichen Schmerz, der in seinem Herzen brannte. Während seiner Unterredung mit Fray Ricardo war er thatsächlich und für den Augenblick das gewesen, was der Prior ihn nannte: wahnsinnig, toll vor Wut und Haß. Aber jetzt erstarb die Wut in ihm und machte einer tiefen Seelenqual Platz.

Ist es der größte Schmerz auf Erden, unsre Geliebten leiden zu sehen? Oder giebt es nicht einen noch schärferen, durchdringenderen? Den, daß sie *allein* leiden müssen, daß keine Hand nahe ist, zu helfen, keine Stimme, um Trost zuzusprechen, kein Auge, um mit vertrauter Liebe auf ihren Schmerz zu blicken? Daß sie sterben müssen — sterben in Qual und Pein und einsam?

Don Juan leerte jetzt diesen bittern Kelch bis auf die Neige. Was der jugendliche Bruder, sein einziges irdisches Band, ihm gewesen war, braucht hier nicht gesagt zu werden, und er hätte es sicherlich nicht sagen können. Er war sein lebenlang der Gegenstand seiner Fürsorge und seines Schutzes gewesen, wie der Starke

den Schwachen schützt, wie der Mann das Weib und das Kind behütet. Hätte Gottes Hand ihn zu sich genommen, so wäre es Juan nicht so schwer geworden; er hätte es für einen leicht zu ertragenden Schmerz gehalten. Aber statt dessen stand er weit ab ohne zu helfen, während Menschen, grausam wie die Teufel, aus dem bodenlosen Abgrund ihr Schlimmstes, ihr Allerschlimmstes an ihm vollbrachten. Und mit raffinierter Selbstquälerei ging er alle die entsetzlichen Einzelheiten, so weit er sie wußte oder erraten konnte, durch. Er unterließ auch nicht sein eignes Herz mit der schärfsten Waffe von allen zu durchbohren — „es war für mich; für mich ertrug er die Folter." Der Angstschrei seines Bruders — einer Angst, die für ihn ertragen wurde — schien ihm in den Ohren zu klingen und ihn zu verfolgen. Er hatte das Gefühl, als würde er ihn ewig verfolgen.

Allerdings war ein Quell des Trostes nahe, den ein Kind ihm gezeigt haben könnte: „Alles ist jetzt vorüber. Er leidet nicht mehr. Er hat Ruhe gefunden." Aber wer neigt sich je aus diesem Quell zu trinken in dem brennenden Durst der ersten Stunde solchen Schmerzes, wie der seinige war? Wirklich war für Carlos alles überstanden; aber für Juan war nicht alles überstanden. Er mußte ebenso thatsächlich durch seine dunkle Stunde gehen, als Carlos durch die seinige gegangen war.

Wieder machte ihn die Angst fast wahnsinnig. Wieder stiegen wilder Zorn und Haß gegen die Folterer seines Bruders in ihm auf und wogten wie Fluten über ihn hin. Und darein mischten sich fast rebellische Gedanken über Ihn, dem dieser Bruder so fest vertraut und so treu gedient hatte, als wäre Er hart gegen Seinen Knecht gewesen und hätte ihn in der Stunde äußerster Not verlassen.

Er schreckte mit Entsetzen vor jedem Wanderer zurück, dem er zufällig begegnete, in der Vorstellung, seine Augen möchten auf seines Bruders Pein geblickt haben. Aber endlich hatte er unversehens das Thor von San Isodro erreicht. Es war durch einen Zufall unverriegelt geblieben, gab bei seiner Berührung nach, und so trat er in den Klosterhof. An derselben Stelle waren vor drei Jahren die Brüder geschieden, an dem Tage, als Carlos ihm

seinen neuen Glauben bekannt hatte. Aber nicht einmal diese Erinnerung konnte eine Thräne in Juans heiße, zornige Augen bringen. Hier aber erinnerte er sich des Buches, das er von dem Laienbruder erhalten hatte. Er zog es hervor und fing damit an, es eifrig zu betrachten. Es war fast ganz vollgeschrieben, aber ach, nicht von der geliebten Hand. Und so schlug er es zu in bitterer Enttäuschung. Dann sich plötzlich seiner körperlichen Erschöpfung bewußt werdend, warf er sich auf den Boden. Sein kräftiger Körper und seine starken Nerven schützten ihn vor völliger Ohnmacht. Er lag nur da, krank und matt; der blaue Himmel über ihm erschien ihm schwarz, und in seinen Ohren summte es undeutlich und wunderbar wie von vielen Stimmen.

Allmählich wurde er sich bewußt, daß jemand Wasser an seine Lippen hielt und, obwohl mit zitternder, ungeschickter Hand, sein Wams am Halse zu lösen versuchte. Er trank, schüttelte seine Schwäche ab und blickte um sich. Ein sehr alter Mann in weißer Tunika und braunem Überwurf beugte sich mitleidig über ihn. Im nächsten Augenblick stand er auf seinen Füßen, und nachdem er dem alten Mönch kurz für seine Freundlichkeit gedankt hatte, wandte er sich nach der Pforte.

„Nein, mein Sohn," sagte der alte Mann, „San Isodro ist verändert — verändert! Aber die Kranken und Elenden haben seine Thore nie ohne Hilfe verlassen, und sie sollen das jetzt nicht anfangen, nicht jetzt. Ich bitte Euch, kommt mit mir ins Haus und erquickt und ruhet Euch!"

Juan war nicht so achtlos, das zurückzuweisen, was er in der That so nötig brauchte. Er trat in das Kloster ein unter der Leitung des armen alten Fray Bernardo, an dem die Verfolger vielleicht aus Verachtung vorüber gegangen waren, und so wurde ihm schließlich, was er gewünscht — er sollte in Frieden sterben und begraben sein da, wo er sein Leben von der Kindheit bis in das Greisenalter verbracht hatte. Aber es lag etwas Wehmütiges in dem Gedanken, daß der Sturm, der vorüber gebraust war, den armen nutzlosen, halbverwelkten Baum unberührt gelassen hatte, während er die jungen, starken und edlen Eichen, den Stolz des jetzt verödeten Waldes, niederwarf.

Die wenigen eingeschüchterten und geängsteten Mönche, denen man gestattet hatte, im Kloster zu bleiben, empfingen Juan mit großer Freundlichkeit. Sie setzten ihm Wein und Speise vor. Letztere mochte er nicht anrühren, aber den Wein nahm er dankbar an, und sie zwangen ihn beinahe, sich etwas der Ruhe hinzugeben, mit der Versicherung, daß sie, sobald sein Diener und seine Pferde einträfen, für diese gebührend sorgen würden, bis er fähig wäre, seine Reise fortzusetzen.

Seine Reise konnte keinen Aufschub erleiden; das wußte er wohl. Daß sein junges Weib nicht zur Wittwe werde und sein Knabe eine Waise, trieb er seine Seele an, seinen Leib aufrecht zu erhalten für die Arbeit, welche beide auszurichten hatten. Zurück nach Nuera, um dieser Geliebten willen, in so fliegender Eile, als die schnellsten Pferde ihn tragen konnten, dann wieder nach Sevilla und an Bord des ersten nach einem fremden Hafen bestimmten Schiffes, das er antreffen würde. Sollte die von dem Inquisitor ihm gewährte Gnadenfrist für dies alles ausreichen? Sicherlich durfte kein Augenblick verloren werden.

„Ich will eine Stunde ruhen," sagte er, „aber ich bitte Euch, meine Väter, erweiset mir zuvor eine Liebe. Ist hier jemand, der Zeuge war von dem, was gestern geschah?"

Ein junger Mönch trat vor. Er führte ihn in die zum Ruhen angewiesene Zelle, und sich mit abgewandtem Gesicht an das kleine Fenster lehnend, stieß Juan erregt eine Frage hervor. Drei Worte umfaßten die Antwort:

„Friedlich, schweigend, rasch!"

Juans Brust hob sich und sein starker Körper erbebte. Nach langer Unterbrechung sagte er, noch ohne hinzusehen: „Nun erzählt mir von den andern, aber ihn nennt nicht mehr!"

„Nicht weniger als acht vornehme Frauen starben den Märtyrertod," sagte der Mönch, dem es diesem Zuhörer gegenüber nicht darauf ankam, seine Gefühle zu verbergen. „Eine von ihnen war Sennora Maria Gomez. Euer Herrlichkeit kennt wahrscheinlich ihre Geschichte. Ihre drei Töchter und ihre Schwester starben mit ihr. Als ihr Urteil gelesen war, umarmten sie sich auf dem Schafott und sagten sich mit Thränen Lebewohl. Dann trösteten

sie einander mit heiligen Worten über unsern Herrn und Seine Passion und die Heimat, die er ihnen im Himmel bereitet hat."

Hier hielt der junge Mönch einige Augenblicke inne; dann fuhr er mit zitternder Stimme fort: „Auch zwei Engländer und ein Franzose waren darunter, die alle mutig starben. Zuletzt Juliano Hernandez."

„O, erzählt mir von ihm!"

„Er starb, wie er gelebt hatte. Als er am Morgen in den Hof der Triana geführt wurde, rief er seinen Leidensgenossen zu: „Mut, Kameraden! Jetzt müssen wir uns bewähren als tapfere Soldaten Jesu Christi. Laßt uns vor den Menschen treues Zeugnis für Seine Wahrheit ablegen! Und in wenig Stunden werden wir das Zeugnis Seiner Zustimmung vor den Engeln empfangen und mit Ihm im Himmel triumphieren." Obgleich ihm Schweigen geboten wurde, fuhr er doch den ganzen Tag fort, seine Gefährten durch Gebärden zu ermutigen. Auf dem Quemadero kniete er nieder und küßte den Stein, auf dem der Brandpfahl errichtet war, und fuhr mit der Hand zwischen die Holzstöße, um seine Willigkeit zum Leiden zu bezeugen. Zuletzt aber, als er seine Hände im Gebet erhoben hatte, nahm einer der anwesenden Priester, Doktor Rodriguez, irrtümlich diese Stellung für ein Zeichen, daß er widerrufen wolle, und vermittelte ihm bei den Alguazils eine letzte Gelegenheit zum Reden. Er bekannte seinen Glauben in einigen kurzen Worten, und Rodriguez' Charakter kennend, sagte er ihm, er denke ebenso, verberge aber aus Furcht seinen wahren Glauben. Der zornige Priester befahl, sofort den Holzstoß anzuzünden. Es geschah, aber die Wachen durchbohrten mit freundlicher Grausamkeit den Märtyrer mit ihren Lanzen, so daß er ohne viel Schmerz hinüberging in die Gegenwart des Herrn, dem er so gedient hatte, wie wenige es zu thun gewürdigt worden sind."

„Und — Fray Constantino?" fragte Juan.

„Er war nicht mehr da. Gott hatte ihn hinweggenommen. Sie hatten nur noch seinen Leichnam zu verbrennen. Sie versuchten sein Andenken zu beschimpfen, indem sie sagten, er habe sich selbst das Leben genommen. Aber wir wußten das Gegen-

teil. Es ist uns zu Ohren gekommen — ich darf Euch nicht sagen wie, daß er in den Armen eines unsrer geliebten Brüder aus diesem Hause gestorben ist — des armen jungen Fernando, der ihm in Frieden die Augen zugedrückt hat. Aus einem der dunkeln, unterirdischen Kerker der Triana ist er unmittelbar in die Herrlichkeit Gottes eingetreten." *)

„Ich danke Euch für Eure Mitteilungen," sagte Juan langsam und mit mattem Ausdruck. „Und jetzt bitte ich Euch, mich allein zu lassen."

Nach geraumer Zeit öffnete ein Mönch leise die Thür des Zimmers ihres Gastes. Er saß auf dem für ihn bereiteten Lager, den Kopf in die Hände vergraben.

„Sennor," sagte der Mönch, „Euer Diener ist angekommen und bittet Euch, seine Verzögerung zu entschuldigen. Ihr habt ihm vielleicht Befehle zu erteilen."

Juan erhob sich mit Anstrengung. „Ja," sagte er, „ich danke Euch. Wollt Ihr noch so freundlich sein, ihm zu sagen, er solle augenblicklich frische Pferde besorgen und die besten und schnellsten, die zu haben sind?" Er suchte seine Börse, aber sich in demselben Augenblick erinnernd, was er damit gemacht hatte, zog er statt ihrer einen Ring vom Finger. Es war der Diamant des Sieur de Ramené. Sein Herz zuckte schmerzlich. „Nein, den nicht; davon kann ich mich nicht trennen." Er nahm statt dessen zwei andre — alte Familienkleinodien. „Befehlt ihm," sagte er, „dies Isaak Osorio zu bringen, der im Judenviertel wohnt, jedermann kann ihm das Haus zeigen! Er soll nehmen, was er ihm dafür

*) Bei dem Auto hatte man sein Bild in Lebensgröße gezeigt in seiner Amtstracht als Kanonikus und die Hände so ausgestreckt, wie er dies beim Predigen gewohnt gewesen war. Es rief dies jedoch einen so lebhaften Ausbruch der Erregung unter der Menge hervor, daß man sich genötigt sah, es zurückzuziehen.

Es war bei diesem Auto, wo Maria Gonzales verurteilt wurde, 200 Streiche zu leiden und zehn Jahre eingekerkert zu werden für die Freundlichkeit, die sie den Gefangenen erwiesen hatte. Eine ebenso strenge Strafe traf den Unterschließer Herera, weil er einer Mutter mit drei Töchtern, die in verschiedenen Zellen gefangen saßen, eine Unterredung von einer halben Stunde gewährt hatte, während die vielen Grausamkeiten und Unterschlagungen des nichtswürdigen Benevidio nur den Verlust seiner Stelle und Verbannung von Sevilla zur Folge hatten.

geben will und frische Pferde mieten — die besten, die er findet aus der Posada, wo er gerastet hat, und unsre eignen als Pfand da lassen. Er soll auch Mundvorrat besorgen, denn meine Angelegenheit fordert Eile. Ich will Euch hernach alles erklären."

Während der Mönch den Auftrag ausrichtete, saß Juan still, den Diamantenring betrachtend. Da dämmerten ihm langsam wieder die Worte auf, die Carlos an dem Tage gesprochen hatte, wo die scharfen Kanten seine Hand verletzt hatten. „Wenn Er mich zum Leiden beruft, kann er mir solche selige Gewißheit Seiner Liebe geben, daß ich in der Freude darüber Schmerz und Furcht nicht fühle."

„Könnte es möglich sein, daß Er es wirklich gethan hatte? O was gäbe er nicht um ein Pfand, sein brechendes Herz durch die Gewißheit zu trösten, daß es so gewesen sei! Und doch, warum erst noch nach einem Zeichen suchen? War nicht die heldenmütige Tapferkeit, die stille Geduld, die diesem jugendlichen, einst so zarten und schüchternen Bruder gegeben waren, ein ebenso klarer Beweis für den Sonnenschein des Gottesfriedens und der Gottesgegenwart als der Bogen in den Wolken es von der Sonne ist, die am Himmel scheint? Gewiß, aber doch war seine Seele erfüllt von leidenschaftlichem Sehnen nach einem Wort — nur einem Wort — von den Lippen, die jetzt Staub und Asche waren. „Wenn Gott mir das gäbe," seufzte er, „so könnte ich, glaube ich, um ihn weinen."

Da fiel es ihm ein, daß er die Brieftasche sorgfältiger untersuchen könne, als er es bisher gethan hatte. Don Juan war in letzter Zeit kein großer Leser gewesen, mit Ausnahme des Neuen Testaments. Statt das Buch geübten Auges rasch zu durchfliegen, fing er sorgfältig bei dessen Anfang an und las einige Seiten fleißig und mit mühsam gefesselter Aufmerksamkeit durch.

Der Schreiber der täglichen Aufzeichnungen, womit das Buch angefüllt schien, hatte seinen Namen nicht vorangesetzt, und so sah Juan ohne Schlüssel zu der Autorschaft nur die Ergüsse eines Büßers, mit dessen Gefühlen er wenig Sympathie empfand. Und doch überlegte er sich, daß, wenn der Schreiber der Mitgefangene seines Bruders gewesen war, irgend welche Erwähnung desselben doch schließlich seine ausdauernden Anstrengungen krönen würde.

So las er weiter, aber ohne großes Interesse, bis er endlich an folgende Stelle kam —

„Christus und Unsre Frau mögen mir vergeben, wenn es eine Sünde ist — oft kann ich selbst durch Gebet und Fasten nicht verhindern, daß meine Gedanken in die Vergangenheit wandern, nicht zu dem Leben, das ich lebte, oder zu der Rolle, die ich in der großen Welt gespielt habe, denn das alles ist *mir* gestorben, und *ich* bin dem allen gestorben. Aber zu den teuren Gesichtern, die meine Augen nie wiedersehen werden, meine Constanza," — Constanza, dachte Juan auffahrend, das war der Name meiner Mutter — „mein Weib, mein Kind. O Gott, trotz all Deines Erbarmens noch immer dieser Hunger und Durst des Herzens!"

Unmittelbar unter diesem Satz stand ein andrer. „21. Mai. Meine Constanza, mein geliebtes Weib, ist im Himmel. Es ist schon über ein Jahr her, aber sie haben es mir erst jetzt gesagt. Kommt der Tod wirklich nur zu den Freien?"

Aber noch ein andrer Satz fiel Juan in die Augen: „Brennende Hitze heute. Es würde kühl genug in der Halle zu Nuera sein, an den luftigen Abhängen der Sierra Morena. Wie mag es meinem verwaisten Juan Rodrigo dort gehen?"

„Nuera! Sierra Morena! Juan Rodrigo!" wiederholte der erstaunte Leser. Was hatte das alles zu bedeuten? Er war erstarrt, erschüttert, so daß ihm kaum Kraft blieb, einen Schluß zu ziehen. Endlich fiel ihm ein, das Ende des Buches aufzuschlagen, um zu sehen, ob da vielleicht ein Name geschrieben stände, der einen Schlüssel zur Lösung des Geheimnisses geben könnte.

Und da las er von einer andern wohlbekannten Hand die wenigen einfachen Worte, die Friede und Freude, Ruhe und Gewißheit in Ewigkeit atmeten.

Er drückte die geliebte Handschrift an seine Lippen, an sein Herz. Er schluchzte darüber und weinte so brennende Thränen, wie sie wohl kaum mehr als einmal einem starken Manne während seines ganzen Lebens in die Augen treten. Dann, sich auf die Kniee werfend, dankte er Gott, Gott, an dem er gezweifelt hatte, gegen den er gemurrt, den er beinahe gelästert hatte, und der doch

Seiner Verheißung treu geblieben war, treu Seinem geprüften und leidenden Knechte in der Stunde der Not.

Als er aufstand, schlug er das Buch von neuem auf und las diese köstlichen Worte wieder und wieder. Bis auf die ersten meinte er alles verstehen zu können: „Mein geliebter Vater ist in Frieden zu Ihm gegangen." Würden die vorhergehenden Aufzeichnungen irgend ein Licht auf diesen Ausspruch werfen?

Noch einmal kehrte er mit verändertem Gefühl und verschärftem Verständnis zu den Berichten über die lange Gefangenschaft des Büßers zurück. Langsam und allmählich enthüllte sich ihm das Geheimnis. Die Geschichte der letzten neun Monate von seines Bruders Leben lag klar vor ihm, und das Licht, das sie verbreitete, beleuchtete auch ein andres längeres, trüberes, weniger herrliches Leben.

Einen Absatz, beinahe den letzten und mit zitternder Hand geschrieben, las er immer aufs neue, bis seine Augen zu trübe wurden, um die Worte zu erkennen.

„Er bittet mich, für seinen abwesenden Juan zu beten und ihn zu segnen. Mein Sohn, mein Erstgeborner, dessen Angesicht ich nicht kenne, aber den Er mich lieben gelehrt hat, ich segne Dich! Mögen alle Segnungen auf Dir ruhen — die Segnungen des Himmels dort oben, die Segnungen der Erde hier unten! Aber für Dich, Carlos, was soll ich sagen? Ich habe keinen Segen, der für Dich ausreichte, kein Wort der Liebe, das tief und stark genug wäre, es mit Deinem Namen zu verbinden. Aber spricht nicht der, von dessen Zärtlichkeit Du mir sagtest, daß die unsrige nur ein Schatten von ihr sei: „Er wird schweigen in Seiner Liebe"? Aber möge Er mein Herz in Seinem Schweigen lesen und Dich segnen und Dir vergelten, wenn Du zu der Heimat eingehst, wo Dein Herz schon ist!"

Es mag zwei Stunden später gewesen sein, als derselbe freundliche Mönch, der Don Juan die Begebenheiten des Autodafé erzählt hatte, eintrat, um ihm mitzuteilen, daß sein Diener seine Befehle ausgeführt habe und mit den Pferden warte.

Don Juan stand auf und ging ihm entgegen. Sein Antlitz war traurig und würde wohl immer traurig bleiben, aber es war

ein Ausdruck darin, wie von jemand, der das Ende sieht und weiß, daß, wie dunkel auch der Weg sei, das Ende ewiges Licht ist.

„Schaut her, mein Freund!" sagte er, denn hier war kein Geheimnis nötig; die Wahrheit konnte niemand schaden. „Sehet, wie wunderbar es Gott mit mir und den Meinigen gemacht hat! Hier ist der Bericht von dem Leben und Sterben meines teuren Vaters. Dreiundzwanzig Jahre lang hat er in dem Dominikanerkloster, ein Gefangener um Christi willen, gelegen, und meinem heldenmütigen Bruder, dem Märtyrer, hat Gott den Ruhm und die Freude gegeben, das Geheimnis seines Schicksals zu enträtseln und so unsern jugendlichen Traum zu erfüllen. Carlos hat unsern Vater gefunden."

Er trat hinaus in die Halle und sagte den andern Mönchen ein dankbares Lebewohl. Der alte Fray Bernardo umarmte und segnete ihn mit Thränen, tiefgerührt durch die Ähnlichkeit, die er jetzt zum erstenmal entdeckte zwischen dem stattlichen Krieger und dem edlen, sanften Jüngling, dessen Freundlichkeit zu ihm bei seinem Aufenthalt im Kloster vor drei Jahren er sich wohl erinnerte.

Dann wandte Don Juan sein Angesicht gen Nuera, auf seiner Stirn einen Ausdruck mehr von geduldiger als von trauriger und starrer Ergebung und in seinem Herzen „einen Schmerz, so tief wie das Leben oder die Gedanken", aber keine Auflehnung und keine Verzweiflung. Es war etwas wie Resignation über ihn gekommen; er konnte schon sagen oder wenigstens zu sagen versuchen: „Dein Wille geschehe!" Und er sah schon wie in weiter, matter Ferne eine Zeit voraus, wo er sogar fähig sein würde, den Geist der Freude jener sieggekrönten Überwinder zu teilen, denen Gott in dem dunklen Kerker angesichts des Todes so wunderbar den Wunsch ihres Herzens gegeben und das Gebet ihres Mundes nicht versagt hatte.

Neunundvierzigstes Kapitel.

Abschied.

Etwa vierzehn Tage später lehnte eine dicht verschleierte Dame in tiefer Trauer über den Bord eines Kauffahrteischiffes und blickte in die smaragdgrünen Tiefen des Meerbusens von Cadix. Eine anständig aussehende ältere Frau mit einem hübschen dunkeläugigen Kinde auf dem Arm stand neben ihr. Sie schienen unter dem Schutze eines Franziskanermönches und eines hübschen, stattlichen Dieners zu stehen, dessen Haltung und Erscheinung sich in einigem Widerspruch mit seiner Stellung zu befinden schien. Unter der Schiffsmannschaft hieß es, die Dame sei die Witwe eines reichen Kaufmanns aus Sevilla, der vor einigen Jahren während eines Aufenthaltes in London eine Engländerin geheiratet hatte. Sie sei jetzt im Begriff, zu ihren Verwandten in dem ketzerischen Lande zurückzukehren, und es wurde ihr sehr viel Teilnahme gezeigt, da es hieß, sie sei sehr katholisch und sehr fromm. Ein deutlicher Beweis für diese Richtung war es, daß sie es wagte, als Privatkaplan den Franziskanermönch mit sich zu nehmen, welcher, wie die Seeleute meinten, wohl bald ein Märtyrer der Anhänglichkeit an seinen Glauben werden würde.

Wäre jedoch die Unterhaltung dieser Gruppe, als sie auf kurze Zeit auf dem Deck allein war, belauscht worden, so würden diese Illusionen bald zerstört worden sein.

„Trauerst Du, daß die Ufer unsers Spaniens vor unsern Augen verschwinden?“ fragte die Dame den angeblichen Diener.

„Nicht so, wie ich es einst gethan haben würde, meine Beatrice, obgleich es noch immer mein Vaterland, das liebste und schönste aller Länder für mich ist. Und Du, meine Geliebte?"

„Wo Du bist, Juan, da ist mein Vaterland. Außerdem", fügte sie sanft hinzu, „ist Gott ja überall, und bedenke, was es sein wird, Ihn in Frieden, ohne Furcht anbeten zu dürfen!"

„Und Du, meine wackere, treue Dolores?" fragte Juan.

„Sennor Don Juan, mein Vaterland ist dort bei denen, die ich am meisten liebe," sagte Dolores, ihre großen, gedankenvollen Augen, in deren trauervollen Tiefen dennoch ein in früheren Tagen unbekannter Ausdruck von Frieden wohnte, gen Himmel erhebend. „Was ist mir Spanien — Spanien, das dem Edelsten von allen nicht ein paar Fußbreit Erde zu einem Grabe gönnte!"

„Laß uns unsern letzten Blick auf diese Küsten nicht durch einen bittern Gedanken trüben!" sagte Don Juan mit der Sanftmut, die in letzter Zeit über ihn gekommen war. „Bedenke, daß die, die unserm Geliebten ein Grab verweigerten, machtlos sind, uns eine einzige köstliche Erinnerung an ihn zu rauben! Sein Grab ist in unsern Herzen; sein Denkstein ist der Glaube, den jeder von uns, die wir hier stehen, von ihm gelernt hat."

„Das ist wahr," sagte Donna Beatrice, „trotz all Deiner Lehren habe ich nicht verstanden, wie köstlich der Glaube ist, bis ich es durch seinen Tod gelernt habe."

„Er hat alles willig und freudig für Christum hingegeben," fuhr Juan fort, „während ich nichts hingegeben habe, bis es meinen Händen unfreiwillig entrissen wurde. Darum für ihn der „freudige Zugang", die „Krone der Herrlichkeit"; für mich heißt es im besten Falle: „Begehrest Du Dir große Dinge, begehre es nicht! Aber Deine Seele will ich Dir zur Beute geben, an welchen Ort Du ziehest." "

Fray Sebastian trat in diesem Augenblick näher, und zufällig die letzten Worte hörend, fragte er: „Habt Ihr schon einen bestimmten Plan, Sennor, wohin Ihr gehen wollt?"

„Ich habe keinen Plan," antwortete Juan, „aber ich denke, Gott wird uns führen. Ich habe allerdings einen Traum," fügte er nach einer Pause hinzu, „welcher vielleicht gelegentlich zur

Wahrheit wird — vielleicht auch nicht. Meine Gedanken wenden sich oft der großen Neuen Welt zu, wo doch wenigstens Raum für Wahrheit und Freiheit sein sollte. Es war der Traum unsrer Kindheit, nach der Neuen Welt zu gehen, um dort unsern Vater zu finden, und der geringere Teil davon fällt mir vielleicht noch zu, nachdem ein andrer, Würdigerer das Größere vollbracht hat." Seine Stimme wurde sanfter und sein ganzer Ausdruck gemildert, als er fortfuhr: „Ich freue mich, daß der Preis sein war und nicht mein. Es ist nur ein Unterpfand von dem edleren Sieg, dem größeren Triumph, dessen er sich jetzt erfreut unter denen, die auf ewig vor dem König der Könige stehen, berufen, erwählt und treu erfunden."

Historische Bemerkung.

Vielleicht fragt mancher denkende Leser, welcher der Erzählung in den vorliegenden Blättern gefolgt ist, wieviel daran Wahrheit und wieviel Erfindung sei. Da es des Verfassers einziger Zweck ist, die Wahrheit zu offenbaren, zu bekräftigen und zur Anschauung zu bringen, so giebt er freudig Antwort auf diese Frage. Es ist alles Wahrheit. Alles, was den Aufgang, den Fortgang und den Untergang der protestantischen Kirche in Spanien betrifft, ist streng historisch. Besonders gilt dies von der Geschichte der beiden großen Autos in Sevilla. Aber viel Interessantes über den Gegenstand blieb unerwähnt, weil nichts aufgenommen wurde, was nicht naturgemäß mit der Erzählung verschmilzt; denn sie ist nicht dazu bestimmt, an die Stelle der Geschichte zu treten, sondern nur zu ihrem Studium anzuregen. Ausgenommen bei Gelegenheit einer Unterhaltung mit Juliano Hernandez, einer andern mit Don Carlos de Seso und einiger Worte bei Vervollständigung der Geschichte von Losada sind die herrlichen Märtyrernamen unberührt geblieben durch die Hand der Erfindung. Es war das Gefühl für ihre Heiligkeit, welche den Verfasser einen nicht historischen, sondern typischen und erläuternden Charakter zu seinem Helden wählen ließ. Aber es ist nichts von ihm erzählt worden, was nicht wieder und wieder geschehen wäre, wenn wir den Akt der Barmherzigkeit ausnehmen, welcher einen Glanz über seine letzten Tage breitete. Er ist nur ein einzelnes Beispiel, eine Probe von dem gewöhnlichen Schicksal solcher Inquisitionsgefangenen, denen es gegeben wurde, bis zum Ende treu zu bleiben, und Gott sei Dank,

waren diese zahlreich. Er ist sogar ein günstiges Beispiel, denn die Gesetze der Kunst verlangen, daß in einem nicht ausschließlich geschichtlichen Werke über die schlimmsten Schrecken der Verfolgung ein Schleier gebreitet werde. Die, welche protestantische Schriftsteller der Übertreibung in diesen Dingen beschuldigen, wissen nicht, was sie sagen. Wir könnten leicht größere Abscheulichkeiten vorführen als diese, aber wir enthalten uns dessen.

Was die Freude und den Triumph betrifft, die wir dem standhaften Märtyrer am Ende seiner Laufbahn zugeschrieben haben, so besitzen wir tausend authentische Beweise, daß sie vielen wirklich gegeben waren; diese umfassen alle Klassen, alle Lebensalter und alle Verschiedenheiten der Charaktere und gehen durch alle Zeiten, von dem Tage an, wo Stephanus Christum zur Rechten Gottes stehen sah, bis zu den Märtyrern von Madagaskar, welche im Feuer Hymnen sangen und, so lange sie noch lebten, beteten, um dann sanft und friedlich zu sterben.

Es ist nicht Erfindung, aber wahrste Wahrheit, daß Er Seinen treuen Dienern selbst in diesem Leben alles hundertfach vergilt, was sie um Seines Namens willen thun oder leiden.

Inhalt.

			Seite
		Vorwort	V
Kapitel	1.	Die Knabenzeit	1
„	2.	Der Brief des Mönches	9
„	3.	Schwert und Priesterrock	13
„	4.	Alcala de Henarez	19
„	5.	Don Carlos vergißt sich	25
„	6.	Don Carlos vergißt sich noch weiter	35
„	7.	Das „desenganno“	40
„	8.	Der Maultiertreiber	48
„	9.	Eldorado gefunden	60
„	10.	Dolores	67
„	11.	Die Freude im Licht	77
„	12.	Das Licht scheidet sich von der Finsternis	80
„	13.	Sevilla	94
„	14.	Die Mönche von San Isodro	105
„	15.	Der große Sanbenito	112
„	16.	Willkommen daheim	119
„	17.	Enthüllungen	126
„	18.	Der alte Mönch	136
„	19.	Wahrheit und Freiheit	140
„	20.	Der erste Tropfen eines Gewitters	147
„	21.	Am Guadalquivir	152
„	22.	Die Flut bricht herein	158
„	23.	Die Schreckensherrschaft	166
„	24.	Ein Lichtstrahl	176
„	25.	Wartezeit	183
„	26.	Gonsalvos Rache	190
„	27.	Meines Bruders Hüter	202
„	28.	Sturm geerntet	211

			Seite
Kapitel	29.	Ein Freund bei Hofe	217
„	30.	Der Gefangene	232
„	31.	Dienende Engel	238
„	32.	Das Thal der Todesschatten	243
„	33.	Am andern Ufer	254
„	34.	Fray Sebastians Bedrängnis	265
„	35.	Der Vorabend des Auto	273
„	36.	„Das entsetzliche und erschreckliche Schauspiel“	283
„	37.	Ein Anfang und ein Ende	289
„	38.	Wieder in Nuera	295
„	39.	Zurückgelassen	303
„	40.	Ein „zufriedenstellender“ Büßer	311
„	41.	Noch mehr von dem Büßer	320
„	42.	Ruhige Tage	329
„	43.	Eldorado gefunden	339
„	44.	Ein Gefangener befreit	349
„	45.	Triumph!	356
„	46.	Ist es zu spät?	364
„	47.	Der Dominikaner-Prior	371
„	48.	Noch einmal San Isodro	380
„	49.	Abschied	390
		Historische Bemerkung	393

Buchdruckerei der Schreiberhau-Diesdorfer Rettungsanstalten.
Diesdorf bei Gäbersdorf, Kr. Striegau.